



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Siebenter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 7, 15-21. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Hütet euch vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind. An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Sammelt man denn Trauben von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? So bringt jeder gute Baum gute Früchte; der schlechte Baum aber bringt schlechte Früchte. Ein guter Baum kann nicht schlechte Früchte bringen, und ein schlechter Baum kann nicht gute Früchte bringen. Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird ausgehauen und in's Feuer geworfen. Darum sollet ihr sie an ihren Früchten erkennen. Nicht ein jeder, der zu mir sagt: Herr, Herr! wird in das Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters thut, der im Himmel ist, der wird in das Himmelreich eingehen.“

Ananias und Sapphira.

Der Ausdruck „falsche Propheten“ ist hier im weiteren Sinne zu nehmen für falsche Lehrer. Der Heiland warnt uns alle, lieber Leser, vor dem trügerischen, heuchlerischen Scheine, mit dem diese sich umgeben, — vor dem „Schafspelze“, d. i. vor einem beruhigenden, gefälligen Aeußern, vor glatten Worten, schmeichelnden Reden von Volkswohl, Freiheit und dergl. mehr: dahinter verbirgt sich nur zu oft ein „reißender Wolf“. Ein sicheres Kennzeichen ist das Leben, sind die Werke: Diese zeigen, was der Mensch eigentlich ist. Das beleuchtet dann der Heiland durch das Gleichniß von dem Baume; man erkennt dessen Güte oder Unpflanzigkeit an den Früchten; ja, (sagt der Herr) ebensowenig als der Dornenstrauch Feigen oder Trauben gibt, kann ein böser Mensch gute Werke aus seinem bösen Herzen fördern.

Die der Bergpredigt entnommenen, mahnenden Worte des Herrn verdienen namentlich in unsern Tagen die sorgfältigste Beobachtung. Wie viele „falsche Propheten“ gehen heute in den Fabriken und größeren Werkstätten um! Unter heuchlerischen Redensarten von Volksbeglückung, Bildung etc. suchen sie namentlich der jüngeren, urteilslosen Generation beizukommen, um, gleich „reißenden Wölfen“, Glauben und Gottesfurcht ihr zu rauben! Und erst die „falschen Propheten“ der schlechten Presse! Ich erinnere nur daran, daß der Erfurter sozialistische Parteitag „den befähigten Mitgliedern es zur Pflicht machte, daß eine Jugend-Litteratur zu stande komme, die in unterhaltender Weise, dem Wesen der Kindheit entsprechend, den Geist und das Gefühl der Jugend zu Gunsten des Socialismus weckt und bildet.“ Ich meine, lieber Leser, daß dies für jeden aus uns deutlich genug gesprochen sei. —

Wir bewunderten zuletzt die junge Kirche der apostolischen Zeit, weil sie jenes Wort des Herrn in so hohem Maße bewahrheitete: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr

Meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“ (Joh. 17.) — der hl. Lukas bezeugt es uns in seiner Apostelgeschichte: „Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, . . . und sie hatten alles gemein.“ (4, 32.) Aber der hl. Verfasser der Apostelgeschichte verschweigt auch nicht, was aus menschlicher Schwachheit von einzelnen gesündigt wurde, und wie der Herr strafend eingriff, um Seine Gemeinde zu läutern und zu heiligen. Hören wir darüber die Apostelgeschichte selber:

„Ein Mann aber, mit Namen Ananias, samt Sapphira, seinem Weibe, verkauften einen Acker; er behielt aber etwas von dem Erlöse zurück, mit Wissen seines Weibes; und er brachte einen Teil und legte ihn zu den Füßen der Apostel. Da sprach Petrus: Ananias, wie hat der Satan dein Herz versucht, daß du logst dem hl. Geiste und zurückbehäldest von dem Erlöse des Acker? Bist er nicht unverkauft dein eigen? und, wenn verkauft, war er nicht zu deiner Verfügung? Wie hast du nun solches dir in den Sinn kommen lassen? Du hast nicht Menschen gelogen sondern Gott! — Als Ananias diese Worte hörte, fiel er zu Boden und gab den Geist auf. Und große Furcht überfiel alle, die es hörten. Es standen aber Jünglinge auf und schafften ihn hinweg, und nachdem sie ihn hinausgetragen, begruben sie ihn. — Und es geschah nach Verlauf von etwa drei Stunden, da kam sein Weib herein, unbekannt mit dem, was geschehen war. Und Petrus sprach zu ihr: Sage mir, Weib, hast ihr den Acker zu ihrer Sage (angegebenen) Preis verkauft? — Sie antwortete: Ja, um diesen Preis. — Da sprach Petrus zu ihr: Warum seid ihr übereingekommen, zu versuchen den Geist des Herrn? Siehe, die Füße derer, die deinen Mann begraben haben, sind vor der Thüre und werden (auch) dich hinausgetragen! — Und sogleich fiel sie vor seinen Füßen nieder und gab den Geist auf. Die Jünglinge aber kamen hinein, fanden sie tot, trugen sie hinaus und begruben

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. Juli. 7. Sonntag nach Pfingsten. Cyrillus. Evangelium Matthäus 7, 15-21. Epistel Römer 6, 19-23. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. Kommunion der Marian. Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Dreifaltigkeit: Monatl. hl. Kommunion der Kinder. St. Martin: Um 1/9 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule an der Neuhäuser. Kapelle zu Stoffel: Fest der hl. 14 Nothelfer; 8 Uhr Hochamt mit sakramental. Segen. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Dominikanerkloster: Fest des hl. Johannes von Köln aus dem Dominikanerorden. 9 Uhr morgens feierl. Hochamt. Nachmittags 1/2 3 Uhr feierl. Vesper.
- Montag, 10. Juli. Felicitas mit ihren 7 Söhnen, Martyrer.
- Dienstag, 11. Juli. Pius I., Papst und Martyrer. Willmoth, 12. Juli. Rabor und Felix, Martyrer.
- Donnerstag, 13. Juli. Margaretha, Martyrin, Eugen, Bischof.
- Freitag, 14. Juli. Bonaventura, Bischof und Kirchenlehrer. Marien-Hospital: Fest des hl. Bonaventura. Nachmittags 1/6 Segensandacht.
- Samsstag, 15. Juli. Hilian. St. Lambertus: Morgens 5 Uhr Segensmesse, nachmittags 5 feierl. Auslegung der Reliquien des hl. Apollinaris, nach derselben Fest-Andacht.

sie bei ihm Manne. Und es kam große Furcht über die ganze Kirche und über alle die es hörten. Durch die Hände der Apostel aber geschahen viele Zeichen und Wunder unter dem Volke" (Apostelgesch. 5, 1—12).

Vor einigen Sonntagen hörten wir, lieber Leser, wie nachdrücklich der Herr die Seinigen vor der heuchlerischen „Gerechtigkeit“ der Pharisäer warnte. Dieser verderbliche Pharisäismus machte in dem oben erzählten Falle den Versuch, sich auch in die Kirche Gottes einzuschleichen. Ananias und Sapphira wollten vor den Mitgläubigen als mildtätig und opferwillig erscheinen, waren aber zu habüchlich, um den ganzen Erlös hinzugeben; deshalb behielten sie einen Teil davon zurück und belogen das Oberhaupt der Kirche. Diese ihre Sünde war um so größer, weil niemand sie zum Verkauf des Aekers oder zur Ablieferung des Kaufpreises veranlaßt oder genötigt hatte, — ihre wohlüberlegte Lüge schloß eine freche Beleidigung der kirchlichen Obrigkeit in sich; deshalb sagt der Apostel Petrus: „Du hast nicht Menschen belogen, sondern Gott!“

Diese Scheinwohlthäter hatten bei ihren Mitgläubigen schon den lauten, freudigen Beifall gefunden, um den es ihnen zu thun war; vermutlich haschten sie auch nach Gewinn, indem sie als Leute, die ihr Vermögen der Kirche geweiht hatten, in Zukunft auf Unterhalt aus der gemeinschaftlichen Kasse Anspruch machten, — sie die nur einen Teil des Erlöses darbrachten und diese Kleinigkeit heuchlerisch für das Ganze ausgaben, das Uebrige aber eigenmächtig und mißtrauisch zurückbehielten. Jedoch wie einst Jehova dem Heerführer Josue die geheime Frevelthat Agans entdeckt hatte, so enthüllt Er, der in's Verborgene sieht, nun dem Apostel Petrus das, was ihm „Fleisch und Blut nicht offenbaren“ konnten: Es war beim Einzug in das Gelobte Land (um 1450 v. Chr.), bei der Eroberung und Befestigung der Stadt Jericho, da befehlt ein Israelit aus dem Stamme Juda, mit Namen A g a n, gegen den ausdrücklichen Befehl des Herrn, einen Teil der Beute zurück, — einen rothen Mantel, zweihundert Seckel Silber und eine goldene Stange zu fünfzig Seckel, die Frevelthat wurde dem Heerführer Josue vom Herrn geoffenbart, der Verbrecher aber, nachdem er durch Loswerden entdeckt und zum Geständnis gebracht worden war, auf Gottes Geheiß vom Volke gesteinigt, und alles, was sein war, wurde im Feuer verbrannt (Josue 7.). Auch Petrus bedurfte keines menschlichen Anklägers, keines Zeugen: er erkannte im Heil. Geiste den jüdischen Ananias und Sapphira verarbeiteten Betrugs; und noch mehr! Gott Selbst richtet die Schuldigen, nachdem das Oberhaupt der Kirche ihnen ihre Frevelthat vorgehalten hat, ohne selbst ein Strafurteil auszusprechen.

Aber (wänte man fragen) war die Strafe nicht ungemein streng und hart? hätte nicht auf die Verurteilung des Ananias hingewirkt werden können? — Der hl. Cyrillus von Jerusalem beantwortet diesen Einwurf, wie folgt: Ananias wäre wohl nicht gebessert worden; denn wer solche Zeichen und Wunder der gesehen hatte, wie sie der Herr in den ersten Tagen der Kirche, von der wunderbaren Herabkunft des Heil. Geistes an, gewirkt, — wer solche Dinge gesehen hatte, ohne daraus für sein Glaubensleben entsprechendes Nutzen zu ziehen, der würde noch viel weniger auf anderem Wege zu einer Sinnesänderung gebracht worden sein. Die That dürfte also nicht so hingehen, sondern müßte, wie ein faulendes Geschwür, ausgeschnitten werden, damit nicht auch der übrige Körper angesteckt werde. — Ueber den Tod des Ananias und seines Weibes aber urteilt u. a. der hl. Augustinus: „Sie wurden mit der Geißel des (leiblichen) Todes geschlagen, damit sie nicht mit ewiger Strafe belegt werden müßten!“

Das von dem Willen der Apostel ganz unabhängige Gottesgericht, in seiner ganz unerwarteten Strenge, verlegte die Gesamtheit

der Gläubigen in heilige Furcht vor dem Herr der Kirche und erfüllte sie mit Ehrfurcht auch vor den Männern, die in seinem Namen als Apostel walteten. — wie es andererseits für uns, lieber Leser, eine Mahnung sein soll, den Nachfolgern der Apostel mit der ihnen gebührenden Ehrfurcht zu begegnen und ihrer Leitung in treuem Gehorham uns zu fügen.

S.

Unsere Kinder.

Von Dr. West.

VII.

Störungen der geistigen Entwicklung.

Auf jeder Stufe der in dem vorigen Briefe geschilderten Entwicklung können Störungen und Hemmungen derselben eintreten. Wie dort zuerst auf die ererbte Anlage zum geistigen Wachstum hingewiesen wurde, so kann auch hier damit begonnen werden, den Anteil der Erbllichkeit an Entwicklungsstörungen des geistigen Lebens festzustellen. Auch die Bedingungen zu einer mangelhaften und fehlerhaften Entfaltung der seelischen Fähigkeiten bringt das Kind gar oft schon mit in die Welt als trauriges Erbeil seiner Vorfahren. Vor nicht zu langer Zeit wurde ein Individuum als erblich belastet für geistige Störungen nur dann betrachtet, wenn die Familiengeschichte das Vorkommen von ausgeprochenen Geisteskrankheiten oder schweren Nervenleiden in der Vorfahrenschaft ergab. Neuere Erfahrungen haben dazu geführt, den Begriff der geistigen Belastung durch Ererbung weiter auszudehnen; sie haben erkennen lassen, das alles, was die körperliche und geistige Kraft der Eltern schwächte, für die Nachkommenchaft von verhängnisvoller Bedeutung werden kann; insbesondere sind für die Entstehung geistiger Entwicklungsstörungen bei den Kindern begünstigend Alkoholismus, Syphilis und sonstige chronische körperliche Krankheiten der Eltern. Freilich ist gerade dieses Gebiet am allerwenigsten von allen in der Biologie ohne Ausnahmen und ohne weiteres aus dem Umstand allein, daß bei den Vorfahren die genannten Krankheiten oder hygienischen Sünden stattgehabt haben, auf eine Disposition zu geistigen Entwicklungsstörungen und -alterationen zu schließen, ist nicht anständig. Belastete Kinder aber bieten oft mehr oder weniger deutlich, in größerer oder geringerer Auswähl kleine Veränderungen in ihrer körperlichen und geistigen Konstitution dar, sogenannte Degenerationszeichen, die wir schon früher anlässlich der Besprechung der Schädelentwicklung erwähnen konnten. Dort war besonders von der Asymmetrie in der Schädelform die Rede. Es kommen dann noch sonstige Mißbildungen am Gaumen, an den Ohren, Augen, auch an dem übrigen Körper, den Extremitäten usw. in Betracht, auch Störungen der Organfunktionen, der Muskeln, des Herzens, der Haut u. a. gehören zu den körperlichen Degenerationszeichen. Dazu treten dann Eigentümlichkeiten in den geistigen Lebensäußerungen.

Die Degenerationszeichen einzeln aufzuführen, ist im Rahmen dieses Briefes nicht möglich und auch kaum nötig. Denn einzeln und für sich allein kommt keiner aller dieser Störungen ein pathologischer Wert zu; denselben im Zusammenhange mit anderen Erscheinungen und Zeichen zu erkennen und zu deuten ist Sache des kundigen Arztes. Für alle Degenerationszeichen, die auf körperlichem wie auf geistigem Gebiete, gilt, daß sie bei erblich belasteten Individuen ebenso fehlen können, wie sie andererseits auch bei nichtbelasteten einzeln zu treffen sind. Auch können die geistigen Eigentümlichkeiten, die als Kennzeichen der sogen. „Entarteten“ gelten, recht wohl erworben sein.

Auf die Entwicklung des Neugeborenen auch in geistiger Hinsicht sind alle Faktoren, welche das körperliche Gedeihen beeinflussen, von Be-

deutung; das wurde am Schlusse des letzten Briefes eigens betont. Deshalb liegen die Wurzeln eines mangelhaften geistigen Wachstums recht oft in schädlichen Außenverhältnissen, in ungenügender Nahrung, schlechter Luft und Wohnung; besonders und mit Recht ist hier der „verdümmende“ Einfluß der Ueberfüllung der Wohnung auf die Kinder geschildert.

Die geistige Entwicklung kann im ersten Aufsteigen empfindlich getroffen werden durch das Auftreten der im frühen Kindesalter häufigen Affektionen des Gehirns und seiner Hülle. Nennlich können aber auch sonstige Krankheiten, speziell die mit hohem Fieber einhergehenden Infektionskrankheiten, Diphtherie, Typhus, in seltensten Fällen auch Scharlach, Masern u. a. dauernde Spuren der Verheerung in dem kindlichen Gehirn hinterlassen. Von den Erkrankungen des Nervenzentrums, Leitstanz, Epilepsie, Hysterie können Schädigungen der geistigen Konstitution gescheit werden, die bis in das spätere Alter verbleiben. Unreparabel pflegen die Hemmungen der geistigen Entwicklung zu sein, welche durch den gewohnheitsmäßigen Genuß des Alkohols hervorgerufen werden. Auch der Mißbrauch von sonstigen Reizmitteln, Kaffee, Thee usw. ist eine Sünde gegen die Hygiene. Es sei hier auch der Unsitte gedacht, den Kindern zur Verabreichung von Nahrungsmitteln und Abkochungen zu geben. Es sind im Gefolge dieses Verfahrens öfters die schwersten Entwicklungshemmungen der Intelligenz beobachtet worden.

Auf ein praktisch außerordentlich bedeutungsvolles Hindernis der geistigen Entwicklung will ich hier aufmerksam machen, auf das Bestehen von Wucherungen im Nasenrachraum. Die Kinder welche daran leiden, sind äußerlich kennbar daran, daß sie immer, weil die Luftpassage durch die Nase verlegt ist, den Mund aufhaben, besonders auch beim Schlafen. Die Kinder sind während der Nacht sehr unruhig, schnarchen immerzu und entbehren der erholenden Ruhe. Der Gesichtsausdruck eines solchen Kindes nimmt bald den eines beschränkten Menschen an. Die Mahnung der Eltern, welche oft aus Unkenntnis der Sachlage an das Kind gerichtet wird, den Mund zu schließen, kann natürlich nicht befolgt werden. Sehr bald treten auch Störungen des Gehörs hinzu. Die Beeinträchtigung des geistigen Wachstums durch das körperliche Uebel wird oft erst in der Schule bemerkbar, wo die Kinder durch schlechte Leistungen sich auszeichnen, manche geradezu als schwachmüdig erscheinen. Die Operation, welche in der Entfernung der Wucherungen besteht und ungefährlich ist, schafft hier oft Wunder und nach derselben schreitet die geistige Entwicklung ungestört weiter.

Eine Hemmung im Fortschritte der geistigen Fähigkeiten wird manchmal verursacht durch Kopfverletzungen insofern Sturzes u. s. w. Dies kann geschehen sowohl durch Vermittlung von Hirnströmungen, die im Gefolge der Verletzung auftreten, als nicht selten auch durch den Schreck, der mit einem Falle verbunden ist. Man hat geistige Schwachzustände bis zur völligen Verblödung entstehen sehen, für die vorausgegangene, sei es auch schon vor längeren Jahren, Kopfverletzungen verantwortlich gemacht werden mußten.

Regelwidrigkeiten im geistigen Wachstum und Leben sind im Pubertätsalter häufig, besonders eben bei erheblich belasteten Kindern. Auf die Veränderungen und Umwälzungen des Organismus, welche diese Periode bedingt reagiert das Gehirn- und Nervenleben äußerst empfindlich.

Wollten wir auch nur flüchtig den Anteil festzustellen suchen, der einer verkehrten Erziehungsweise bei der Entstehung von geistigen Entwicklungsstörungen zukommt, so würden wir uns auf ein Gebiet begeben, aus dem ein schleuniger Rückzug, wie es die enge Fassung dieser Briefe erfordert, nicht möglich wäre. Die häuslichen Erziehungsmaßregeln spielen hier

eine ungleich wichtigere Rolle, als die vielangesehene Ueberbürdung in den Schulen. Während in den erlernten Verbesserungen und Fortschritten sich nur langsam bemerkbar machen, hat man die Ueberbürdungsfrage in den Schulen gründlich studiert und auf Grundlage eines durch ebenso geistvoll wie gewissenhaft ausgeführter Untersuchungen gewonnenen Materials schafft man Reformen, welche geeignet sind, den Faktor der Ueberbürdung aus der Entstehungsgeschichte geistiger Störungen auszuschalten. In letzter Linie liegt aber auch hier die Entscheidung im Elternhause, wo man oft durch das Streben, die Kinder um allen Preis und mit großer Anstrengung über die Schranke, welche durch die natürliche Anlage gesetzt ist, hinaus geistig vorwärts zu bringen, großen Schaden stiftet und das Gegenteil von dem, was man wünscht, bewirkt. Oft ist es auch eine besonders gute Veranlassung der Kinder, welche die Eitelkeit der Eltern anspannend, letztere zu Mißgriffen veranlaßt. Ueber die frühreifen Wunderkinder urteilt der Arzt anders als die Eltern. Es sind dies meist erblich belastete Kinder mit einer einseitigen Anlage, welche früh ausgenützt zu glänzenden Leistungen führen kann, aber oft früh wieder und am häufigsten zur Zeit der beginnenden Reife versiegt. Bei der Entstehung geistiger Anomalien im Kindesalter ist nicht unwichtig das Moment der Nachahmung. Durch Nachahmung und eine Art geistige Ansteckung kann es sogar zu förmlichen Epidemien von Geisteskrankheiten kommen, wie sie die Geschichte vielfach verzeichnet und wie ja immer von Zeit zu Zeit die Tagesblätter von geistigen und nervösen Störungen ganzer Schulen, Pensionaten n. f. w. zu berichten wissen.

Die aus allen oben genannten Ursachen entspringenden Entwicklungshemmungen können, was die Regel ist, allmählig sich bemerkbar machen oder die Störung tritt plötzlich auf und zerstört das junge geistige Wachstum wie ein Nachtrost die Maienblüte. Auf jeder Stufe des Entwicklungsverlaufs können die störenden Umstände dazwischen treten und je nach dem Alter des Kindes werden die Folgen verschieden sein. Endlich kann das geistige Leben Defekte erleiden in seinen verschiedenen Richtungen, sowohl in Beziehung auf das Wachsein der Intelligenz, sowie auf die Entwicklung der moralischen Ideen. Die Hemmungen können einen stärkeren oder geringeren Grad annehmen. Aus allen diesen Gründen gestalten sich die Bilder, unter welchen die Entwicklungsstörungen uns entgegentreten, außerordentlich bunt und mannigfaltig. Ihre schwersten Formen sind auf der einen Seite die Idiotie, auf der andern die ethische Entartung. Auch die bei Erwachsenen gewöhnlichen Formen der ächten Geisteskrankheiten der Melancholie, des Wahnsinns, der Verirrtheit und so weiter werden immer mehr bei Kindern beobachtet, sowie ja auch bekanntlich der Selbstmord bei Kindern zugenommen hat. Es ist kein Zweifel, daß die normale Entfaltung und Ausherrung des seelischen Lebens auch bei Kindern immer mehr gefährdet sein wird, je eifriger diese schon an dem hastigen Leben und Treiben, nervösen Arbeiten und Genießen der Erwachsenen partizipieren während auf der andern Seite die Bekämpfung sozialer Nothstände auch der Entwicklung geistig gesunder Individuen förderlich sein wird.

Die Lawine als Ketter.

Skizze aus dem Goldgräberleben in Kalifornien.
Von Harry Bill.

Der Ruf, welchen Saddle-Hoß Peter in den Goldgräber-Lagern des San Juan-Distriktes genos, war ebenso schlecht, wie seine kriechende kleine Gestalt widerwärtig und seine rauhe, heisere Stimme unangenehm. Er hatte ganz das Aussehen eines verwachsenen Knaben, welcher sich ziellos herumtrieb, der die Leute mit einem teuflischen Grinsen ansah

und jedermann, wenn in seiner Nähe, ein Gefühl der Unbehaglichkeit einflößte.

Waren auch seine körperlichen Bewegungen langsam, so arbeiteten doch seine Gedanken sehr rasch; auch war er kräftig, wie eine wilde Bestie. Sein Ruf war der eines Falschspielers, Räubers und Pferdebiebes. Er war aus Leadville wegen seiner Stehlerereien verjagt worden; war nur mit Mühe der Lynchjustiz entgangen und hatte sich in der Nähe dieses Lagers, welches im Schatten des mächtigen Bergriesen King Salomon lag, niedergelassen.

Das Lager befand sich hoch oben in den Felsengebirgen und fast Keuzschmel seiner Bewohner verließen es alljährlich, ehe die ersten schweren Winterstürme über den Ort hereindrachen. Es zählte daher niemals mehr wie 100 Mann und einige Frauen während der eisigen Wintermonate. Die guten Leute hatten während dieser Zeit fast nichts zu thun, als sich nach Kräften die Langeweile zu vertreiben. Es waren auch ordnungsliebende Leute, weshalb sie keiner Friedensbeamten im Orte bedurften, und letztere zogen daher regelmäßig mit der Mehrzahl der Bewohner von dannen, um den Gefahren der sehr strengen Winter zu entgehen.

Einer von denen, die nicht mit der Mehrheit gingen, war der Saddle-Hoß Peter. Er bildete überhaupt immer eine Minderheit für sich. Er glaubte den Winter mit uns verbringen zu können, hatte aber die Rechnung ohne den Zahlmeister Bill und Big Frank gemacht. Die beiden letzteren nämlich, welche vom ganzen Lager als die Leiter der Ortsangelegenheiten betrachtet wurden, hatten dem Peter in unerblicklicher Weise zu verstehen gegeben, daß seine Anwesenheit im Orte nicht erwünscht ist; daß er deshalb das Lager verlassen müsse und daß seine etwaige Rückkehr nur mit seinem Tode enden würde. Saddle-Hoß Peter verstand diese Drohung und verschwand auch vor dem Eintreffen des zweiten Schneesturmes; wohin, das wußte niemand.

Der Prediger Tom, der im vorherigen Frühjahr nach dem Lager gekommen war, hatte einen guten Eindruck gemacht und war daher ebenfalls zurückgeblieben, obgleich die Leute ihn weniger kannten und es ihnen völlig gleichgültig war, ob er ging oder verbliebe. Die Zurückbleibenden waren nämlich keine Kirchengesellen und da der Prediger die Absicht geäußert hatte, keine Predigten halten zu wollen, so erhob auch niemand Einwand gegen sein Verbleiben. Als Ursache für sein Verweilen führte er an, daß im Falle des Ablebens eines Mitglied des Lagers seine Dienste notwendig sein würden.

Die außergewöhnliche Strenge und Länge des Winters veranlaßte Zahlmeister Bill, sich um den Stand der Finanzen des Predigers zu erkundigen und da er erfuhr, daß derselbe wahrscheinlich vor der Rückkehr der Gemeinde mittellos sein würde, so machte er den Männern des Lagers den Vorschlag, eine Subskription für den Prediger zu veranstalten.

Sein Vorschlag wurde sofort acceptiert und Zahlmeister Bill selbst überreichte dem Prediger einen Hut voll Geldes, begleitet von einer der Gelegenheit entsprechenden kurzen Ansprache, in welcher er dem Prediger Tom anriet, die Geber in Hochachtung für ihren guten Willen zu halten.

Prediger Tom erklärte jedoch, das Geld nicht annehmen zu wollen, wenn man ihm nicht Gelegenheit gebe, es zu verdienen.

Es will doch keiner von uns sterben, bloß um Euch Gelegenheit zu geben, dies Geld zu verdienen", warf Bill ein; "wir möchten lieber, daß Ihr für unsere andauernde Gesundheit betet, gerade so, wie wir für Euerer Gesundheit tranken, als wir dies Geld für Euch gesammelt."

Prediger Tom lachte und meinte, er hege keine Wünsche nach dem Ableben von irgend jemand.

An jenem Abend erschien Tom in der Wirtschafft vom Big Frank, wo alle Männer des

Lagers versammelt waren und die dort aufgelegte Bank zu sprengen veruchten. Sein Erscheinen verursachte ein ziemliches Aufsehen und einige abergläubige Spieler verloren je den weiteren Einsatz im Spiel. Als eine Stunde zu Ende war, bat Prediger Tom um einen Augenblick Aufmerksamkeit, stieg dann auf einen Stuhl und erklärte, nachdem er nochmals den freundlichen Gebern gedankt hatte, daß er alle, die nach dem kleinen Schulhause kommen würden, am Sonntag Abend eine halbe Stunde amüßieren würde, ohne ihnen eine Predigt zu halten. Er könne nämlich ihr Geld nicht annehmen, ohneweitstens etwas dafür zu thun.

Der Vorschlag wurde allseits angenommen; man bot dem Prediger eine Cigarre an und trank auf seine Gesundheit, während er rauchte; dann wurde das Spiel wieder fortgesetzt.

Bald darauf war Prediger Tom nach seiner primitiven Holzhütte zurückgekehrt, hatte das Feuer zur hellen Flamme angefacht und sich daneben gesetzt, um sich etwas aufzuwärmen zu lassen. Draußen herrschte eine bittere Kälte und der hartgefrorene Schnee lag fußhoch. Er dachte an das Geschenk und an die Gutherzigkeit der rauhen Geber. Warm geworden, begab er sich nach seinem Koffer, in welchem er den kleinen Schatz an Gold- und Silbermünzen geborgen hatte, um sich an dem Publikum deselben zu freuen.

Der Schatz war fort. Vergebens suchte er die ganze Hütte durch; er konnte auch nicht glauben, daß irgend einer der Männer des Lagers, die doch so bereitwillig ihr Scherflein beigezeichnet hatten, zum Diebe geworden sei. Das Geld war aber trotzdem fort, und der lange hirschederne Beutel, auf welchem sein Namenszug in Seide gestickt war und in welchem er das Geld geborgen hatte, lag leer hinter dem Koffer.

Als Prediger Tom am nächsten Tage Zahlmeister Bill begegnete, teilte er ihm den erlittenen Verlust mit. Bill war erstaunt. Er glaubte nicht, daß irgend ein Mann im Lager gemein genug wäre, dies Geld gestohlen zu haben; "wenigstens nicht des Predigers Geld".

Die Geschichte vom dem Diebstahl wurde im Lager weiter erzählt, und während viele verwundert den Kopf schüttelten, gab es andere, die verständnisvoll lächelten und erklärten, der Prediger wäre wohl sehr ungerecht gewesen und das Geld würde sich sehr schon noch finden.

Der Sonntag Abend kam. Die roten Strahlen der untergehenden Sonne ließen den Eis- und Schneemantel des mächtigen Bergriesen King Salomon im tiefsten Purpur erglänzen; es war ein so gewaltiger und herrlicher Anblick, wie ihn Sterbliche nur selten zu genießen bekommen. Die Männer des Lagers und auch einige Frauen, die seit ihrer Kindheit weder Schule noch Kirche mehr besucht hatten, wanderten nach dem Schulhause, wo der Prediger seinem Versprechen gemäß, humoristische Erzählungen vorlas, welche seine Zuhörerschaft in die beste Stimmung versetzten.

Als Tom seine Vorlesung beendet hatte und eben gute Nacht sagen wollte, erhob sich Zahlmeister Bill von seinem Sitze und erinnerte die Anwesenden daran, daß sie vor einigen Tagen beschlossen hätten, einen Fonds zum Bau einer Kirche sammeln zu wollen.

"Ich glaube nicht, daß irgend einer von Euch die Absicht hat, von jenem Beschluß zurückzutreten. Wenn Ihr die Absicht hegt, so sagt es jetzt."

Niemand erhob seine Stimme und wieder wanderte ein Hut von Mann zu Mann, doch war die Gesamtsumme, welche in des Predigers hirschedernen Beutel floß, diesmal nicht so groß, wie das erste Mal.

Der Himmel hatte sich eintrüben umwölkt, im Lager herrschte tiefe Finsternis und langsam und beständig fielen große Schneeflocken

zur Erde, welche auf einen schweren Schneefall schließen ließen; Tom begab sich nach seiner Hütte. Er war gerade durch die Thüre derselben getreten, als sich eine schwere Hand um seine Kehle legte und eine rauhe Stimme rief:

„Gebt mir das Geld! Rasch!“
Der Prediger war aber keineswegs ein Feigling. Er nahm den Kampf mit seinem Angreifer auf und bald rollten beide in den weichen Schnee vor der Thüre. Die schwere Faust jedoch schürzte ihm stärker und stärker die Kehle zu. Er hörte noch wie sein Angreifer durch die Zähne äschzte:

„Verdammt Schnee; eine Stunde früher wäre alles in Ordnung gewesen.“

Dann schwanden ihm die Sinne, während die Schneeflocken unaufhörlich zur Erde herabfielen. Er wußte nicht, wie lang er dort gelegen hatte. Als er aber wieder zu sich gekommen, waren seine Glieder so steif geworden, daß er kaum in die Hütte kriechen konnte. Er war so vollständig erschöpft, daß er bis tief in die Nacht hinein halb bestimmungslos auf seinem Bette ruhte. Dann stand er auf und blickte in die Nacht hinaus. Draußen wütete ein so furchtbarer Schneesturm, daß kein menschliches Wesen es wagen durfte, sich hinaus zu begeben.

Er zündete sich daher ein frisches Feuer an, setzte sich dazu und dachte über den Vorfall nach. Die Stimme des Räubers, deren sonderbaren rauhen Klang, hatte er schon früher gehört, doch bemühte er sich vergebens auch das Bild des Besizers derselben sich ins Gedächtnis zu rufen. Endlich schlief er unter der Einwirkung der wohlthätigen Wärme wieder ein.

Es war bereits Mittag, als er abermals erwachte. Draußen glänzte die Sonne am azurblauen, unbewölkten Himmel und ihre warmen Strahlen begannen den auf den Dächern der Hütten liegenden Schnee zu schmelzen. Es war ein rechter Frühlingstag nach dem schweren Sturme; doch brachte er keine Freude dem Herzen des Predigers.

Die Besucher des Wirtshauses von Big Frank hatten sich soeben wieder zu ihrer liebsten Beschäftigung, dem Hazardspiele, niedergesetzt, als Tom mit geisterhaft-bleichem Antlitz die Wirtsstube betrat, und gleich darauf mit zitternder Stimme sein nächtliches Erlebnis erzählte.

„Er schauspielert gut,“ warf höhnisch Big Frank ein; „Ihr habt 'ne ziemlich gute Maske in Eurem Gesichte; solltet Schauspieler sein; dann habt Ihr eine gute Gelegenheit, wenn das Dingel-Zangel nächstes Frühjahr hier beginnt, Geld zu verdienen.“

Diese beißende Rede wurde von den Anwesenden mit lautem Gelächter belohnt. Der Prediger war aber stumm vor Staunen und Scham. Wie konnte er sich vor diesen Männern rechtfertigen, die gleich seinen ersten Worten volles Mißtrauen entgegenbrachten? Stumm wendete er sich zum Gehen.

„Halt an!“ schrie Zahlmeister Bill. „Dies ist zum zweiten Mal, das Ihr uns erzählt, Ihr wäret beraubt worden in diesem Lager, und immer war es unser Geld, Geld, das wir Euch geschenkt. Jetzt müßt Ihr's beweisen, denn wir erlauben keinem Mann, uns zu beschuldigen, daß wir ihn zum zweiten Mal beraubt haben, ohne daß er's beweist.“
„Wir wollen Beweise! Beweise!“ schrie die Menge wütend.

Tom stand still und bleich wie der Tod. Er konnte nicht sprechen.

Als keine Antwort folgte, schrie Bill wieder: „Und Ihr müßt auch beweisen, daß Ihr nicht auch andere von uns, außer Euch selbst, beraubt habt. In mehr wie einer Hütte ist letzte Nacht eingebrochen worden; wenn Ihr nicht der Eindrehler seid, so beweist es doch!“

Tom konnte kein Wort herbeibringen; könnte er sich nur jener Stimme erinnern! Vergebens; sein Gedächtnis ließ ihn im Stich. Er stand vor der höhnennden, ihn mit Beschul-

digungen überhäufenden Menge, stumm, als ob er sprachlos geboren worden wäre. Während dessen hatte sich Big Frank ein Komitee von drei Mann gewählt, war mit diesen nach Tom's Hütte gegangen und hatte von dort ein kleines Klumpchen Gold mitgebracht, welches er in der Thüre der Hütte gefunden und das ihm gehört hatte.

Mit diesem furchtbaren Beweis gegen den unglücklichen Prediger war nun Big Frank vor die Menge getreten und hatte ihn direkt der Diebstahle beschuldigt. Die Männer fluchten und drohten.

„Ihr habt keinen Beweis für Eure Unschuld,“ donnerte ihn der Zahlmeister Bill an; „wir aber haben diesen Beweis Eurer Schuld! Was habt Ihr jetzt zu sagen?“

Tom sah, daß alle Hoffnung vergebens, und seine letzten Kräfte aufraufend, sagte er: „Gentlemen, ich sehe keine Hoffnung, meine Unschuld zu beweisen; aber ich bin unschuldig. Der Räuber mußte dies Klumpchen Gold im Kampf mit mir verloren haben. Könnte ich mich seiner Stimme entsinnen, dann könnte ich Sie alle überzeugen von der Wahrheit meiner Worte.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Es war einer, der einmal hier unter Ihnen gelebt hat. Er kann nicht weit von hier jetzt sein, vielleicht in einer verlassenen Mine hausen. Er ging nach dem Gulch zu, das ist alles, was ich weiß. Macht nun mit mir, was Ihr wollt.“

Die Männer waren in einer bösen Stimmung und glaubten ihm nicht. Nur das Erscheinen jenes Mannes, des wirklichen Räubers, hätte sie beruhigt. Die Menge wurde stets unruhiger.

„Der Prediger hat gelogen,“ bemerkte kühl Big Frank.

„Er ist ein undankbarer Räuber,“ setzte Zahlmeister Bill hinzu.

„Hängt ihn!“ schrie da ein Mann aus der Menge.

Gleich dem Draußen eines Sturmes äußerte sich nun die Wut der Menge. Der Prediger war verurteilt zum Tode. Gleich wilden Bestien ergriffen sie ihn und schleppten ihn nach dem oberen Ende des Lagers. Seine anheimelnde Lndankbarkeit hatte alle Herzen gegen ihn erbittert. Es erhob sich keine Hand, keine Stimme zu seinen Gunsten.

Rasch wurden zwei Häßer unter den starken Äste eines Baumes gehoben und ein Brett darüber gelegt. Das eine Ende des Tanes wurde am Äste befestigt, in das andere eine Schlinge gemacht und diese dem zitternden Prediger, der auf das Brett steigen mußte, um den Hals gelegt. Galgen, Henker und Opfer waren in wenigen Minuten zur Ausführung fertig.

„Seid Ihr fertig?“ schrie der Führer des Mob den zwei Männern zu, welche die Häßer anzustoßen hatten.

„Gebt ihm noch eine Gelegenheit zu sagen, wer ihn beraubt hat,“ forderte Zahlmeister Bill von dem Mob.

Auf dem primitiven Schaffot stehend, mit der Schlinge bereits um den Hals und einem schmachvollen Tod vor Augen, sah Tom plötzlich wieder das häßliche Angesicht seines Angreifers im Geiste vor sich und wie ein Jubelruf, wie ein Schrei der Erlösung klang der Name aus seiner Kehle:

„Saddle-Hoß Peter!“

Die Menge hatte fast atemlos gehört; jetzt brach sie in laute Hohnrufe aus.

„Nein! Nein!“ schrien einige, „das kann nicht wahr sein. Er war schon längst aus dem Lager vertrieben und würde sich auf keinen Fall hier herum gezeigt haben. Rat noch 'mal, Prediger!“

„Ihr müßt den Saddle-Hoß Peter selbstlich herschaffen, eh' das Gericht diesen Beweis zuläßt,“ rief Bill.

„Nochmals. Seid Ihr fertig,“ donnerte Big Frank.

„Ja!“ kam kühl und entschlossen von den beiden Männern die Antwort.

„Gebt ihm doch Zeit zum Beten“, rief nunmehr einer der Zuschauer unwillig aus.

„Dann bete, aber rasch!“ erwiderte der Führer des Mobs.

Tom stand lezengerade mit leicht gebeugtem Haupte; dann begann er langsam aber mit fester Stimme zu beten.

Was ist das? Seht! Er unterbrach sein Gebet und sah den Bergabhang hinauf. Die Menge hörte und sah, und stand wie festgewurzelt. Der Ausdruck des Schreckens spiegelte sich auf ihren Gesichtern. Von oben ertönte ein Donnern und Krachen und Knistern. Wie das Draußen der tosenden Brandung am Meeresufer, wie das dumpfe Rollen in der Erde bei Erdbeben, so klang es den Leuten in die Ohren, und eine riesige Schneemasse, eine alles vor sich herreisende zerschmetternde Schneelawine kam mit Blitzgeschwindigkeit den Abhang herabgeschossen.

Die Männer und Frauen hatten sich wie eine Herde erschreckter Tiere zusammengekauert. Diese rauhen furchtlosen Naturen zitterten gleich Kindern angesichts der Lawine.

Ein Sturm und loser Schnee wirbelte um sie herum, dann war alles ruhig. Die Lawine hatte ihre Wucht in der Ebene verloren, der Rand derselben reichte bis zur Hinrichtungsstätte, wo der Prediger noch des Todes wartete.

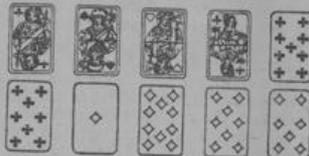
Da blickte die Menge, wie von einem Alpdruck befreit, erleichtert auf. Auf dem Rande der Schneemasse und fast zu ihren Füßen, unter Trümmern entwurzelter Bäume und Felsblöcken, lag eine menschliche Gestalt, tot und gefroren. Fest an die Brust gedrückt, hielten die Finger der Leiche den Hirschlederbeutel des Predigers Tom.

Ein Schrei der Erlösung ertönte unter dem Baume! Die Menge wich schauernd, erschüttert zurück!

Die Leiche war die des Saddle-Hoß Peter!

Skatenaufgabe.

W. (der Spieler in Mittelhand) verliert ein Treff-Handspiel auf folgende Karte:



Der Spieler bekommt zwei Asses und zwei Zehnen zum Stich, gleichwohl kann er nicht verhindern, daß die Gegner auf 60 kommen. Bei Carreau-Handspiel hätte er zwar sieben Trümpe gehabt, aber erfahrungsmäßig ist es schwer, ein Siebentrümpfiges durchzubringen. Hier mußte der Spieler, falls die anderen Treff in einer Hand sitzen, darauf rechnen, drei Stiche mit zunächst 28 Augen abzugeben, dabei 2 Asses und 1 Zehn 32 gewimmelt werden, so daß das Spiel so gleich herum wäre. Das Treff-Handspiel erweist sich deshalb weitaus sicherer. Wie müssen die Karten sitzen, daß es trotzdem bei regelrechtem Spiel verloren wird.

Rätsel.

Ein Gebäude steht da aus uralten Zeiten,
Es ist kein Tempel, es ist kein Haus;
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitet's nicht aus!
Jahrhunderte sind darüber gestiegen,
Es tropte der Zeit und der Stürme Meer:
Frei steht es unter dem himmlischen Vogen,
Es reicht in die Wolken, es neigt sich im Meer!
Nicht eitle Prahlucht hat es getürmet,
Es dienet zum Heil, es reitet und schirmt;
Seinesgleichen ist nicht auf Erden bekannt —

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Wortspiel: Ei, er, Eier, Geier, Leier, Feier, Meier.
Atrorichon: Söhne, Helm, Ampel, Krete, Ebro, Seil, Palme, Eber, Angel, Reim, Euten. — Shakespeare.



Berichtswortl. Redakteur: Anton Stehle.
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 16, 1-9. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Es war ein reicher Mann, der hatte einen Verwalter, und dieser kam zu ihm und sprach zu ihm: Darum höre ich das von dir? Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung; denn du kannst nicht mehr Verwalter sein. Der Verwalter aber sprach bei sich: Was soll ich thun, da mein Herr die Verwaltung mir abnimmt? Graben kann ich nicht, und zu betteln schäme ich mich. Ich weiß, was ich thue, damit, wenn ich von der Verwaltung entfernt sein werde, sie mich in ihre Häuser aufnehmen. Er rief nun alle Schuldner seines Herrn zusammen, und sprach zu dem ersten: Wie viel bist du meinem Herrn schuldig? Dieser aber sprach: Hundert Tönnen Öl. Und er sprach: Nimm deinen Schuldschein, setz dich geschwind und schreibe fünfzig. Dann sprach er zu dem anderen: Nimm deine Handschrift und schreibe achtzig. Und es lobte der Herr den ungerathenen Verwalter, daß er klug gehandelt habe; denn die Kinder dieser Welt sind in ihrem Geschlechte klüger als die Kinder des Lichtes. Auch ich sage euch: Macht euch Freunde mittelst des ungerathenen Reichthums, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch in die ewigen Wohnungen aufnehmen.“

Die zwölf Apostel vor dem Hohen Räte.

Das Gleichniß des Evangeliums ist nach dem hl. Augustinus, wie folgt, zu verstehen: der Verwalter ist der Mensch. Wie nun jener Verwalter, der mit fremdem Gute sich Freunde erworb, es klug anstellte, um sich für das Leben dieser Welt zu erhalten, so sollen auch wir so klug sein, mittels der uns verlassenen Güter dieser Welt, die ja nicht unser wirkliches Eigentum, sondern nur Mittel zu einem höheren Ziele sind, — uns Freunde für das ewige Leben zu erwerben: durch Werke der Barmherzigkeit können wir uns die Armen, die Dürftigen zu Freunden machen, die durch ihr Gebet uns die Gnade der Bekehrung erwirken. — Der reiche Mann lobt an jenem Verwalter die Klugheit und List (nicht die Ungerechtigkeith), und der Heiland muntert geradezu auf, unsrerseits auf dem Heilsgelände das Beispiel der Weltkinder nachzuahmen: wie diese nämlich Alles und Jedes klug zu benutzen wissen, was ihre Bereicherung, ihre Geschäfte fördert, so sollen auch die Kinder des Lichtes mit einer heiligen Klugheit Alles und jedes benutzen, um an himmlischen Gütern, an Tugend und Heiligkeit, reich zu werden und damit die ewige Seligkeit sich zu sichern. —

Wir lassen nun, lieber Leser, die Apostelgeschichte weiter erzählen: „Die Menge der Männer und Frauen, die an den Herrn glaubten, mehrte sich, so daß man die Kranken auf die Straßen hinauslegte und sie auf Betten und Tragbahnen legte, damit, wenn Petrus käme, wenigstens sein Schatten auf sie fiele, und sie von ihren Krankheiten befreit würden. Auch die Volksmenge der umliegenden Städte eilte nach Jerusalem und brachte Kranke und von unreinen Geistern Geplagte, die Alle ge-

heilt wurden. — Da erhob sich der Hohenpriester und Alle, die mit ihm hielten (nämlich die Sekte der Sadducäer), und sie wurden voll Erbitterung, und legten Hand an die Apostel und setzten sie in das öffentliche Gefängniß. Ein Engel des Herrn aber öffnete während der Nacht die Thüren des Gefängnisses, führte sie hinaus und sprach: Gehet hin, tretet auf im Tempel und sprecht zu dem Volke alle Worte dieses Lebens (d. i. das Evangelium Jesu). — Als sie dies gehört hatten, gingen sie bei Tagesanbruch in den Tempel. Es fanden sich aber der Hohenpriester ein und die mit ihm waren, und sie beriefen den Hohen Räte und alle Ältesten der Söhne Israels; und sie schickten in's Gefängniß, daß sie (die Apostel) vorgeführt würden. Als aber die Diener hinkamen und das Gefängniß öffneten und sie nicht fanden, kehrten sie zurück und machten Meldung, indem sie sagten: Das Gefängniß fanden wir zwar mit Sorgfalt verschlossen und die Wächter vor der Thüre stehend; als wir es aber öffneten, fanden wir Niemand darin. Als nun der Tempelhauptmann und die Hohenpriester diese Meldung vernahmen, wurden sie verlegen, (nicht wissend) was dies werden sollte. Da kam Jemand und meldete ihnen: Sieh! Die Männer, die ihr in den Kerker gesetzt habt, stehen eben im Tempel und lehren das Volk!“ (Apostelgeschichte 5, 14-25.)

Als der Herr in der Nacht, da er verraten wurde, dem Petrus seinen Fall, seine Verleugnung, vorher sagte, mahnte Er ihn zugleich: „Wenn du aber dich begehrt hast, so setze deine Brüder!“ (Luk. 22, 32). Dazu setzte der Herr den Apostel sehr mit unendlicher Huld in den Stand, indem Er ihm u. a. ein außerordentliches Maß von Wunderkraft verlieh. Hieron machte der Apostel aber den edel-

Kirchenkalender.

Sonntag, 16. Juli. 8. Sonntag nach Pfingsten. Stapulierfest. Hausus, Mariner. Evangelium Lukas 16, 1-9. Epistel Römer 8, 13-17. St. Andreas: Morgens 8 Uhr Kommunion der Gymnasialisten, nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. St. Lambertus: Fest des Stadtpatrons des hl. Apollinaris, Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, 11 Uhr Prozession durch die Stadt, nachmittags 3 Uhr fest-Predigt darnach feierl. Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris, und zum Schluß Verehrung der Reliquien. St. Martin Um 1/9 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr. Nachmittags 1/4 Andacht und Ansprache für die marian. Jünglings-Kongregation. Dominikanerkloster: Fest des hl. Apollinaris, Patron der Stadt, 9 Uhr morgens feierl. Hochamt, Nachmittags 1/3 Uhr feierl. Vesper. Karmelitenkloster: 8 Uhr hl. Messe, 1/9 feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Predigt und fest-Andacht. Montag, 17. Juli. Merkus, Bekenner. St. Andreas: 10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. St. Lambertus: An allen Wochentagen 9 Uhr (Witwen) 10 Uhr feierliches Hochamt, nach demselben Verehrung der Reliquien, nach 5 Uhr feierl. Andacht zu Ehren des hl. Apollinaris. Dienstag, 18. Juli. Arnold (Armutsh), Bischof. (Verehrung siehe letzte Seite.)

sten Gebrauch, sowohl zur Bestätigung seiner Lehre von dem in den Himmel erhöhnten Messias, als auch zum Heile der Leidenden und Mittelmenschlichen. Der Herr der Kirche, lieber Leser, zeichnet den Apostel aus als „den Fels, auf den Er seine Kirche gebaut hat.“ Ja, die Hülfbedürftigen, die dem Apostel, wegen der ihn umgebenden Volksmenge, nicht nahe kommen konnten, ließen sich auf Betten und Tragbahnen dahin tragen, wo Petrus vorbeikommen sollte, damit sein Schatten ihnen Heilung bringe: und siehe! die Allmacht Gottes belohnte ihren Glauben. Aus dieser That sache zog schon der hl. Augustin den Schluß, daß immerdar auch bei den Reliquien der Heiligen das fromme Vertrauen ähnliche Wunder auf der Heiligen Fürbitte von Gott erlangen könne. — Je mehr nun aber die Kirche zunahm an Zahl und an innerem Werte ihrer Glieder, je mehr das Ansehen der Apostel wuchs durch die taunenswerten Wunderthaten, desto mehr ergrimmten jene, welche Feinde der Kirche waren, weil sie Feinde des Herrn gewesen: Kaiphas und sein ungläubiger Anhang, die Sadducäer, schritten gegen die Apostel ein und warfen sie ins Gefängnis, — wahrscheinlich auf Grund des vorausgegangenen amtlichen Verbotes, im Namen Jesu fürderhin zu lehren. Aber auch bei dieser Prüfung empfangen die Apostel durch ihre wunderbare Befreiung die himmlische Würdigung, daß sie niemals und nirgends von ihrem Schutzherrn verlassen sein; und selbst die Feinde der Kirche sollten erfahren, daß das Martrium in der Kirche nicht etwa darin seinen Grund habe, daß der Arm des Herrn nicht soweit reiche, um die Seinigen zu schützen, sondern vielmehr der Vermehrung Seiner und der Heiligen Glorie und zur Rettung vieler Seelen diene.

Hören wir aber die Apostelgeschichte weiter: „Der Tempelhauptmann ging nun hin mit den Dienern und führte sie herbei, jedoch ohne Gewalttätigkeit; denn sie fürchteten sich vor dem Volke, es wüchste sie steinigen. Sie brachten sie (die Apostel) also herbei und stellten sie vor den Hohen Rat. Da fragte sie der Hohenprieester und sprach: Streng hatten wir euch geboten, nicht mehr zu lehren in diesem Namen (Jesu), — und siehe, erfüllt habt ihr Jerusalem mit eurer Lehre und woltet das Blut dieses Menschen über uns bringen? — Petrus aber und die Apostel antworteten und sprachen: Man muß Gott mehr gehorchen als (den) Menschen! Der Gott unierer Väter hat Jesum auferweckt, den ihr gemordet habt, indem ihr Ihn an's Kreuz schlugt. Ihn hat Gott zum Fürsten und Heiland erhöht in Seiner Macht, um Israel Bekehrung zu geben und Vergebung der Sünden. Und Zeugen dieser Dinge sind wir und der Heil. Geist, den Gott allen, die Ihm gehorchen, verliehen hat. — Als sie das aber hörten ergrimmten sie und gedachten sie (die Apostel) zu töten.“ (Apostelgesch. 5, 28—33.)

Der Tempelhauptmann, von bewaffneten Dienern begleitet, macht sich auf den Weg, um die Apostel noch einmal gefangen zu nehmen; als er diese aber von einer, ihren Worten lauschenden Volksmenge umgeben fand, wagte er es nicht, Gewalt anzuwenden; vielmehr suchte er sie mit guten Worten dahin zu bringen, daß sie ihm vor den Hohen Rat folgten. Ermutigt und gestärkt durch die vorausgegangene wunderbare Befreiung, gingen die Apostel bereitwillig mit, und das Volk sah ruhig zu. — Kaiphas aber charakterisierte sich selbst wieder durch die Worte, die er an die Apostel richtete, als einen unverschämten Feind und Widersacher Jesu: er bringt es nicht über sich, diesen ebenedeuten Namen auszusprechen! Er beschuldigt die Apostel des Strebens, ihn und seine Genossen für das Blut des Getreuzigten vor ganz Jerusalem verantwortlich zu machen, — „ach“, sagt der hl. Beda, „Kaiphas vergaß, daß er gerade dieses für sich und die Seinen vor wenigen Wochen begehrt und herausgefordert

hatte mit dem frevelhaften Rufe: Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!“ (Matth. 27, 25.)

Es ist ein bedeutungsvoller Moment der Weltgeschichte, den der hl. Lukas uns hier zeichnet: der schlichte Fischer von Galiläa, erhoben zum Oberhaupte der Kirche des Herrn, verkündet feierlich, umgeben vom Apostelkollegium, den Oberhäuptern der alttestamentlichen Kirche, daß der Gott der Väter die bisher in Seinem Namen geübten Rechte und Vollmachten denen entzogen habe, welche Jesum, den „obersten Führer“ Israels, den Messias, gemordet hätten! Gott hat seit dem „geboren“ durch die vom Heil. Geiste erfüllten Apostel! Ihrer Führung zu gehorchen, sind von nun an Alle in Israel angewiesen, die noch Sünden-Vergebung und Hülfe zu Gott suchen wollen!

Fürwahr, lieber Leser, ein herrliches Bekenntnis Petri! Wie süßt hier sein Mut und seine Treue die dunkle Stunde der Verleugnung im Vorhofe desselben Kaiphas, vor dessen Angeficht er nun selbst, wie vormals sein Meister, als dessen erster Zeuge gestellt ist! — Wdge es auch uns im gegebenen Falle nicht an Mut gebrächen, umjeren hl. Glauben durch Wort und That zu bekennen!

Unsere Kinder.

Von Dr. Besl.

VIII.

Ueber geistige Hygiene.

Obwohl die bisherigen Erörterungen un-zweideutig erkennen ließen, daß die Prinzipien der geistigen Hygiene sich vielfach decken mit denen der ausschließlich behandelten körperlichen Hygiene, so soll der ersteren doch ein eigener Abschnitt gewidmet sein. An die Spitze desselben ist freilich der Hinweis auf das innige Abhängigkeitsverhältnis der geistigen Gesundheit von der Unversehrtheit der körperlichen Organe und Funktionen zu setzen. Die Aufgabe der geistigen Hygiene besteht dann weiterhin selbstverständlich in der Verhütung aller der im letzten Briefe geschilderten Ursachen für die Hemmungen und Abweichungen des geistigen Wachstums. Daneben muß die Hygiene des Geistes auch nur positive Tendenzen verfolgen, die Richtschnur zu finden suchen, nach welcher das geistige Leben des Kindes im Sinne einer geistlichen fortschreitenden Entwicklung zu lenken ist.

Das geistige Wachstum nimmt seinen Ausgang, haben wir früher gehört, von den Eindrücken des Sinne. Die Pflege der letzteren muß deshalb ein vornehmtes Postulat der geistigen Hygiene bilden. Die Sinne müssen und können zu einer gesunden und scharfen Aufnahmefähigkeit erzogen werden, und zwar fordern hier alle Sinnesorgane Berücksichtigung, ihre gemeinsame harmonische Ausbildung ist zu erstreben. Für das geistige Leben und Werden ist aber vor allem das Sehorgan von größter Bedeutung.

Wie wir gehört haben, ist dasselbe in der ersten Zeit gegen grelle Lichteindrücke sehr empfindlich und nachdem man es in den frühesten Lebensstagen vor starken Lichtreizen geschützt hat, muß ein allmähliches Gewöhnen des Neugeborenen an das Tageslicht erstrebt werden. Man bildet den Gesichtssinn weiter aus, indem man dem Auge abwechselungsweise Gegenstände von verschiedenster Form, Größe und Farbe darbietet und läßt damit den Raum-, Form- und Farbensinn. Ein anhaltendes Fixieren und intensives Arbeiten des Sehorgans wird von dem Kinde gewöhnlich erst verlangt, wenn es in die Schule kommt. Hier tritt nun auch die Gefahr an dasselbe heran, daß eventuell eine bestehende ererbte Anlage zur Kurzsichtigkeit, Weitwärtsichtigkeit u. s. f. zur Entwicklung gelangt, oder daß in der Schulzeit neue Störungen der Funktionstüchtigkeit der Sehkraft erworben werden, natürlich zum

größten Schaden für die normale Fortbildung des kindlichen Geisteslebens. Die Gesetzgebung sucht wohl solche Störungen hintanzuhalten, sie fordert zweckmäßige Beleuchtung der Schulzimmer, hygienische Anordnung und Konstruktion der Stuhlfellen, geeigneten Druck der Bücher u. s. f. Aber es bleibt natürlich der häuslichen Hygiene vorbehalten, zu sorgen, daß das, was in der Schule vermieden wird, nicht bei den Arbeiten daheim stattfindet. Es ist hier ebenfalls auf gute Haltung, genügend helle Beleuchtung u. s. f. bei der Naharbeit zu achten, gegen das anhaltende Nahsehen bilden dann Spaziergänge in der freien Natur das beste Ausgleichungsmittel. Auch muß von Seiten der Eltern Sorge getragen werden, daß Störungen in den Funktionen des Auges ärztlich untersucht und beseitigt werden. Glänzend bewährt hat sich in Bezug auf die Hygiene der Sinnesorgane, wie überhaupt auf die ganze körperliche und geistige Gesundheitslehre, das Institut der Schulärzte, denen es obliegt, regelmäßige Untersuchungen der Kinder vorzunehmen und die so in die Lage kommen, Störungen zu entdecken, welche Eltern und Lehrern verborgen blieben.

Die für die Hygiene des Sehens entwickelten Prinzipien gelten in entsprechender Anwendung auch für das Gehör. Auch hier kann unter Bewahrung des Kindes vor schrillen, starken Geräuschen schon früh eine gesunde Empfänglichkeit und Empfindungsfähigkeit erstrebt werden, die Vorliebe, und Sinn der kleinen Kinder für musikalische Töne muß ausgenutzt, geweckt und belebt werden. Die nach den verschiedensten körperlichen Krankheiten zurückbleibenden Ohrflüsse werden leider nur wenig beachtet und doch liegt, zu schweigen von der Lebensgefahr, in welche diese Ohraffektionen die Kleinen bringen können, in der Aussicht der Vererbung eine große Gefahr für die geistige Entwicklung.

Es ist von ausschlaggebender Bedeutung für die ästhetische und ethische Bildung des Kindes, in der Auswahl der Objekte, welche den Sinnen in der ersten Lebenszeit dargeboten werden, zwar die größte Manigfaltigkeit obwalten zu lassen, aber alles Rohes, Häßliche, Widerräugige zu vermeiden. Das gilt in hervorragendem Maße auch von dem, was man dem Kinde vorspricht. Der Ton, der die Sprache der Umgebung beherrscht, wird maßgebend für die Redeart des Kindes. In der Macht jeder Mutter, jedes Erziehers liegt es, die Sprache des Kindes edel und rein zu formen. Die Sprache wird von dem Kinde erlernt, weil es unter Sprechenden weilt. Durch fleißiges Vorsprechen wird die Ausbildung der Sprachfunktion gefördert, auch wenn das Kind das Gehörte noch nicht versteht. Schön sagt Freyer: „Jede Mutter verliert tausende Worte, die sie ihrem Kinde zuspricht, zuflüstert, zuzusagt, ohne daß dieses nur ein einziges davon hört, und wie viele Worte sagt sie ihm, ehe es eines versteht. Aber wenn sie es nicht thäte, würde das Kind viel später und schwieriger sprechen lernen, abgesehen davon, daß ihr selbst das reinste Glück, die Mutterfreude getrübt, ja fast zerstört werden würde.“

Bei der Ausbildung der Sprache ist auf reines, vollkommenes Aussprechen zu achten; dadurch werden am besten Sprachstörungen, wie Stottern u. s. f. vermieden und wo diese sich schon ausgebildet haben, kann man durch methodische Sprachübungen, durch liebevolles, ruhiges Sprechen des Kindes zur Rückbildung beitragen, in ausgesprochenen Fällen von Stottern ist am besten recht frühzeitig ein Kurs in den jetzt zahlreich bestehenden dafür eingerichteten Anstalten nicht warm genug zu empfehlen.

Die Leitung der geistigen Tätigkeit des Kindes hat stets auf den Zustand des geistigen Centralorgans, des Gehirns und des Nervensystems überhaupt peinlich Rücksicht zu nehmen. Das Fortschreiten seelischer Fähigkeiten kann nur erhofft werden, wenn diese Organe sich in intaktem Zustande befinden und wenn

die jeweiligen geistigen Anstrengungen der Entwicklungsstufe, auf welcher jene stehen, sich anpassen. Wir haben früher die Entwicklungsfolge des Gehirns schon zum Teil kennen gelernt. Nach einer Periode sehr starken Wachstums im ersten Lebensjahre folgen 5-6 Jahre, in welchen das Gehirn sich weniger rasch fortbildet. Für den hinsichtlich des geistigen Lebens bedeutungsvollen Hirnabschnitt beginnt ein intensives Wachstum erst im 7. Jahre wieder. Daraus ergeben sich schon hygienische Fingerzeige, vor allem die Warnung allzufrüh das Kind zu geistiger Anstrengung anzureizen. Dazu soll man sich auch nicht durch eine glänzende Begabung des Kindes verleiten lassen. Es handelt sich hier, wie das vorige Mal ausgeführt wurde, meist um nervös belastete Kinder, um einseitige Frühgenies, welche eine künstliche Anspannung am aller-schlechtesten vertragen und auf dieselbe mit einem allmählichen Versinken der Begabung reagieren. Umgekehrt werden Kinder mit weniger vollkommeneren Anlagen, die etwas zurückgeblieben sind, vielfach künstlich geweckt und gehegt durch Mahnen, Strafen z. sowohl, wie durch alkoholische Reizmittel. Der vorübergehenden Anregung folgt hier immer eine Erschlaffung. Allzufrüh gespannt, zer-reißt der Bogen.

Neben der Anpassung an die jeweilige Entwicklungsstufe des Centralorgans wird Sorge einmal für genügende Ernährung desselben, dann für abwechselnde Tätigkeit und Ruhe des Centralnervensystems von der Geistes-hygiene gefordert. Ein blutarmes Gehirn kann nicht arbeiten. Dasselbe ist mit reichlicher, gesunder Nährstoffzufuhr zu versorgen und die Ernährung des Körpers muß auch im Interesse der geistigen Entwicklung nach den früher dargelegten Grundsätzen geregelt werden. Zu vermeiden ist hier stets eine Überfütterung des Kindes. Wie der Erwachsene nach der Mahlzeit zum Denken und geistigen Arbeiten schlecht disponiert ist, weil das Blut für das Verdauungs-geschäft in Anspruch genommen wird und deshalb geistige Anstrengungen nach dem Essen sogar auch gesundheitsnachteilig sind, so befindet sich das überfütterte Kind in einem chronischen Zustande der Denkfaulheit. Für die Charakterbildung ist dann ferner wichtig die Enthaltung von Nüchtereien, deren Genuß den Gang zu Erregungsmitteln ans-bildet.

Die hygienisch notwendige Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe wird schon auf physiologischem Wege herbeigeführt durch den Wechsel zwischen Wachen und Schlaf. Ein Kind braucht im ersten Lebensjahre ungefähr 16, später 10-12 und im schulpflichtigen Alter etwa 9 Stunden Schlaf. Daß vor Mitternacht der Schlaf der beste sei, dieser alte Volkspruch gilt besonders vom Kindes-alter. Daraus ergeben sich auch die nötigen hygienischen Maßnahmen. Auf diesen Punkt braucht man wohl kaum näher einzugehen. Die Verkürzung und Störung des Schlafes durch Hineinziehen der Kinder in Abendge-sellschaften z. ist nur eines der schädlichen Folgen, die aus solchen hygienischen Sünden resultieren. Körperliche Ermüdung begünstigt den Schlaf, aber auf geistige Ueberarbeit folgt gewöhnlich ein unruhiger, von Träumen un-terbrochener Schlaf. Es ist eine neuerdings mit Recht erhobene Forderung, daß auch der Schlaf morgens nicht gekürzt werde, oder daß man wenigstens an das jugendliche kaum aus-geschlafene Gehirn nicht schon in früherer Mor-gensstunde geistige Ansprüche erhebt. In England beginnt die Schule deshalb viel später, wie bei uns. Auf der andern Seite wirkt das Liegenlassen der Kinder morgens, wenn sie wach sind, oder im Halbschlummer sich be-finden, auf geistige Leistungsfähigkeit erschlaf-fend.

Während des Tages muß die Abwechslung zwischen Arbeit und Ruhe durch Erholungs-stunden zwischen der Schulzeit erreicht werden. Hausaufgaben sollten gänzlich abge-schafft oder auf ein Minimum beschränkt werden. Auch

die Turnstunden müssen als Arbeitsstunden betrachtet werden, sie haben körperliche und geistige Ermüdung zur Folge. Mit freier Bewegung und den früher erörterten Bewe-gungsspielen und sportlichen Übungen in den hygienischen Grenzen, auch mit leichten hand-lischen Verrichtungen kann die Erholungszeit ausgefüllt werden. Als von verhängnisvoller Bedeutung für die geistige Entwicklung wer-den immer mehr die „Schülerverbindungen“ erkannt. Die Regelung der Lektüre ist Sache der Pädagogik.

Die Widerstandsfähigkeit des Gehirns und des Nervensystems gegen die Schädlichkeiten, die dasselbe in Jugend und Alter bedrohen, kann im Kindesalter außer durch Erfüllung der jetzt besprochenen hygienischen Forderungen nicht wirksamer erzieht werden, als wenn das Kind früh an Einfachheit des Lebens und der Sitten, an Entäußerung und Gehorsam gewöhnt wird. Mit der Besprechung dieser Dinge geraten wir aber in das Gebiet der Pädagogik, hier sollte nur auf die Notwendig-keit einer guten Erziehung auch von ärztlichem Standpunkte aus hingewiesen werden. Die geistige Hygiene, wie die körperliche, richtet ihre Anforderungen und Wünsche meistens an die Eltern.

Diese müssen unter allen Umständen Zeit gewinnen, sich den hygienischen Aufgaben zu widmen. Damit wird aber die geistige Hy-giene zu einer sozialen Frage sowohl in niede-ren, wie in höheren Kreisen. Auf letztere bezieht sich die schwere Anschuldigung, welche ein bedeutender Forscher des kindlichen Gei-steslebens in diesen Tagen erhoben hat: Sie feimen jeden Winkel des Hauses ganz genau, und was mit ihm geschieht, mit Ausnahme der Kinderstube. Ein Mann arbeitet für seine Kinder zehn Stunden am Tage, läßt sein Leben versichern für ihr Bestes nach dem Tode, und doch läßt er ihre geistige Zunahme, die Bildung ihres Charakters, die Entwicklung der Persönlichkeit vor sich gehen durch Absorption — wenn nicht von Schlim-meren — von gemeinen, vulgären, importun-ten und wechselnden, oft unmoralischen Wä-rtern!

Diese Mahnworte wollen wir auch zu den unsrigen machen; der Gesamtinhalt unserer nun am Schlusse angelangten Briefe über die körperliche und geistige Entwicklung der Kinder weist gebieterisch darauf hin, daß die Grundbedingung einer entsprechenden Kenntnis der Physiologie und Hygiene des kindlichen Wachstums die liebevolle und sorgfältige Beobachtung des Kindes durch die Eltern bilden muß.

• Dicke Bohnen.

Novellette von Ferdinand Hoff (Effen).

„Entschuldigen Sie lieber Kollege, daß ich schon aufbreche — ich muß — heute giebt's bei uns dicke Bohnen“ sagte der alte Land-gerichtsrat, indem er seinen schweren Spazier-stock und den breitrandigen Strohhut nahm, um sich zu verabschieden.

Der Angeredete, ein junger Amtsrichter, verbeugte sich leicht und wandte sich dann brummend den Zeitungen zu.

Der Fräuleinshoppentisch im Rathskeller war leer; die Stammgäste hatten heute ausnahms-weise früh die gastliche Runde verlassen, und merkwürdig; Die Mehrzahl hatte sich früher wie sonst „gedrückt“ mit dem Bemerken, die Hausfrau habe für heute dicke Bohnen ange-klübt.

Witzmutig hatte Amtsrichter Wolter die Zeitungen durchblättert, sich über die aufge-wärmten Ladenhüter der Witzblätter geärgert und war schließlich aufgesprungen.

„Frau Neumann, bekommen wir denn end-lich auch einmal dicke Bohnen?“ fragte Wolter in ziemlich scharfem Tone und blickte zur Wirtin am Büffet hinüber.

Eifertig kam diese an den Gerichtsstamm-tisch heran. Als Wolter seine Frage in niß-mutigem Accent wiederholte, ergoß sich eine

wahre Redeflut über den Fragesteller: ob ihm das Essen nicht schmecke, ob er glaube, daß die anderen Herren mit dem Mittags-brot ihrer renommierten Küche nicht zufrieden seien, ob er endlich wisse, was jetzt die dicken Bohnen kosteten.

Man hätte den Amtsrichter eher fragen können, wie lange die Steinkohlenvorräte des Ruhrgebietes noch herhalten würden; er hätte das eben so wenig beantwortet als den Markt-preis der dicken Bohnen angeben können.

Also das war es; also der Preis der dicken Bohnen hinderte die ehrenwerte Frau Neumann, den Abonnenten jetzt schon dicke Bohnen aufzutischen.

Die süße Laune des Amtsrichters wuchs von Minute zu Minute.

„Ich will aber dicke Bohnen haben!“ brüllte er die Wirtin an.

„Sie brauchen sie nur zu bestellen,“ erwie-derete diese, ohne sich im Geringsten aus der Fassung bringen zu lassen.

„Nun dann voran; sie wissen doch, daß ich auf den Preis nicht sehe, wenn ich auch hier — was Sie so scharf betonen — Abon-nent bin.“

„Heute noch?“ fragte die Wirtin mit einem malitösen Lächeln.

„Heute und zwar möglichst bald,“ knurrte der Amtsrichter, drehte der Wirtin den Rücken und vertiefte sich in den Figaro.

Gekränkt über die Mißachtung ihrer all-gemein geschätzten Persönlichkeit wandte sich Mutter Neumann dem Büffet wieder zu.

„Soll er haben — soll er haben,“ keuchte sie.

„Was diese Leute vom Gericht für eine Ab-mung von der Küche haben — es ist nicht zu glauben. — Aber warten muß er auf seine dicke Bohnen — warten muß er!“

Der letzte Gedanke schien eine beruhigende Wirkung auf die Nerven der Wirtin auszu-üben; sie gab eine kurze Beifugung durch das Küchenfenster und wandte sich dann ihrer Be-schäftigung wieder zu. Kam doch jetzt die Hauptstunde des Tages, die Dinerstunde, in der sie mit Feldherrenblick den Gang des Gan-zen überwachen mußte.

Allmählich hatte sich nämlich die Phyfiog-nomie des Rathskellers geändert: die Frühlingshoppengäste waren fast alle verschwunden; es kamen die Mittagslich-Abonnenten, Beamte, Referendare, Geschäftsleute, alle meist jüngeren Alters, nur selten sah man ein weißhaariges Haupt und in diesem Falle konnte man ohne großen Scharfsinn errathen, daß es einem Junggesellen angehörte. Einer der letzten rief dem Amtsrichter zu, er möge doch seinen gewöhnlichen Platz in der Ecknische einnehmen, wo ein hübsch mit Blumen decorirter Tisch für vier Personen berechneter gedeckter Tisch stand.

Der Amtsrichter stand auf, trat an den Tisch heran, besah die Speisekarte mit drü-sendem Blick und äußerte dann in verbißnenem Tone:

„Zimmer derselbe Restaurationsfrä.“

„Aber, aber, Herr Amtsrichter! die Küche der Frau Neumann ist doch vorzüglich! Sie haben doch sonst nie Klage gehabt. Was fehlt Ihnen denn eigentlich?“ meinte der Junggeselle.

„Fehlen, was soll mir fehlen — ich — ich habe mir dicke Bohnen bestellt.“

„An den Dingen ist noch Nichts; es ist noch viel zu früh; da müssen Sie noch acht Tage warten, dann —“

„Ich will aber nicht mehr warten. Ich will doch essen, worauf ich Appetit habe; ich will doch nicht in dieser Hinsicht geradezu der Sklave einer Frau sein, die nahezu einen Dünkel dadurch bekommen hat, daß alle Welt ihr sagt, sie silhere die beste Küche. Es ist gar nicht so weit her mit ihr; es ist ein Vorurteil, sage ich Ihnen, ein bloßes Vor-urteil.“

Der Amtsrichter hatte sich ordentlich in die Hige hineingeredet und war dann brummend wieder in seinen Schmollwinkel zu seinen Zeitungen gegangen.

Das Diner begann. Prätsend blickte Wolter

auf die lange Kette der Speisenden. — Von einem berühmten Schauspieler wird erzählt, er habe sich um die Rolle eines Hungernden möglichst naturgetreu wieder zu geben ein Mittagmahl angehen und die Mienen, die auf die einzelnen Stänge wartenden Gäste studiert. Fast in derselben Lage war Wolter; er studierte die Mienen der Speisenden, hatte aber selbst dabei das unangenehme Gefühl eines stetig wachsenden Hungers. Eine Weile sah er dem Kommen und Gehen der Kellner zu.

Nach einer Viertelstunde kommandierte er den Piccolo zu sich; die anderen Kellner hatten auf seinen Ruf im Drange der Geschäfte nur mit dem herkömmlichen „Sofort!“ geantwortet.

„Du sagst der Frau Neumann,“ herrschte Wolter den zukünftigen Hotelbesitzer an, „ob ich vielleicht hier verhungern soll und wo mein Diner bleibe.“

Spottreichs jagte Piccolo zur Frau Wirtin, um mit der Kunde zurückzukehren, die dicken Bohnen müßten zuerst kochen und bevor sie gar wären, könne man dem Herrn Amtsrichter doch auch nicht die Suppe servieren.

Wolter wartete wieder eine Viertelstunde; endlich riß ihm die Geduld. Wütend stürzte er hinter das Büffet.

„Wo ist Frau Neumann,“ brüllte er den Büffetier an.

„In der Küche,“ war die Antwort. Wolter überlegte einen Augenblick, ob er es mit der Würde eines Amtsrichters vereinbaren könnte die Küche zu betreten, allein als langjähriger Stammgast glaubte er sich das schon gestatten zu dürfen.

„Ist das eine Wirtschaft,“ schnauzte er die Wirtin an, welche dem Chef gerade beim Anrichten des zweiten Ganges behilflich war.

„Ist das eine Wirtschaft! Ich ich jetzt schon nach zehn eine Stunde hier und warte auf ein einziges Gericht, auf ein paar lumpige dicke Bohnen. Kann man mir die nicht einmal zurecht machen?“

„Das kann man,“ antwortete die Wirtin schnippisch, „aber sehen Sie selbst, wie Ihr Leibgericht geworden ist,“ meinte die Wirtin, indem sie auf einen kleinen Kessel hinwies, dem ein brenzlicher Geruch entströmte. „Ich hatte keine Zeit mich darum zu kümmern, da hat nun meine „Kochstudentin“ die Sache verdorben.“

„Dumme Gans,“ brauste der Amtsrichter auf, indem er sich zu dem jungen Mädchen umdrehte, welches hochrot und verlegen am Herd stand.

Kaum aber hatte Wolter das verhängnisvolle Wort ausgesprochen, als das Mädchen in gemessenem Tone und mit blitzenden Augen ihrem Gegenüber erwiderte:

„Ich verbitte mir solche Ausdrücke, Herr Amtsrichter, übrigens haben Sie in der Küche nichts zu suchen.“ Und damit ging sie stolz zur Thür hinaus.

Wolter war zuerst sprachlos; sein Mißgriff kam ihm aber bald zu Bewußtsein, als die Wirtin jagenfertig ihm vorhielt, daß es für einen gebildeten Mann nicht schicklich sei, eine „Kochstudentin“ — also ein Mädchen aus besserer Familie, welches zur Erlernung der Küche bei ihr thätig sei — zu beleidigen.

Wolter sah ein, daß er einen faux pas gemacht hatte. Mißmütig ging er in das Gastzimmer zurück; würgte ein paar Brocken ärgerlich hinunter und begab sich zu seiner Wohnung. Seine Laune besserte sich aber bald, als er dort die Einladung des Gutsbesizers Wercklinghaus, eines Jugendfreundes seines Vaters vorfand; in dem Briefe wurde ihm gründlich der Text gelesen, daß er es trotz einer nahezu einjährigen Abwesenheit in dem Kreisstädtchen versäumt habe, den Abenden des Briefes, der in der Nähe ein großes Gut besaß, zu besuchen. Der Brief schloß mit einer Einladung zum Mittagessen für nächsten Sonntag.

„Essen Sie auch dicke Bohnen?“ fragte der junggebräunte Gutsbesitzer Wercklinghaus, als er nach den üblichen Empfangsphrasen seinen Gast zum Speisezimmer führte.

„O, mit Leidenschaft,“ beteuerte der Amtsrichter, „aber machen Sie mich zunächst mit Ihrer Familie bekannt; ich hörte eben von Ihnen, daß Sie eine Tochter haben.“

„Und einen Sohn,“ fiel ihm der Gutsbesitzer ins Wort. „Aber mein Sohn ist auf der Universität und meine Tochter studiert auch, nämlich Gastronomie; doch beruhigen Sie sich, sie wird bald erscheinen; zunächst müssen Sie mit meiner Alten fürcht nehmen“, scherzte der Gutsbesitzer, indem er seine Gattin, eine robuste Frau mit freundlichen Zügen vorstellte.

Die Suppe wurde aufgetragen; aber die Tochter des Hauses erschien nicht; ebenso wenig beim zweiten Gang. „Sie kocht selber“, meinte der Hausvater; „aber jetzt dürfte sie doch kommen“, fügte er etwas unmutig hinzu.

Amtsrichter Wolter war in ein Gespräch mit der Dame des Hauses vertieft, als diese plötzlich das Thema des Unterhaltens wechselte und zum Gaste sagte: „Da kommen die dicken Bohnen; hoffentlich wird Ihnen das Gericht bei uns schmecken.“

Unwillkürlich wandte Wolter die Blicke zur Thür, in deren Rahmen das Dienstmädchen mit einer Schüssel des vielbelobten und vielgeschmähten Gerichtes erschien; aber über den Kopf des Mädchens hinweg blickte das neckische Gesicht der Tochter des Hauses. Dem Amtsrichter fuhr es vor Schreck durch alle Glieder; das war ja die „Kochstudentin“ aus dem Ratskeller. Himmel! was hatte er da angerichtet.

„Ich stelle Dir den Sohn eines meiner Jugendfreunde, Herrn Amtsrichter Wolterbor, liebe Ella!“ unterbrach Wercklinghaus die einen Moment währende Stille.

„Wir kennen uns schon, lieber Papa, das heißt, wir haben uns vorübergehend gesehen. Herr Wolter verkehrt im Ratskeller, wo ich meine Küchenkenntnisse verbessern wollte.“

Ella wollte noch weiter reden; es traf sie aber ein solch verzweifelter bittender Blick des Gastes, daß sie verständnisvoll lächelnd abbrach.

„Ja, wir haben uns einmal gesehen,“ meinte Wolter, der das Gefühl hatte, daß er doch auch ein paar Worte sagen müsse, damit die Eltern nicht das Peinliche seiner Situation merkten. Bald aber hatte die Gesprächigkeit des Hauswirthes, das unbesangene, neckische, beinahe mutwillige Wesen der Tochter des Hauses und last not least die vorzüglich dicken Bohnen die Gemüthsstimmung Wolters wieder aufgebessert, und als er später nach dem Diner mit Ella im Garten promenirte, fand er nach längerem innerem Kampfe den Mut, das Gespräch auf die Ratskeller-Küchenscene zu bringen. Er bat so feierlich und so förmlich um Verzeihung, daß Ella unwillkürlich lachen mußte und erwiderte:

„Lassen Sie das gut sein, wenn Ihnen Ihr Leibgericht heute bei uns geschmeckt hat, so habe ich meinen damaligen Mißgriff wieder gut gemacht und Sie haben mir Ihre in der Aufregung des Gemüthes hervorgegestohene Worte in solch ceremoniöser Form abgeben, daß ich nicht anders kann als Ihnen huldvollst Verzeihung angedeihen zu lassen, was ich hiermit unter ein er Bedingung thue.“

„Und die wäre! Ich bin zu jeder Buße bereit,“ sagte Wolter schnell, indem er erwarungsvoll auf das junge, ihn so mutwillig anblickende Mädchen sah.

„Daß Sie noch öfter wieder kommen und die Ueberzeugung gewinnen, daß ich doch eine tüchtige Köchin bin.“

„O mit Freuden!“ beeilte sich Wolter zu versichern, „aber das ist doch keine Buße.“

„Wer weiß? es könnte mir ja auch einmal wieder ein Gericht beunruhigen,“ lachte Ella. Und Wolter kam wieder und immer wie-

der und zwar so oft, daß Anton, der alte, greise Diener des Hauses eines Tages, als der junge Amtsrichter wieder vorfuhr, zur Tochter des Hauses bemerkte: „Der kommt aber nicht allein wegen der dicken Bohnen.“

Ella war bei diesen scherzhaften Worten tief erröthet und das Hausfactorium hatte mit dem Finger lächelnd gedroht und mit den Augen freudig gezwinkert. Anton behielt Recht. Wolter hielt kurz nachher in aller Form um Ella an.

„Hat das aber schnell gegangen!“ rief Frau Wercklinghaus ganz erschaut und drückte das erglühende Gesichtchen Ellas liebevoll an ihre Brust.

Und wenn Wolter in späteren Jahren einmal gefragt wurde, wie er seine ebenso reizende als fürsorgliche Gattin gefunden habe, so antwortete er jedesmal lachend: „durch ein verunglücktes Gericht dicker Bohnen!“

Aufgabe.

* Ein gutes Kind. Karlsen (das mit seinem Vater aus dem Ratskeller kommt): „Papa, schieb nur zu Hause Alles auf mich!“

Lösung der Staufgabe in Nr. 28.

Kartenverteilung:

B.: Pique Ah, Juhn, Sieben; Coeur Ah, König, Dame, Aht; Carreau König, Dame, Reun.
M.: Treff Bube, Pique Bube, Coeur Bube; Treff Dame, Reun, Aht; Carreau Ah, Juhn, Aht, Sieben.

H.: Carreau Bube, Treff Ah, Juhn, König, Sieben; Pique König, Dame, Reun, Aht; Coeur Juhn.

Stat: Coeur Reun, Sieben.

Spiele:

- 1) B. Pique Ah, M. Treff Dame, H. Pique Aht.
- 2) M. Treff Bube, H. Treff Sieben, B. Pique Sieben.
- 3) M. Pique Bube, H. Carreau Bube, B. Coeur Aht.
- 4) M. Coeur Bube, H. Treff König, B. Coeur Dame.
- 5) M. Carreau Ah, H. Treff König, B. Carreau König (—26).
- 6) H. Coeur Juhn, B. Coeur Ah, M. Treff Reun.
- 7) M. Carreau Juhn, H. Treff Juhn, B. Carreau Dame (—23).
- 8) H. Pique Reun, B. Pique Juhn, M. Treff Aht.
- 9) M. Carreau Sieben, H. Pique König, B. Carreau Reun (—4).
- 10) B. Coeur König, M. Carreau Aht, H. Pique Dame (—7).

Somit haben die Gegner 60.

Charade.

Im ersten Worte schmeißt die Erde,
Seit sie auf ihres Schöpfers Berde!
Ersthand. Das zweite zeigt an,
Daß man ein Ding auch öffnen kann,
Wenn's so ist, wie es selber sagt,
Wer nach dem dritten Worte fragt,
Wird viel erfahren zwar; allein
Es kann doch eins nur richtig sein.
Was's kurz darum, ih's Ganze kund:
Denn allzuviel ist — ungefund!

Auflösungen der Rätsel aus voriger

Nummer:

Rätsel: Chinesische Nummer.

Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 18. Juli. Vincenz von Paul, Ordensstifter.

Donnerstag, 20. Juli. Elias, Prophet.

Freitag, 21. Juli. Daniel, Prophet.

Samstag, 22. Juli. Maria Magdalena, Hüterin.

• St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht. • Dominikanerkloster: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt; 1/3 feierl. Beper abends 7 Uhr Segensandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweiter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 19, 41-47. „In jener Zeit, als Jesus Jerusalem näher kam, und die Stadt sah, weinte er über sie und sprach: Wenn doch auch du erkanntest, und zwar an diesem deinem Tage, was dir zum Frieden dient! nun aber ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es werden Tage über dich kommen, wo deine Feinde mit einem Walle dich umgeben, dich ringsum einschließen und von allen Seiten dich bedrängigen werden. Sie werden dich und deine Kinder, die in dir sind, zu Boden schmettern, und in dir keinen Stein auf dem andern lassen, weil du die Zeit deiner Heimtuchung nicht erkannt hast. Und als er in den Tempel kam, fing er an die Käufer und Verkäufer, die darin waren, hinaus zu treiben. Und er sprach zu ihnen: Es steht geschrieben: Mein Haus ist ein Bethaus; ihr aber habt es zu einer Räuberhöhle gemacht. Und er lehrte täglich im Tempel.“

Die zwölf Apostel vor dem hohen Rufe.

Die Evangelien der letzten drei Sonntage stehen, lieber Leser, in einer schönen Beziehung zu einander: sie enthalten Warnungen vor den Gefahren, denen die Kinder Gottes hier auf Erden hauptsächlich ausgesetzt sind. Am siebenten Sonntage warnte das Evangelium vor den „falschen Propheten“, die den Glauben gefährden. Eine weitere Gefahr für das christliche Leben bringen die irdischen Güter; darum mahnt der Herr im Evangelium des 8. Sonntags: „Macht euch Freunde mittels des Mammons der Ungerechtigkeit!“ — Das heutige Evangelium weist auf die schwere Gefahr hin, die der eigene böse Wille, das sich verhärtende stolze Herz, dem Glaubensleben bereitet: wenn dieser böse Wille siegt, dann ist Verblendung und zuletzt Unglaube die unglückselige Folge. Dieses Unglück schildert in ergreifender Weise die evangelische Erzählung: Jesus weint über Jerusalem, die Hauptstadt des Judenvolkes und gleichsam dessen Repräsentantin, denn die Lehrer, Priester und Führer des Volkes haben dort in der Nähe des Tempels ihren Wohnsitz und regieren von dort aus das gesamte gläubige Volk, — die Führer des Volkes werden das von ihnen abhängige Volk mit sich in den Abgrund reißen. Wie ihr Herz von Gott abgekehrt und dem Irdischen ganz zugewandt war, deutet der Evangelist unverkennbar an, indem er erzählt, wie Jesus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel warf. — Der gute Hirt weint über das verirrte Schäflein, das sich trotziger seiner Leitung entzieht; dennoch — ungeachtet der Fruchtlosigkeit, die Seiner Unwissenheit nur zu bekannt ist, — „lehrt er täglich im Tempel!“ Die von Ihm geleitete und vom Heil. Geiste geleitete Kirche ahmt Sein Beispiel nach. So ist es der wahren Liebe eigen. — Wir versehen uns nun wieder, lieber Leser, in den Saal, wo der Hohe Rath über die

zwölf Apostel zu Gericht sitzt, und hören, was die Apostelgeschichte uns über den weiteren Verlauf der Verhandlung erzählt: „Es erhob sich aber im hohen Rufe ein Pharisäer, mit Namen Gamaliel, ein Lehrer des Gesetzes, der angesehen war beim ganzen Volke; dieser befahl die Männer (Apostel) für eine Weile abtreten zu lassen. Dann sprach er: Ihr Männer von Israel, sehet euch wohl vor bei diesen Männern, was ihr thun wolle! denn vor diesen Tagen stand Theodas auf (ein Anführer), der großsprecherig auftrat, und es schlug sich eine Schar von etwa vierhundert Männern zu ihm; er wurde aber erschlagen, und sein ganzer Anhang zerstreute sich und ging in nichts auf. — Nach diesem erhob sich Judas, ein Galiläer, in den Tagen der Beschreibung (durch die Römer), und er machte viel Volk abwendig, ihm zu folgen; auch dieser (Anführer) kam um, und Alle die ihm anhängen, wurden zerstreut. — Lud nun sage ich euch: Stehet ab von diesen Männern (den Aposteln) und laffet sie! denn wenn ihr Vorhaben, ihr Werk, von Menschen ist, so wird es zerfallen; ist es aber von Gott, so werdet ihr nicht vermögen, es zu zerstören! Ihr möchtet sonst gar als Widersacher Gottes erfinden werden! — Und sie (die Rathsherren) stimmten ihm bei. Dann riefen sie die Apostel hinein, ließen sie geißeln und geboten ihnen, durchaus nicht mehr zu reden im Namen Jesu. — Sie (die Apostel) gingen aus der Versammlung, sich freuend, daß sie gewürdigt worden waren, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen. Sie hörten aber nicht auf, täglich im Tempel und in den Häusern zu lehren und Jesum Christum zu verkündigen.“ (Apostelgesch. 5, 34-42.)

Der Gesetzeslehrer Gamaliel brachte durch seine Rede wieder Besonnenheit in die Rathsversammlung zurück und rettete das Leben der Apostel. Offenbar ging die Verfolgung der Apostel dieses Mal von den ungläubigen Sadducäern aus, denen auch der Hohepriester Kaiphas angehörte. Und wenn auch der

Kirchenkalender.

- Sonntag, 23. Juli. 9. Sonntag nach Pfingsten. Apollinaris. Evangelium Lukas 19, 41-47. Epistel Korinther 10, 6-13. St. Lambertus: Um 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jünglings-Kongregation, 9 Uhr feierl. Hochamt. 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Jünglings-Kongregation. Nachmittags 5 Uhr Fest-Predigt darnach feierl. Andacht und Beisehung der Reliquien des hl. Apollinaris. Karmelitesenstifter: Fest der hl. Maria Magdalena. St. Annastift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation. Ursulinestifter: Gemeinschaftliche Kommunion der Erstkommunikanten. Vortrag für den Marienverein.
- Montag, 24. Juli. Christine, Martyrin.
- Dienstag, 25. Juli. Jakobus, Apostel. Maria Empfängnis kirche: Morgens 8 Uhr Pfarramt.
- Mittwoch, 26. Juli. Anna, Mutter Mariens. Maria-Empfängnis kirche: Nachmittags 5 Uhr Vortrag u. Andacht für den Mütterverein. St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachmittags 5 Uhr Fest-Predigt.
- Donnerstag, 27. Juli. Pantaleon, Martyrer.
- Freitag, 28. Juli. Innocenz I. Papst. St. Anna-Stift: Oktav der hl. Mutter Anna. Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.
- Samstag, 29. Juli. Martha, Jungfrau. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

größte Teil der Pharisäer einen unerböhrlichen Haß gegen Jesum im Herzen nährte, so waren doch nicht alle so gesinnt. Außer Nikodemus gaben es noch manche Mitglieder des Hohen Rates, die heimliche Anhänger der Lehre Jesu waren, und die daher jede Gelegenheit ergriffen, um die Sache des Herrn zu unterstützen, oder doch wenigstens manche harte Maßregel der Feinde Jesu zu vereiteln. Zwischen den erbitterten Gegnern Jesu und Seinen geheimen Anhängern stand noch eine dritte Klasse von Pharisäern in der Mitte; sie glaubten nicht ausreichende Gründe zu haben, um sich Jesu anzuschließen, hatten aber doch noch so viel Gerechtigkeitsgefühl, daß sie von Gewaltmaßregeln gegen die Apostel nichts wissen wollten. An der Spitze dieser gemäßigten Partei stand, wie es scheint, der beim Volke hochangesehene Gamaliel. Sadducäer aber wie Pharisäer hielten sich wohl, das Volk in seinen Vorlesungen zu belibigen; deshalb gingen sie auch ohne jede Widerrede auf den Vorschlag Gamaliels ein, der mit trefflichen Worten vor überreichten, lehrerhaftlichen Schritten warnet, damit die Vorwürfe, die von Vielen aus dem Volke wegen der Kreuzigung schon laut gemacht wurden, nicht erst durch eine neue Verurteilung an den Jüngern Jesu noch vermehrt würden. Die Schuld der Zwölfe liege noch nicht so offen da und bedürfe wohl noch einer eingehenden Untersuchung; sollten sie aber auch Volkswirbelung und Erregung von Unruhen gegen die bestehende Ordnung beabsichtigen, so habe man selbst für diesen Fall nicht Ursache, vor schnell einzugreifen. Es habe sich ja bei dem Auftritte Theodas und wieder bei dem Galiläer Judas gezeigt, wie die Römer zeitig und kräftig genug eingreifen und dem Uebel zu wehren wüßten. — Vorsichtig nennt der Ratsherr die verhaßte Macht nicht; aber die angeführten Beispiele sagen es deutlich genug, daß nur die Römer gemeint sein können. In kluger Berechnung wählt er Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit, und zwar solche, die eigentlich nur einen politischen Charakter haben.

Und nun erst, nachdem sich die Gemüter etwas beruhigt haben, hält er den Augenblick für gekommen, auch das zu berühren, was die Freunde Jesu im Hohen Rate glaubten, was die Feinde Jesu unheimlich fühlten, was Gamaliel und seine Partei in ihrer Unschlüssigkeit mindestens ahnten: den göttlichen Ursprung der Sache Jesu! Wahrhaft bewundernswürdig ist die Alternative, vor die Gamaliel den Hohen Rat stellt: Entweder (sagt er) handeln die Zwölfe nur nach einem selbstgemachten Plane, den sie von ihrem Meister aufgenommen haben, und dann wird es ihnen — ohne unser Zutun — nicht besser ergehen als den Theodas und Judas mit ihren Unternehmungen; oder aber (was doch auch möglich wäre,) sie haben wirklich einen göttlichen Auftrag erhalten; dann würden wir uns nicht nur vergeblich anstrengen, sondern sogar große Schuld auf uns laden, weil wir gegen Gottes Willen ankämpfen!

Alles Unrecht vermochte die Veredsamkeit des angesehenen Rabbi doch nicht zu verhindern; so wurde den Aposteln denn die schimpfliche Geißelung zuerkannt und sofort vollzogen. Sehr schön sagt der heil. Lukas über den Eindruck dieser Strafe: „Die Apostel freuten sich, daß sie gewürdigt wurden, Schmach zu leiden um des Namens Jesu willen!“ — Wer Christus liebt (sagt der hl. Chrysostomus) versteht dieses Wort!

Walffischjagd.

Ein Mittsommerbild aus dem höchsten Norden.

Von Rolf Larsen.

Die Reize des hohen Nordens, die landschaftlichen Schönheiten, welche sich dort ergeben, wo sich das hohe Gebirge in steilem Abfalle in Hunderten von tief eingeschnittenen Fjorden mit dem ewig bewegten Weltmeer

vermischt, locken alljährlich viele Tausend deutsche Reisende in das Land der Mitternachtsonne, in das nördliche Norwegen. Der Tourist, der dort über Tromsø zur äußersten Landmarke Europas, dem Nordkap, und weiter darüber hinaus bis zu dem am Varanger Fjord gelegenen Vadso oder gar gegen Archangel zu fährt, befindet sich auf den Jagdgründen des Walffischfanges, und selten verläßt es die Vergnügungsdampfer, die eine oder andere der sich in langer Reihe an den Küsten hinziehenden Walfangstationen anzulaufen. Auch der deutsche Kaiser hat als fast alljährlicher Gast in diesen borealen Gewässern schon wiederholt einer Walfischjagd beigewohnt, die zwar kein Sport, sondern ein mehr oder weniger Gewinn bringender Erwerbszweig, nichtsdestoweniger aber ein an Aufregungen reiches Schauspiel ist, welches keiner vergehen wird, der demselben beizuwohnen einmal in der Lage war.

Die Walfischjagd in den genannten Gegenden hat sich zu einem regelrechten Großbetriebe ausgebildet. Jede Fangstation verfügt über ein Fabrikgebäude samt Nebengebäuden und über einen oder mehrere kleine Dampfer, welche selten über 20 Meter Länge haben, außerordentlich breit sind und sich weniger durch ihre Höchste bis zu 10 Knoten betragende Geschwindigkeit, als durch geräuschloses Fahren und große Steuerfähigkeit auszeichnen. Die meisten Fangdampfer sind schwarz angestrichen, mit einem oder zwei Masten montiert, welche ein Fah oder einen Karb aus Rohrgeflecht tragen, in dem sich ein Mann auf Ausguck befindet. Das Verdeck ragt nur wenige Fuß über das Wasser empor und trägt am Bugspriet, der nicht spitz, sondern abgerundet ist, auf einer Plattform die Harpunenkanone. Diese ist ein auf einer festen Lafette ruhendes kurzes Rohr, welches leicht nach allen Seiten und nach unten und oben verstellbar ist und zuerst die Pulverladung und sodann die etwa 1¹/₂ Meter lange Harpune aufnimmt. Nur der rückwärtige Teil der eisernen Harpune, welcher genau zylindrisch den inneren Dimensionen des Rohres angepaßt ist, befindet sich in dem letzteren. Das Mittelstück der Harpune, welche aus dem Rohre herausragt, besteht aus 2 parallelen eisernen abgeflachten Stäben, zwischen denen sich ein freier Raum von der Form eines riesigen Nadelohrs befindet. In diesem befindet sich nun ein eiserner Ring, der hin- und hergeschoben werden kann und an welchem das etwa 3 Zoll starke Tau fest angeknüpft ist. Am vorderen Ende des Mittelstückes befinden sich ferner 4 durch Scharniere befestigte Widerhaken, welche vor dem Schusse der Harpune in ihrer Längsrichtung eng anliegen, sich aber abspalten, sowie die Harpune unter die Rippen des Wals eindringt. Noch weiter nach vorn befindet sich in dem dort runden Harpunenschaft eine Höhlung, in der eine mit Nitroglycerin gefüllte Glasröhre angebracht ist, welche beim Öffnen der Widerhaken zerbricht. Infolge dessen läuft der Sprengstoff aus und bringt die davor dicht an der Spitze angeschraubte Sprenggranate zum Explodieren. Ganz vorn läuft die Harpune in eine dreitaktige scharfe Spitze aus. Von dem Tau liegt ein kleineres Stück, lose aufgerollt, neben dem Geschütz auf der Plattform, während der größte Teil, viele hundert Meter Seil, sorgfältig auf großen eisernen Trommeln aufgerollt ist, um leicht abzulaufen, wenn das getroffene und von heftigem Schmerz gepeinigtes Riesentier mit Schnellzugsgeschwindigkeit in die Tiefe rast und mit seinen ungeheuren Kräften den Dampfer auf der Oberfläche nach sich zieht.

Es ist begreiflich, daß die Explosion im Innern des Körpers fürchterliche Verletzungen und Zerreißen hervorbringt und dem Tiere ein viel schnelleres Ende bereitet als bei der früher üblichen Jagdmethode, bei welcher oft Stunden vergingen, ehe dem abgematteten Tiere durch viele weitere Harpunierungen der Garau gemacht werden konnte. Immerhin vergehen

vom Abfeuern des Geschützes bis zur Explosion meistens einige Minuten, welche das Sprengöl braucht, um bis zur Granate zu kommen und welche die aufregendsten der ganzen Jagd sind. Schon die durch den Schuß bewirkte Wunde ist so groß, daß der dem Körper entauellende Blutstrom in Form eines langen roten Streifens auf der Wasseroberfläche den unterirdischen Weg des Wals anzeigt. Nach der Explosion ist es bald mit seinem Leben vorbei; das Tier wird mit Seilen am Schiffe befestigt und dann geht es fort zur Station, wo die Abspeckung und weitere Verarbeitung des Fisches beginnt.

Ein idyllischer Aufenthalt ist so eine Station keineswegs. Schon der Anblick der halb abgepeckten oder gänzlich skelettierten Tiere ist nichts für garte Nerven. Dazu herrscht in der nächsten Umgebung des Stationshauses ein durch die Mischung des Geruches von Thran, verbranntem Fleisch und den modernen Resten ekelhafter Gestalt, der geradezu Erbrechen erregend wird, wenn man die Aushöhlräume der Anstalt betritt.

In früheren Zeiten betrachtete man nur die Barten des Wals sowie den Speck und den aus der Leber ausgeflossenen Thran als wertvoll und ließ den Rest des Leidnams ins offene Meer treiben. Heute schätzt man aber auch das Fleisch, aus welchem ein ausgezeichnetes Düngermittel gewonnen wird, und selbst die Knochen dienen dem menschlichen Kuxe, indem man aus ihnen Gartenmöbel und vielerlei andere Gerätschaften macht.

Weit aufregender als die Jagd mit dem Dampfer und der übrigen erst im Jahre 1867 von G. Cordes in Bremerhaven erfundenen Harpunierkanone ist die Jagd in Booten, welche noch heute dort betrieben wird, wo der Mangel an nahen Festländern und Inseln die Anlage von Stationen unmöglich macht, also namentlich in den Meeren von den Südpol. Man verwendet zu diesem Zwecke eigene Walfischfänger, große Schiffe, welche für eine vielmönatliche Reise ausgerüstet sind, die sich manchmal auf 2 bis 3 Jahre ausdehnt.

Sowie vom Maste des hin- und herkreuzenden Schiffes die Meldung herunterkommt, daß in irgend einer Richtung die Wale bläsen — man bezeichnet damit das fontänenartige Auswerfen des in den Rippen des Tieres eingebrachten Wassers durch die mitten oben auf dem Kopfe befindlichen Rippen- oder Spritzlöcher — bemächtigt sich eine ungeheure Aufregung der Mannschaft des Schiffes. Die Jagdboote, flache Kiellose und breite Fahrzeuge von großer Manövrierfähigkeit, deren ein Walfischfänger mindestens 4 Stück zu besetzen pflegt, werden ausgesetzt. Jedes Boot ist mit einem Harpunier, einem Steuermann und vier Kuberern besetzt, welche in bewundernswürdiger Weise darauf eingetrib sind, auch ohne Befehl zusammen zu arbeiten und die richtigen Maßregeln von selbst zu ergreifen. In wenigen Augenblicken ist alles bereit und fort geht es in der Richtung, in welcher die Wale gesichtet wurden. Unter den Fanggeräten sind die Harpunen und das etwa 600 bis 800 Meter lange Seil die wichtigsten. Letzteres liegt in sorgfältigen spiralförmigen Touren aufgerollt auf Deck und ist an einer Harpune befestigt, welche der Harpunier aus möglichst geringer Entfernung, keinesfalls auf mehr als 4 bis 5 Meter, oft aber durch direkten Anfahren an den Wal hineinstößt oder wirft. Nach dem Wurf treiben die Kuberer sofort das Boot mit aller Macht rückwärts, denn jede Bewegung des Tieres, bei welcher es dem Boote zu nahe käme, würde das letztere zerfahmettern und dessen Insassen der wässrigen Tiefe überliefern. Der getroffene Wal taucht sofort unter und würde das Boot mit sich ziehen, wenn man ihm nicht so viel Leine nachlaufen lassen würde, als nötig ist. Geht die Leine des Bootes zu Ende, so muß schleunigst diejenige eines anderen Bootes angeflist werden; oft ist aber dazu keine Zeit mehr und man muß die Leine auslassen und die er-

hoffte Beute ist mit dem Fanggeräth auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Im günstigsten Falle aber beginnt der Wal, der vielleicht 400 bis 500 Meter ins Wasser hinabgetaucht ist, nach einer zwischen 10 und 30 Minuten verlaufenden Zeit Luftmangel zu verspüren. Er beginnt aufzusteigen, und das man aus der Richtung der Leine den Punkt, wo er an der Oberfläche erscheinen wird, annähernd bestimmen kann, eilt ein zweites Boot nach dieser Gegend, um den Wal im Augenblicke des Auftauchens, wo er schnell nacheinander einige Male athmet, aufs neue zu harpunieren. Da er aus Luftmangel nicht sofort wieder auf längere Zeit tauchen kann, beginnt er an der Oberfläche fortzuschleichen und nun hebt eine tolle Fahrt an, vorn der pfeilschnell davonende Wal und hinten drein gezogen die Boote. Oft dauert diese rasende Fahrt Stundenlang, bis der ermattete Wal endlich das Kennen aufgibt und die Boote an sich heran kommen läßt, deren Besatzung ihm entweder mit Lanzenstichen oder mit Sprenggeschossen aus besonders dazu konstruirten Gewehren das Ende bereitet.

Inzwischen ist auch das Schiff herangekommen: der Wal wird feuerbordseitig am Schiff befestigt, und nun beginnt, da man keine Verarbeitungsstation hat, die Arbeit des Abspekens; in langen über mehrere Breiten Streifen wird der Speck von dem Rücken abgeholt und an Deckgewunden, zerlegt und in richtige Kessel geworfen, wo sofort das Thranfischen beginnt. Als Feuerungsmaterial benützt man früher meißens Holz, während man sich dazu jetzt ausschließlich der nach dem Auskochen übrig bleibenden Speckreste bedient, in welchem noch Fett genug ist, um den ganzen Speck auszukochen. Vom Kopfe nimmt man noch die Barten oder bei anderen Walgattungen die Zähne, für das Fleisch aber hat man bei dieser Bearbeitung des Wales keine Verwendung und überläßt den übrigen Kadaver einfach dem Spiele der Wellen.

Der Wert eines erbeuteten Fisches richtet sich natürlich nach dessen Größe, die bei den verschiedenen Arten sehr ungleich ist. Von den großen Arten des Grünlandwales und Bottfisches, welche früher ausschließlich Jagdobjekt waren brachte das Exemplar dem Jäger oft einen Nutzen von 15 000 bis 40 000 Mark, also jeder Wal ein Vermögen. Seitdem diese Tiere aber durch den schonungslos gegen sie geführten Vernichtungskrieg immer seltener geworden sind, werden in den nördlichen Meeren zumeist die kleineren Fische gefischt, die je nach Größe einen Erlös von 800—5000 Mark ergeben. Auch den noch kleineren Buckelwalen wird bereits nachgeholfen. Relativ häufig sind die größeren Wale noch in den Südpolarmeen; aber auch hier, wo die Entdeckungen von Land durch die letzten Forschungsreisen nach langem Stillstand in ein neues Stadium getreten sind, dürfte die Ausrottung rasch vorwärts schreiten.

Der Wal gehört zu den Tieren, welche dem menschlichen Erwerbsbetrieb früher oder später unrettbar zum Opfer fallen. Ein günstiger Treffer und 30 000 Kgr. Speck und 1600 Kgr. Fischbein sind die Beute des glücklichen Jägers. Man sucht jetzt durch Strafbestimmungen die Tiere vor der gänzlichen Ausrottung zu schützen, indem man z. B. in Norwegen eine Schonzeit eingeführt und das Töten der Tiere innerhalb einer Zone von zwei Meilen von der Küste verboten hat. Wenn aber die auf die Uebertretung dieser Bestimmung gesetzte Strafe in Norwegen 3000 Kronen, in Rußland aber gar nur 25 Rubel beträgt, so verwandelt sich die Strafe in eine Geld kostende Lizenz und der Gesetzeszweck ist verfehlt.

Gegen Ende des Mittelalters und zum Beginn der Neuzeit lag der Walfischfang fast ausschließlich in den Händen der seefähigen Normannen und Dänen; im 17. und 18. Jahrhundert bemächtigten sich Engländer und

Holländer der Fad. Auch Friedrich der Große ließ Schiffe zu diesem Fang ausrüsten. Trotzdem hat der Walfischfang in der deutschen Rhederei nicht recht heimisch werden können und verhältnismäßig selten verläßt ein deutsches Schiff zu diesem Zwecke die Nordseehäfen.

Jetzt sind es hauptsächlich die Amerikaner, die dem Fang obliegen. Daß es sich dabei um große Werte handelt, geht aus einer Statistik von Scammon hervor, der den Wert der 1735—1872 gefangenen Wale auf 272 Millionen Dollar, also weit über eine Milliarde Mark berechnet.

Freilich kommen dabei auch viel Verluste an Schiffen und Menschenleben vor, und oft ist der Spruch aus den Zeiten der alten Hanse nur zu berechtigt: „Wischerie — Lotterie!“

Ueber Explosionsstoffe.

Von Thomas A. Edison.

Nichts erscheint mir gegenwärtig so fessam, als daß in all dem Lärm, der sich um den Krieg, um die Soldaten, das Lager, die Schiffe dreht, so wenig von dem wichtigsten Kriegsmittel, all den verschiedenen Explosionsstoffen die Rede ist. Und doch verdienen gerade sie vor allen anderen genannt zu sein, denn manche von ihnen verüben wahre Wunderdinge. Was könnte man nicht alles im Schlachtengewühl durch sie erreichen — wie viele Schlachten könnte man durch sie vermeiden. Freilich lassen nicht alle Explosionsstoffe sich im Kriege verwenden, denn sie sind so außerordentlich wirksam und müssen mit so ungläublicher Vorsicht behandelt werden, daß sie eine konstante Gefahr für die eigenen Leute bedeuten würden. Nur jene Explosionsstoffe also, die „einen Puff aushalten können“, kann man auch als Geschosse verwenden.

Eine Kanone ist eine Maschine wie jede andere und muß nach ökonomischen Prinzipien behandelt werden. Man muß bei ihr kein Pulver sparen, wie man bei einer Dampfmaschine die Kohlen sparen muß. Außerdem muß die Ladung derart zusammengesetzt und berechnet sein, daß sie in Feuer gesetzt, stets an Kraft zunehmend das Geschöß durch das Rohr treibt und die Kraft auch des letzten Pulverteilchens in Aktion tritt, sobald das Geschöß die Mündung des Rohres erreicht aber noch nicht verlassen hat. Würde die Explosion dieser letzten Pulverteilchen eher erfolgen, dann wäre ein Verstoß des Geschößrohres die Folge. Bei vielen Explosionsstoffen ist eine beartige Berechnung nun von vornherein ausgeschlossen, und die Benutzung dieser Stoffe insolge dessen auch. Im gewöhnlichen Leben gilt Dynamit als einer der gefährlichsten Explosionsstoffe; aber ganz mit Unrecht, da er hauptsächlich zu den harmlosesten gehört. Ich habe wenigstens nie bemerkt, daß Dynamit schwer zu handhaben sei, und besondere Vorsicht erheische. Ich nahm einst eine Menge Dynamit mit mir hinaus in den Wald, der dicht an meinem großen Eisenberge liegt, und stellte besondere Versuche an. Wir thaten Dynamit in lothendes Feuer, es explodierte nicht; wir warfen schwere Felsstücke darauf, es rührte sich nicht, und in meinen Minen brauchen wir es zentnerweise, ohne daß wir je einen Zwischenfall zu beklagen gehabt hätten. In Verbindung mit andern Explosionsstoffen freilich ist es eine furchtbare Wirkung; Nitro-Glycerin dagegen muß zu jeder Zeit gefürchtet werden.

Ich kannte einen Schmied, der einst einen Tropfen Nitro-Glycerin auf seinen Ambos that und mit seinem Hammer einen Schlag darauf that. Der Ambos verjank metertief in die Erde, das Dach der Schmiede flog in die Luft, die Mauern stürzten zusammen, der Schmied selber aber ersparte seine Begräbniskosten, denn man fand ihn nicht mehr zusammen.

Die Wirkungen des Nitro-Glycerins stehen aber trotzdem weit hinter denen des Nitrogenjodid zurück, dessen Explosivkraft 4000 Fuß

in der Sekunde beträgt, d. h. in gemeinverständlichen Worten ausgedrückt: „wenn ich eine Zündschnur von weit über einem Kilometer Länge aus Nitrogenjodid herstellen und das eine Ende derselben anzünden würde, dann würde das andere Ende noch in derselben Sekunde zur Explosion kommen. Die Explosionsgeschwindigkeit ist also dreimal so groß wie die Geschwindigkeit des Schalles, der bekanntlich nur 1400 Fuß in der Sekunde zurücklegt.“

Gegenwärtig habe ich einen Explosionsstoff hergestellt, der wohl kaum jemals aus meinem Laboratorium herauskommen wird, ich wähle nämlich wirklich nicht wie. Ich stelle ihn nur tropfenweise her und er befindet sich in einem so ausnehmend „arten“ Gleichgewichtszustande, daß es genügt über ihn hinzuhäuschen, um ihn zum Explodieren zu bringen, ja, der Schall einer Stimme genügt, um ihn aus dem flüssigen Zustande in den gasförmigen zu bringen und darin festsetzt ja gerade die Explosion.

Im übrigen habe ich die Wohlthaten der Explosionsstoffe nicht nur in meinen Bergwerken und Minen, sondern auch in meinem Privatlaboratorium schon erprobt. Eines Tages bekam ich einen Besuch von vier Herren, die lediglich nur die Neugierde zu mir getrieben hatte. Ich war ihnen gegenüber so höflich als möglich und so lange es ging, als ich aber sah, daß sie absolut keine Miene machten, mich zu verlassen, da entschuldigte ich mich und sagte, ich könne nicht soviel Zeit verlieren, ich müsse an die Arbeit. Ach, das sei ja doppelt interessant, nein, da gingen sie nicht, da mühten sie mir zusehen dürfen. „Was ich denn jetzt gerade arbeite?“ Bei dieser Frage kam mir eine infernalische Idee. „Ich beschäufte mich mit Explosionsstoffen.“ — „Oh, das sei herrlich!“ „Aber gefährlich,“ meinte ich. Da lächelten sie. „Oh, sie hätten volles Vertrauen zu mir, sie würden um jeden Preis bleiben. Ich täuschte ihr Vertrauen aber auf schändliche Weise. Geschickt verteilte ich einige Tropfen eines ziemlich harmlosen Explosionsstoffes auf dem Boden des Laboratoriums und pöblich: Bum, bum, bum! ging die Explosion los. Hier . . . dort . . . überall . . . Meine Besucher sprangen in die Höhe wie besessen und bums flogen sie zur Thür hinaus. Leider aber hatte ich die Präzanz meines Stoffes doch nicht richtig bemessen, denn alle Fensterheben meines Laboratoriums gingen in Stücke, und einige wertvolle Apparate auch. Trotz alledem habe ich das Mittel noch einmal angewendet und zwar einem Interviewer gegenüber, den ich auf andere Weise nicht los werden konnte. Den vertrieb ich durch einfaches Knallgas, und einen anderen . . . doch das sind ja Geschichten, die nicht hierhergehören und die mich mit den Blättern verfeinden könnten, und das möchte ich nicht, nicht um die Welt.“

Eine Begegnung.

Novellette von Gerhard Walter.

„Donnerwetter, mein lieber Freund“, sagte der Raier Wendelin und hob sein Glas gegen den Hansherrn, „das muß ich gestehen, Du hast einen Geschmack bewiesen, der Dir Ehre macht. Solch eine Frau, wie Deine, die soll man noch suchen zwischen Rhein und Remel! Erlaube, daß ich diesen Römer mit ausgezeichnetem Rheinwein auf ihr Wohl trinke! Aber nun gestatte auch, daß ich Dich bitte, mir zu erzählen, wie Du sie gefunden hast. Wir waren ja alle über die Mägen erstaunt, als Deine Verlobungsanzeige kam und auf ihr ein gänzlich unbekannter Name stand, nachdem jahrelang so manch' ein anderer mit mir dem beinigen in Verbindung gebracht war. Es wurde erzählt, Du habest Deine Braut unter ganz außerordentlichen Umständen gefunden.“

Die Gläser der Freunde klirren zusammen. Es war eine stille laue Sommernacht. Hin und wieder flog ein Johanniskäfer wie ein

leuchtender Edelstein durch das Dunkel draußen vor der Laube, in der das Windlicht mit sanftem Scheine brannte.

„Ja“, sagte der Hausherr mit beglücktem Lachen, „weißt Du, das Leben ist in seiner Wirklichkeit viel romanhafter, als sich die kühnste Dichtersphantase ausdenken mag. Und wenn ich nicht wüßte, daß die Geschichte buchstäblich Wahrheit ist, dann möchte ich sie selbst anzweifeln, auf ihre Möglichkeit. Reich mir Dein Glas und laß es wieder füllen, und dann laß Dir erzählen. Nimm Dir noch eine Cigarre — habe sie noch selbst mitgebracht aus der Havanna — und dann höre zu und zweifle nicht, wenn ich Dir sage, daß mein Lebensschicksal buchstäblich an einer einzigen Minute gegangen hat. Prost, Wenden!“

Mit leisem Klutern neigten sich die Seeligen gegen einander.

„Also die Sache war die, wie unser Hauswirt zu sagen pflegt. Ich hatte den Dienst als Seeoffizier mit tiefem Bedauern wegen zunehmender Kurzsichtigkeit aufgeben müssen, hatte mich auf den Intendantendienst vorbereitet und war auch verhältnismäßig bald wieder zu Stellung und Würden als Intendanturrat gekommen. Vor zwei Jahren hatte ich es erreicht. Aber über all dem Studieren war's mir schier wirbelig im Kopf geworden, und ehe ich mein neues Amt antrat, ging ich nach meinem lieben Thüringen. Ich kannte da ein Thal, still und verborgen, in dem es mir schon früher wohl gewesen war. Da zog es mich mich wieder hin. Es war nicht weit von Eisenach. Ein Vormittagsmarsch genügte, um auf die Wartburg zu gelangen. — In meinem Waldhörnlein war ich bald mit allerhand guten Gesellen bekannt geworden. Am besten gefiel mir darunter der Oberförster. Und mit dem hatte ich mich eines Tages verabredet. Er hatte dienlich in Eisenach zu thun und wollte mit der Bahn hinfahren; ich ging natürlich zu Fuß. „Wenn Sie um 8 Uhr abmarschieren, sind sie um 1/12 auf der „Hohen Sonne“, wies er mich an. „Dann stärken Sie sich nach dem Marsch bis 12 und sind dann mit Schlag 1 Uhr da, wo die elektrische Bahn im Eingang des Annathals hält. Da erwarte ich Sie und wir bilgern dann zusammen auf die Wartburg. Später ziehen wir uns thalabwärts und essen im neuen „Nodensteiner“ und trinken einen guten und nicht zu kleinen Tropfen dazu.“

Und das alles sagte der Mann mit einer Ruhe, als ob es sich gar nicht um das Lebensglück zweier Menschen dabei handelte. Das konnte er ja freilich auch nicht wissen. Wir tranken unsern Schoppen aus und gingen nach Hause.

Schöner konnte ein Frühlingstag im Paradies gar nicht ausgefallen sein, als der, welcher mit dem folgenden Tage anbrach. Seligen Nutes ging ich meiner Wege, und gelangte auf den „Wachstein“. Da lagerte ich mich und sah mit fröhlichen Augen von dem grössten Felsgebilde hinab ins blühende Thal, wie es in aller Bergespracht da unten sich breitete; und nach Genuss eines Cognacs und einer Schinkenemmel ging ich, nichts ahnend, fürbaß. Wie ich aber nach der Uhr sah, da bemerkte ich, daß ich diese Frühstückspause doch ein bißchen zu lange ausgebehnt hatte für meine Verhältnisse, und als ich die gelben Mauern der „Hohen Sonne“ im Sonnenglanz leuchten sah, da war's 1/12 statt 1/12. Pünktlichkeit war nun von je meine Kardinaltugend, und so beschloß ich denn schnell, um meinen Oberförster nicht warten zu lassen, dort gar keine Rast zu machen, sondern nur einen schnellen Blick auf die Wartburg durch den berühmten Aushau im Walde zu thun und sofort den Abstieg zur „Drachenschlucht“ zu machen. — Schicksal!

Ich ging also ohne mich aufzuhalten an allen Kellnern und sonstigen Lebewesen vorbei auf den Wartburgblick zu. Kaum war ich an das Gitter herangeraten, da fiel mein Auge auf ein Gefährt, das aus dem Walde vor mir grade heraustrat, bespannt mit einem

braunen und einem weißen Pferde. Letzteres zog meinen Blick an. Und nun sah ich, wie in dem Wagen ein Herr und eine Dame saßen. Im selben Augenblicke aber durchfuhr es mich auch im freudigen Schreck. „Ursinus!“ rief ich laut. Das müßte ja mein lieber alter Kamerad von der Weltreise auf der „Elisabeth“ sein — und im nächsten Moment war er aus der Kalesche gesprungen und stand vor mir am Gitter und wir schüttelten einander herzlich die Hände: „Mein lieber Degenhart!“ hörte ich die wohlbekannte Stimme, und sah ihm in die ehrlichen blauen Augen. Wir hatten uns a tempo erkannt.

„Gehst mir nicht gut!“ sagte er; „habe viel Leid und Aufregung erfahren und fahre nun — gehen darf ich nicht viel — auf Urlaub auf den Thüringer Wald. Wollte hier überhaupt gar nicht halten, sondern geradenwegs nach Kuhlha durchfahren: aber nun ich Sie hier gefunden habe nach manchem Jahr, da will ich doch den Augenblick festhalten. Wo wollen Sie hin?“

„Nach Eisenach!“ sagte ich fröhlich. „Schön, wollen Sie mich mitnehmen? Das heißt später. Dann fahre ich mit meiner Nichte auf Umwegen voraus, denn Sie werden doch gehen wollen.“

Ausgezeichnet! Und treffen uns nachher im „Nodensteiner.“

„Kenne ich!“ Sehr gut. Um 4 Uhr?“

„Famos, Sie alter Ursinus, Sie!“

„Lisbeth, komm mal her!“ rief er zum Wagen hinüber. „Ein alter Kamerad von der Weltreise!“ Ein reizendes junges Mädchen, dunkelhaarig, mit blauen Augen und dunklen, scharfgezeichneten Augenbrauen, entsieg leichtfüßig dem Wagen — „wie eine Tanne schlant“ —

„Aha!“ unterbrach der Maler den Freund im Erzählen; „nun ahnt mir 'was! Jetzt schenkt' mir erst mal wieder ein; die dunklen Augenbrauen erkenne ich wieder; — sie sollen leben!“

Der goldene Wein rieselte in die Gläser. Am Himmelsanschnitt vor der Laube stand jetzt dunkelgolden der Mond. Fern im Walde rief das Käuslein, und aufrauschend fuhr der Nachtwind durch die Krone der blühenden Linde —

„Da stand sie vor mir als mein liebliches Gesicht“, fuhr der Rath fort, „und reichte mir die Hand. Ein süßes Geschöpf, daß es mir wie eine wehmütige Freude durchs Herz zog, als ich ihr in die großen, klaren, tiefen Augen blickte. — Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen!“ ging es mir, dem Professorsohn, plötzlich und unerwartet durch den Sinn beim kurzen Schauen in diese reinen, leuchtenden Sterne. Der Blick entschied über mein Leben. Vor mir der Frühling, um mich der Frühling, in mir der Frühling.“

„Gabe meine kleine Nichte, von Gotha aus mitgenommen; sie weiß so gut Bescheid im Thüringer Wald“, sagte er herzlich, „darf ich sie mitbringen, in den Nodensteiner.“

Ob ich ja sagte!

„Auf Wiedersehen!“ — Da fuhren sie hin. Und ich ging abwärts zur Drachenschlucht. Freude im Herzen. — Um 1 Uhr traf ich meinen Oberförster, der gerade der elektrischen Bahn entstieg. „So ist's recht!“ rief er mir zu, „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und der Soldaten!“

Und pünktlich um 4 Uhr fuhr der Wagen mit dem Korvettenkapitän und seiner Nichte vor dem „Nodensteiner“ vor. — Wurden das köstliche Stunden da! Tausend alte Erinnerungen wachten auf: „Wissen Sie noch?“ und ob ihnen klangen die Römer zusammen, und holdselig und schön sah Lieschen mit ihrem Becherlein zwischen den frohen Gesellen, wie eine liebliche, freundliche, kluge Fee. Und tiefer und tiefer sah ich ihr in die herrlichen Augen.

Die Stunde des Abschieds schlug. Ich zog den Kapitän beiseite.

„Ursinus, Sie wissen, daß ich kein Windbeutel bin, und ich weiß, daß Sie keiner sind. Was sagen Sie, wenn ich Sie frage, ob ich

Ihre Nichte heiraten kann? Ich habe solch Rädel noch nicht gefunden zu Wasser und zu Land.“

Er sah mich an, als hätte der Blitz neben ihm eingeschlagen.

„Alter Mensch!“ — stotterte er — „Sie hat keine Groschen!“

„Ich habe Groschens genug!“

„Sie ist Stütze in einem großen Hause“

„Dann kann sie auch Stütze im kleinen Hause werden —“

„Sie verdrehter Kerl Sie!“ sagte er zum Schluß, und zerarbeitete meine Hand, immer noch der Alte! Aber denken Sie daran; es geht nichts über kaltes Blut, sagte der Salamander, da sah er im Feuerofen.“

Ich küßte Lieschen die Hand zum Abschied und dann dauerte es noch ein Jahr. Und seitdem habe ich sie auf den süßen Mund geküßt, und bin ein glücklicher Mann im Schein ihrer Augen geworden, der mit jedem rauhen möchte, der behauptet, daß es ihres Gleichen giebt. Komm stoß an:

Kein schöner Glück auf dieser Erden

Als Frauenlieb, wem sie mag werden!

Und alles um eine Minute! Sonst wär' mein Glück vorbeigefahren! Ehen werden im Himmel geschlossen, und wenn's noch so unwahrscheinlich wäre!“

Amerlei.

* In der Schule kommen oft Stücken vor wie sie so lustig die „fliegenden Blätter“ gar nicht bringen können. Aus einem Dorfe bei Goya wird dem H. Bogenbl. folgendes Geschichtchen erzählt: Ein W.-G.-Schüler meldet sehr vergnügt, daß er „morgen seinen Geburtsstag“ habe und „frei haben“ wolle. Ausnahmsweise und in Berücksichtigung von besondern Umständen wird ihm dies gewährt. Dies hat einem andern Conrager gemocht. Er tritt hervor: „Ich will mor'n ot „Berlof“ hebben.“ — Lehrer: „So darfst Du aber nicht sagen, mein Junge, Du mußt um Erlaubniß bitten.“ — Schüler: keine Antwort. — Lehrer: „Wie sagst Du denn zu deiner Mutter, wenn du ein Butterbrod haben möchtest?“ — Schüler: „Ich will'n Botten hebben!“ — Lehrer (zu einem andern kleinen Fleckstopp): „Und Du, wie sagst du denn zu deiner Mutter?“ — Zweiter Schüler: „Ich segg' of so!“ — Dritter Schüler: „Ich od.“ — Vierter Schüler: „Ich od.“ — Lehrer (nachdem noch viele „id“ erklingen waren): „Wer von Euch sagt denn anders zu seiner Mutter?“ Nach kurzer Pause des Stillschweigens meldet sich der kleine Friedrich.

Lehrer: „Seht Ihr, Kinder, der kleine Friedrich wird Euch Alle beschämen. Na, Friedrich, nun sag' mir mal, was sagst du zu deiner Mutter, wenn Du ein Butterbrod haben möchtest?“ Der kleine Friedrich: „Ich segg' gar niks, id jmeer mit süßen een'n up!“

Schub-Rästel.

Nachstehende Wörter sind, ohne Veränderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Schiebung so unter einander zu legen, daß drei senkrechte Buchstabenreihen drei bekannte Dichter des vorigen Jahrhunderts nennen:

Z w i l l i n g e
L i n d e n b e r g
S o h w e i n s t a l l
G l o i s a n l a g e
F a l l i s s e m e n t
N e i r n b e r g
H e i d e n g o t t

Rästel.

Es ist ein Mann im weißen Kleid,
Der hat in seinem Zimmer
Gar viele Spiegel lang und breit,
Freut sich ob ihrem Schimmer.
Da kommt in grünem Kleid ein Mann,
Will auch sich d'rin besehen;
Kaum, daß sein Atem trifft daran,
So th's um sie geschehen.
Die Spiegel brechen all entzwei;
Doch schnell schmilzt er in Erden —
Und wieder sind es Spiegel — neu,
Die nun sein Zimmer schmücken.

Auflösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Charade: Alzabiel,



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck des einzelnen Artikels verboten.)

Besten Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 18, 9-14. „In jener Zeit sprach Jesus zu Einigen, die sich selbst zutrauten, daß sie gerecht seien, und die Andern verachteten, dieses Gleichniß: „Zwei Menschen gingen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine war ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stellte sich hin, und betete bei sich selbst also: Gott, ich danke dir, daß ich nicht bin wie die übrigen Menschen, wie die Räuber, Ungerechten, Ehebrecher, oder auch wie dieser Zöllner hier. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von allem, was ich besitze. Der Zöllner aber stand von ferne, und wollte nicht einmal die Augen zum Himmel erheben, sondern schlug an seine Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause, jener nicht; denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.“

Die Wacht der Diakonen.

Wir staunen, lieber Leser, daß ein Mensch in seinem Stolz sich so weit versteigen kann; und doch ist das Bild des Pharisäers offenbar nach dem Leben gezeichnet. Welchen Eindruck aber mußte die Parabel machen, da unter den Zuhörern Jesu meistens auch Pharisäer waren! Die Juden beteten bald stehend, bald knieend (Dan. 6, 10), bald zur Erde hingeworfen (2. Kön. 12, 16), bald sitzend (2. Kön. 7, 18). In unserem Gleichnisse aber hat das „Stehen“ des betenden Pharisäers einen besonderen Sinn; wir würden vielleicht sagen: er pflanzte sich oben im Tempel auf, seines Wertes in den Augen Gottes sich wohl bewußt und in dem mit diesem Hochmut verbundenen Gefühl der Erhabenheit über andere Menschenkinder. Er fängt zwar mit einem Dank- und Lobgebet an, aber bald schlägt es in Selbstlob um: das Lob Gottes ist nur ein Vorwand um sich selbst zu loben. So traut er denn, statt seiner Sünden sich zu erinnern, seine Tugenden und Verdienste aus zur Schau; diese beschränken sich indes nur auf Neuherrlichkeiten. So hat er eigentlich um nichts zu bitten; er hat nur zu danken, und dieser Dank erinnert ihn an die vermeintlichen Vorzüge, welche er vor andern Menschen hat, die gegen ihn nur Diebe, Ungerechte, Ehebrecher, sind. Und nun fällt sein Blick gar auf den armen Zöllner! — Wie wohlthuend ist dagegen dieses Bild wahrer Demut! Er fühlt sich schuldbeladen und rechnet bloß auf die göttliche Barmherzigkeit; er bleibt „unten“ stehen, wagt die Augen nicht zu erheben vor Scham und Reue, er schlägt an seine Brust: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Hier haben wir wahre Demut, innerlich und äußerlich. — Das Urtheil des Herrn wundert uns nicht, lieber Leser, da das Benehmen dieses Pharisäers wahrlich keine Vorbereitung auf die „Rechtfertigung“ war: der Heiland bedient sich einer milderen Redeform, um anzudeuten, daß der Hochmut von Gott verurteilt werde, und daß nur

wahre Demut das natürlichste Benehmen unsererseits vor Gott sei, namentlich beim Gebete. —

Wenn wir uns, lieber Leser, das Bild vergegenwärtigen, das uns die Apostelgeschichte bisher in großen, martigen Strichen von der jungen Kirche Jesu gezeichnet, so dürfen wir wohl mit dem hl. Paulus ausrufen: „O der Tiefe des Reichthums und der Weisheit Gottes! Wie unergründlich sind Seine Gerichte und wie unerforschlich Seine Wege!“ (Röm. 11, 33 f.). „Wunderbar!“ ruft der hl. Chrysostomus aus, „dort, wo Christus hingerrichtet worden war, gerade dort verbreitete sich zunächst Seine Lehre; und obwohl Seine Anhänger sahen, wie die Apostel sogar gegeißelt wurden, so nahmen sie doch keinen Anstoß daran, vielmehr nahm die Zahl der Gläubigen von Tag zu Tag wunderbar zu.“ Das Walten Gottes in Allem war eben unverkennbar; es zeigte sich besonders in der Ohnmacht der mächtigen Widersacher Jesu. — Je zahlreicher aber die christliche Gemeinde wurde, desto gemüthlicher wurde sie auch, zumal da an den hohen Festen Juden aus allen Weltgegenden sich einfanden. Nach dem damaligen Sprachgebrauch teilt der hl. Lukas die Gläubigen in „Hebräer“ und „Griechen.“ Unter den ersteren versteht er solche Christen, die in Jerusalem oder doch in Palästina ihren Wohnsitz hatten und sich der Landessprache (der syro-chaldäischen) bedienten. Von ihnen unterschied man die griechisch redenden Jüdenchristen, die außerhalb Palästinas in der „Diaspora“ (zerstreut) zwischen den Heiden lebten, an den hohen Festen nach Jerusalem kamen und oft längere Zeit dort verweilten. Die „Hebräer“ glaubten von jeher einen Vorzug vor diesen „Griechen“ zu haben, weil sie im heiligen Lande wohnten, die heilige Sprache redeten und wegen der Nähe des Tempels öfter ihre Andacht im Heiligthum verrichten konnten. Dieses jüdische Vorurtheil brachten sie bei ihrer Befehrung auch in die christliche Kirche mit; das hatte

Sirchskalender.

- Sonntag, 30. Juli. 10. Sonntag nach Pfingsten. Abdon u. Sennen, Martyr. Evangelium Lukas 18, 9-14. Epistel 1. Korinther 12, 6-11.
- St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer Sodalkät. ● St. Lambertus: Nachmittags 4 Uhr Beistunde für das verstorbene Mitglied des Eucharistischen Männerbundes Bernhard Brandt. ● St. Martin: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Martinstr. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die marianische Jungfrauenkongregation. ● St. Anastasi: 8 Uhr Gemeinschaftliche Kommunion für die marian. Dienstmädchenkongregation. ● Ursulinentloster: Gemeinschaftliche hl. Kommunion des Marienvereins.
- Montag, 31. Juli. Ignatius v. Lojola, Ordensstifter. ● St. Andreas: 1/10 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Ignatius. ● St. Lambertus 9 Uhr Seelenmesse für Herrn Bernhard Brandt.
- Dienstag, 1. August. Petri Kettenfeier. Die sieben Nachbärer. ● St. Andreas: 1/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. ● St. Anna: Stift: Vorfeier zum Fortunculafest. Nachmittags 5 Uhr Predigt u. Segensandacht.
- Mittwoch, 2. August. Aloisius v. Aquino. Fortunculafest. ● St. Anna: Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachmittags 5 Uhr Andacht.
- Donnerstag, 3. August. Stephani Auffindung. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

zur Folge, daß die (christlichen) „Griechen“ sich beschwerten. Der hl. Lukas berichtet darüber in der Apostelgeschichte Folgendes:

„In jenen Tagen aber, als die Zahl der Jünger wuchs, erhob sich ein Murren der Griechen gegen die Hebräer, weil bei der täglichen Spende ihre Witwen übersehen wurden. Da riefen die Zwölf (Apostel) die Gemeinde der Jünger zusammen und sprachen: Es geht nicht an, daß wir vom Worte Gottes (vom Predigen) ablassen und den Tisch besorgen. Darum, Brüder, setzt euch um nach sieben Männern unter euch, die ein gutes Zeugnis haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind; die wollen wir zu diesem Geschäfte anstellen. Wir aber werden dem Gebete und dem Dienste des Wortes beharrlich obliegen. — Und die Rede gefiel der ganzen Menge; und sie erwählten den Stephanus, einen Mann voll Glaubens und des heiligen Geistes, und Philippus und Prochorus und Nikanor und Timon und Parmenas und Nikolaus, einen Judengenossen (d. i. einen früher zum Judentum bekehrten) aus Antiochia. — Diese stellten sie den Aposteln vor, welche beteten und ihnen die Hände auflegten. Und das Wort des Herrn verbreitete sich; sehr groß ward die Zahl der Jünger zu Jerusalem, und eine große Zahl der (jüdischen) Priester ward dem Glauben gehorsam“ (Apostelgesch. 6, 1—7).

Die Christen hatten bekanntlich zum Unterhalt und zur Unterstützung der dürftigen Mitglieder der Kirche eine gemeinschaftliche Kasse errichtet und die Verwaltung den Aposteln anvertraut. So gewissenhaft dieses Geschäft nun auch von ihnen besorgt wurde, so war es, bei der bereits auf Tausende angewachsenen Zahl der Befehrer Jesu, doch wohl nicht anders möglich, als daß die Zwölf bei dem Verteilungsgeschäfte sich um Hilfe umsehen; es scheint nun aber, daß sie hierzu nicht stets dieselben Personen herangezogen, sondern ihre Aufträge bald diesem bald jenem gaben, wie sie es gerade für zweckmäßig hielten. Es war zu natürlich, daß sie bei dieser Wahl leichter auf „Hebräer“, als auf „Griechen“ fielen. Freilich rechneten sie auf die Gesinnung und unparteiische Liebe der jedesmal angestellten Gehilfen. Allein bei einzelnen unter diesen scheint das Herz noch nicht genug von dem Sauerteige alter, jüdischer Vorurteile gereinigt gewesen zu sein, — die Witwen der „Hebräer“ wurden allzusehr begünstigt; vielleicht suchte man diese Parteilichkeit damit zu beschönigen, daß die „Hebräer“ umgekehrt mehr zu dem gemeinschaftlichen Vermögen der Kirche beigetragen hätten, als die „Griechen.“ Daher die Klagen von Seite der letzteren, die von den Aposteln wohl als begründet erachtet wurden.

So bestimmen denn die Apostel die Zahl der zu wählenden Diakonen, während sie die Auswahl der betreffenden Personen der Christengemeinde überlassen, mit der Bedingung, daß nur Männer von anerkannter Rechtschaffenheit, und ausgestattet durch ein größeres Maß von Geistesgaben, vorge schlagen werden dürften. Die Zahl „sieben“ ist zweifellos nicht zufällig gewählt, sondern entweder als die sog. heilige Zahl bevorzugt, oder auch, weil Jerusalem (wie später Rom) in sieben Diakonen (Dienstbezirke) eingeteilt war.

Die sieben Gewählten — Stephanus an der Spitze — werden den Aposteln vorgestellt und von diesen durch Gebet und Handauflegung geweiht; denn die von der Kirche Gottes gesalbte Charitas (Vormherzigkeit) wird niemals bloß auf das irdische Leben gerichtet, sondern sie sah sich von Anfang berufen, in dem Hilfsbedürftigen den ganzen Menschen nach Körper und Seele aufzurichten, — genau nach dem Vorbilde des göttlichen Meisters. Deshalb ward das Diakonat vom Anbeginn ein geistliches Amt, übertragen mittels sakramentalischer Weihe, um den Dienst der irdischen Barmherzigkeit mit dem Dienste des göttlichen

Wortes und — wie wir noch hören werden, — des Tauf-Sakramentes zu vereinigen. Die Diakonatsweihe wird heute noch von den Bischöfen, den Nachfolgern der Apostel, auf dieselbe Weise erteilt, wie einst durch Gebet und Handauflegung. Die Diakonen sind Gehilfen der Bischöfe und Priester: sie haben die Vollmacht zu predigen, zu taufen, beim hl. Meßopfer (Leitenamt) dem Bischof oder Priester zu assistieren und die hl. Kommunion zu spenden, — während die Gewalt, Brot und Wein in den Leib und das Blut des Herrn zu verwandeln und die Sünden nachzulassen, nur den Bischöfen und Priestern eigen ist. Darum sagt schon der hl. Martyrer Justinus im zweiten Jahrhundert: „Die Priester allein können die heil. Eucharistie behandeln nach dem Befehle, den Christus den Aposteln gab: Ich huet dies zu Meinem Andenken!“ S.

Das Asthma.

Von Wilhelm Feichen.

Asthma ist eine sehr verbreitete Krankheit, die sich durch Athemnot kennzeichnet, welche periodisch in längeren und kürzeren Anfällen auftritt. Noch verbreiteter als die Krankheit ist der Glaube, daß das Asthma keine gefährliche Krankheit sei, und daß man bei derselben unraht werden könne.

Dieser Glaube ist im Allgemeinen falsch und gefährlich; er ist nur angebracht bei dem Asthma, welches durch Engbrüstigkeit entsteht, und welches man im gewöhnlichen Leben auch Dampf, Puffen oder Stücken nennt. Das Asthma kann aber auch seinen Grund haben in Erkrankungen der Lunge, des Kehlkopfes und der Athmungsorgane. Es liegt also auf der Hand, daß man nicht jedes Asthma als ungefährlich bezeichnen darf, daß vielmehr jeder Asthma-Leidende sich gleich bei den ersten Anfällen von einem Arzte untersuchen lassen muß, um festzustellen, woher die Krankheit kommt. Demgemäß muß auch die Behandlung des Leidenden sein. Ohne ärztliche Untersuchung ist die Feststellung der Ursache unmöglich, denn fast alle Asthma-Kranke zeigen äußerlich, bei den Anfällen, dasselbe Bild. Der asthmatische Anfall äußert sich wohl immer durch ein heftiges Erstickungsgefühl des Patienten, der ängstlich nach Luft hascht, mit vorgebeugtem Körper und zurückgebeugtem Haupte krampfhaft atmet, wobei sich das ängstliche, bleiche oder bläuliche Gesicht verzerrt, die Halsmuskeln zum Zersprengen anspannen. Das Athmen ist keuchend, mit zischen, pfeifendem oder raselndem Geräusch. Die Haut des Leidenden fühlt sich kühl an und bedeckt sich mit kaltem Schweiß. Alles in Allem ein ängstliches Bild, und doch ist die Gefahr bei solchen Fällen nicht so groß, mit Ausnahme bei solchen Patienten, die an einem Herzfehler leiden. Immerhin aber sind alle Asthmaanfalle für die Befallenen peinlich und beängstigend. Um den Anfall abzukürzen, befreie man den Patienten sofort von allen beengenden Kleidungsstücken und bringe ihn in sitzende Stellung. Einathmen von frischer Luft (durch Öffnen der Fenster), warme Hand- und Fußbäder, Trinken von starkem, schwarzem Kaffee (mit Ausnahme von Herzkranken), dann Segen von Klöstern leistet gute Dienste bis zur Ankunft des Arztes.

Bei dem einfachen, dem gewöhnlichen, durch Engbrüstigkeit hervorgerufenen Asthma darf man auch Aether oder Chloroform einathmen lassen, natürlich mit der nötigen Vorsicht, damit keine Betäubung oder etwas Schlimmeres eintritt.

Bei allen Asthma-Fällen bringt das Einathmen von verbesserter Luft große Erleichterung. Diese Verbesserung erreicht man am einfachsten, sichersten und billigsten durch Verbrennen von Salpeter-Papier. Sehr wichtig ist es, das dieses Papier genügend mit Salpeter getränkt ist, denn sonst belästigt der Geruch des verbrannten Papiers, und das Uebel

wird schlimmer statt besser. Man kann sich dieses Salpeter-Papier leicht selbst darstellen, indem man das bekannte, weiße Filterpapier je dicker desto besser, durch eine konzentrierte Salpetersäure zieht und es zum Trocknen auf eine ausgespannte Schur hängt.

Salpeter löst sich in zwei Teilen kochendem und in vier Teilen kaltem Wasser. Um also ein genügend starkes Salpeter-Papier herzustellen, löse man ein Pfund Salpeter in drei Pfund heißem Wasser. Dann lasse man diese Lösung sich abkühlen und ziehe das Papier durch dieselbe. Eine zu warme Lösung würde das Papier auflösen bzw. zerstören.

Auch innerlich genommen thut der Salpeter gute Dienste. Das heißt: nicht während des Anfalles, sondern vor und nachher. Es verringert die Anfälle und kürzt sie ab, bedeutend sogar. Man löst 10 Gramm Salpeter in gewöhnlichem Wasser und nimmt an Tagen, wo man sich beengt fühlt, viermal täglich einen Eßlöffel voll von dieser Lösung, deren Kosten sich auf mehrere Pfennige belaufen, deren Wirkung auf die Dauer aber unbezahlbar ist.

Die wirksame Substanz der bekannten Asthma-Kerzen ist auch in erster Linie Salpeter, dem man in manchen Fällen noch etwas gepulverte Stramoniumblätter zugelegt hat. Manche Patienten hilft ja auch das Rauchen von Stramonium-Cigarren.

Alle Engbrüstige, die ohne ärztliche Behandlung genesen können, haben eine große Aufmerksamkeit auf ihren Organismus zu richten. Namentlich müssen sie ihren Verdauungsapparat beobachten und peinlich regeln. Alle Blähsucht, Säurebildung und Verstopfung müssen vermieden oder baldigt durch Einnehmen von doppeltkohlensaurem Natron vertrieben werden.

Besonders abends muß die Nahrung früh eingenommen werden; auch muß sie leicht verdaulich sein. Trinken von Spirituosen ist möglichst zu vermeiden. Von höchster Wichtigkeit ist es, daß das Wohn- und Schlafzimmer stets gute und frische Luft enthält. Bewegung in frischer, freier Luft ohne Überanstrengung bringt das Leben schließlich zum Schwimmen.

Landluft und warmes Klima sind stets vorthätig. Nervöse, magere Personen befinden sich in feucht-warmer, ältere, corpulente und phlegmatische Asthmastiker in trockener, warmer Luft wohler.

Staubige Luft, sowie scharfe, kalte Bergluft vermehrt das Asthma, ebenso sitzende Lebensweise und geistige Ueberanstrengung.

Einer besonderen Aufmerksamkeit bedarf das Asthma der Kinder, welches dieselben gewöhnlich vom 2.—7. Lebensjahr befallen kann und nach seinem Entdecker das „Millar'sche“ Asthma genannt wird.

Da bei diesem gefährlichen Leiden alles auf die frühe, zeitige Erkennung ankommt, so merke man sich folgende Begleiterscheinungen. Gewöhnlich stellen sich 1—2 Tage vorher leichte katarrhalische Erscheinungen ein. In der zweiten Nacht, nachdem anscheinend das Kind gesund zu Bette gebracht, wacht es nach mehrstündigem Schlaf, mit einem hellen, lauten Schrei auf und ringt krampfhaft nach Luft, wobei es aber gar nicht hustet. Das ist der Unterschied zwischen Asthma und Keuchhusten, bei dem das Kind sich ähnlich verhält.

Der Keuchhusten beginnt wie ein gewöhnlicher Husten mit Absonderung von Schleim. Dieser Schleim fehlt beim Millar'schen Asthma vollständig, das eine krampfartige Zusammenziehung der Brust ist. Nicht minder gefährlich ist der Stimmrigentkrampf, auch Kopp'sches Asthma genannt, nach seinem Entdecker, dem Arzte Dr. Kopp.

Bei beiden krampfartigen Anfällen zeigen die Kinder alle Merkmale eines Ersticken-Anfalles, der einige Minuten, aber auch länger andauern kann. Gleich bei diesem ersten Anfall ist ärztliche Hilfe zu holen, damit diese vor dem zweiten, meist tödlichen Anfall zur Stelle ist. Dieser zweite Anfall tritt gewöhnlich nach 6 bis 8 Stunden ein, kann aller-

dings auch zwölf bis zwanzig Stunden ausbleiben.

Gleich beim Beginn der Athemnoth des Kindes richtete man dasselbe auf in seinem Bette, befehlte ihm Brust und Rücken mit kaltem Wasser, reibe dann stark den Rücken und gebe ein Klystier von warmem Wasser, dem etwas Essig zugefügt wurde. Dieses Klystier, oder eines aus warmem Kamillenthee, kann halbständlich erneuert werden, bis zur Ankunft des Arztes.

Zum Glück sind beide Asthma-Anfälle ein selten vorkommendes Uebel, wo aber das eine oder andere eintritt, muß es frühzeitig anerkannt und ärztlich behandelt werden. Sobald das Kind die oben genannten Merkmale zeigt, sende man zum Arzt, auch mitten in der Nacht. Es ist besser, man hat sich geirrt, und den Arzt vergeblich bemüht, als durch Saumläufigkeit des Kindes Leben aufs Spiel gesetzt.

Der erste Patient.

Von Maria Prigge-Broot.

In der süddeutschen Mittelstadt C. bewohnte der Justizrat Weinhaus ein schon älteres, doch mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Haus. Ein geräumiger Garten schloß sich an dasselbe, den sich der Justizrat, als Eigentümer der Grundstücke, zum alleinigen Gebrauch vorbehalten hatte.

In der schattigen Laube desselben saß Fräulein Clementine Heller, im Hause schlechtweg „Tante Tindchen“ genannt, in eifrigem Gespräch mit ihrem Neffen, dem einzigen Sohne des Justizrates. Tante Tindchen, eine Rusine der vor zwanzig Jahren verstorbenen Mutter des jungen Mannes, stand seit dieser Zeit dem Haushalt ihres Verwandten vor und hatte den erst sechsjährigen Leo mit warmer Liebe erzogen. Dafür hing der junge, jetzt sechszwanzigjährige Rechtsanwalt mit Leib und Seele an ihr und sie durfte gegebenen Falles ihm ihre Meinung sagen, oder wie er es nannte, ihm tüchtig den Kopf waschen.

Das war nun eben nicht oft nötig, denn Leo Weinhaus war ein prächtiger Kerl, den jeder lieben mochte. Da er nach seiner Universitätszeit die verschiedenen Stadien seines Berufes in seiner Vaterstadt absolviert hatte, so war er dort nicht etwa fremd geworden und seit er kürzlich in das Bureau des Vaters eingetreten, galt er bei allen Mittern C.'s als liebenswürdiger Mensch und beiläufig als beste Partie.

Seit seiner frühesten Jugendzeit war Leo eng befreundet mit Ernst Hellmut, dem einzigen Sohne einer früh vermittelten Kanzleirätin, die einen Teil des zweiten Stockwerks im Hause des Justizrates inne hatte. So lang sie denken konnten, waren die Knaben miteinander aufgewachsen. Von der Vorschule an bis durch alle Klassen des Gymnasiums rangen sie Schulter an Schulter um die besten Plätze, ohne daß einer den andern überholte oder zurückließ. Auch zu Hause waren sie unzertrennlich. Tante Tindchen, der der hübsche, anspruchslöse Knabe wohlgefiel, bevorzugte ihn heimlich sogar ein wenig und verfehlte nie, ihm von den guten Dingen, die es in dem wohlhabenden Hause ihres Veters reichlich gab, seinen Teil zuzustrecken, was ihr Ernst mit dankbarer Anhänglichkeit vergalt. Seine Mutter lebte bescheiden von ihrer kleinen Witwenpension und mußte sich recht einrichten, um standesgemäß auszukommen. Um keinen Preis hätte sie gelitten, daß Ernst ein Handwerk lerne oder sich dem Berufe seines Vaters widme, nein, ihr begabter Junge der sollte studieren, das stand bei ihr ganz fest. So nähte sie denn seit Jahren unermüdet vom Morgen bis in die späte Nacht für ein Wäschegeheimnis der Hauptstadt und nahm mit Freunden wahr, daß ihr ersparter Schatz sich nach und nach vergrößerte. Später erst, er war schon sechszehn Jahre, kam ihr Sohn hinter das sorglich behütete Geheimnis ihrer Arbeit und weigerte

sich von da ab ernstlich, noch länger das Gymnasium zu besuchen. Gleich auf der Stelle wollte er fort, sich Arbeit suchen. Das einjährige Examen hatte er bestanden. Die Rätin wehrte sich verzweifelt und Ernst mußte einsehen, daß es graulich sein würde, den Lieblingswunsch der Mutter zu vereiteln nachdem sie ihm so viele Opfer gebracht. Gehorsam ergab er sich in sein Geschick, arbeitete fleißig weiter und machte, nachdem er sein achtzehntes Jahr vollendet, sein Abiturium. Mit ihm sein Herzensfreund Leo.

Beide bezogen die Universität in Heidelberg und da der schmale Wechsel, mit dem sich Ernst behelfen mußte, schwerlich hingereicht hätte, den Aufenthalt zu bestreiten, that der Justizrat ein liebriges und gewährte dem Freunde seines Sohnes einen namhaften Zuschuß.

Der alte lebenslustige Herr wußte wohl, was er that. Ernst that großen Einfluß auf seinen etwas leichfertigen Filius und er kalkulierte nicht mit Unrecht, daß der besonnenere Freund seinen Jungen von manchen Thorheiten abzuhalten wissen würde. Er hatte sich nicht verrechnet. Die beiden Studenten verlebten einige sorglos frohe Jugendjahre am schönen Neckarstrand, an die sie später oft mit Freud und Luft, frei von Schuld und Neue sich erinnern durften. Während Leo den Beruf des Vaters zu dem seinigen machte, studierte sein Freund Medizin, ging von Heidelberg nach Erlangen und hielt sich im Uebrigen so dazu, daß er mit fünfundsiebenzig Jahren als wohlbestalteter Doktor in seine Vaterstadt zurückkehren konnte.

Auch sein alter ogo hielt sich wacker, nur wenig später machte er seinen Assessor und wurde in die Liste der Rechtsanwälte eingetragen.

Beide Freunde waren nun wieder vereint, noch ganz die alten von ehedem, und Leo ließ es sich angelegen sein, den heimgekehrten Doktor in seine Kreise einzuführen, denen er bis dahin noch ziemlich fremd geblieben.

An dem justizräthlichen Hause war eine kleine Veränderung wahrzunehmen. Ueber dem großen Schilde, welches den Namen und die Zeitangabe des vielbeschäftigten Anwaltes angab, prangte ein zweites, kleines mit der Aufschrift:

„Ernst Hellmut, Dr. med., prakt. Arzt.“
Sprechstunden von 8—10 Uhr vormittags und 3—4 Uhr nachmittags.

Mit innigster Genehmigung hatte die Kanzleirätin ihre schönste Vorderstube für den neugebenedeten Doktor eingerichtet und wartete mit gleicher Spannung wie dieser selbst auf den ersten Patienten.

Doch der blieb aus. Ernst wurde nachgerade verzagt. Er hatte es sich so schön gedacht, durch seine Thätigkeit seiner geliebten Mutter die großen Opfer zu vergelten, die sie ihm kluglos gebracht und nun mußte er zusehen, wie sich die Aelternde nach wie vor mit Nöthen plagte, um für sie beide den Unterhalt zu verdienen. Es war empörend.

Die Einzige, zu der er sich manchmal flüchtete, durch Aussprache sein Herz zu erleichtern, war Tante Tindchen, die gütige Freundin seiner Kinderjahre. Tante Tindchen schwärmte im Stillen für den hübschen stattlichen Doktor. Nicht selten gestand sie sich selber ein, daß es doch gut sei, daß sie nicht dreißig Jahre jünger wäre, unfehlbar hätte sie sich dann in den prächtigen Jungen verliebt. Aber auch so war sie ihm herzlich zugezogen und wenn in ihrem alten Herzen noch Raum für romantische Gefühle war, so gehörte dieser unstreitig ihrem lieben Ernst! Was hätte sie darum gegeben, ihm eine gute Praxis schaffen zu können und wie viel Mühe gab sie sich nicht deshalb.

Allein bei den meisten ihrer Bekannten ging es ihr wie bei dem sonst so wohlwollenden Justizrat. Der hatte auf ihr Ansinnen, den alten Hausarzt abzuschaffen und Ernst an seine Stelle zu setzen, laut gelacht und gesagt: „Ich werde auch gerade meine alten Knochen dem Jungen anvertrauen, den ich

noch in kurzen Hosen vor mir sehe! Bei aller Achtung vor seiner Gelehrsamkeit, wovon er ja eine ganze Portion besitzen mag, fehlt ihm doch die Erfahrung, die sich der Arzt nur durch die Praxis erwirbt. Und wenn ich auch wollte, Tindchen, bedenke, was der alte Müller dazu sagen würde, der nun seit dreißig Jahren bei mir ein und aus geht. Der gab mir wahrhaftig ein Bildchen ein.“ Darauf hatte Tante Tindchen nur seufzen und nichts erwidern können.

Außer den uns bekannten Personen bewohnte noch eine dritte Partei das große Haus des Justizrates. Die Beletage war seit etwa zwölf Jahren an den Regierungsrat v. Heyden vermietet der außer einer stets kränklichen Frau, nur noch ein einziges Töchterchen Ella besaß. Die achtzehnjährige Ella gehörte auch zu Tante Tindchens Lieblingen und hielt sich weit lieber bei dieser, als bei der nervösen Mutter auf, die mit dem lebhaften Mädchen nicht viel anzufangen wußte. Von jeher war das so gewesen, auch als noch die großen Jungen daheim und in der Eßstube ihre Schularbeiten machten. Sie hatten das kleine Mädchen wohl leiden mögen und neckten sich gern mit ihm. Später kam Ella freilich nur, wenn die Studenten nicht zu Hause waren, dafür traf sie die beiden im Garten, den ihr der Justizrat zur Verfügung gestellt hatte. So blieben die drei jungen Leuten gute Freunde, auch dann noch, als die Studenten ins Prätorium übertraten und zu Ehe- und Würden gelangt waren. Leo neckte sich nur zu gern mit dem jungen Mädchen und Tante Tindchen fand, daß er es oft zu arg treibe.

„Du machst der Kleinen so den Hof, daß sie sich schließlich noch allerlei thörichte Dinge in ihren hübschen Kopf setzt!“ tadelte sie ihn. „Und das leide ich nun einmal nicht.“ fügte sie energisch hinzu, „es sei denn, Du hast reelle Absichten.“

Leo mußte lachen. „Du bist kostbar, Tantechen“, antwortete er prustend. „Willst Du wohl gar einen Kruppelkelch verdienen! Reelle Absichten, auf die kleine süße Krabbe! Nein Tante, ehe ich Dich verasse, muß es noch ganz anders kommen, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Dach mich nur aus,“ entgegnete das alte Fräulein trocken. „Daß Dir's nicht um die Ella ist, dacht ich mir schon. Du brauchstest sonst nicht damit zu warten, bis Ernst kam, um ihr auf Leben und Tod die Kur zu schneiden.“

„Was willst Du damit sagen, Tantechen?“
„Daß du neidisch bist auf Deinen besten Freund und daß ich das absehnlich finde,“ entgegnete sie ernst.

„Ich neidisch und auf den Ernst? Was soll ich ihm denn beneiden?“

„Daß ihn die Ella mag,“ pläzte jetzt Tante Tindchen heraus, um im Moment ganz rot zu werden, bei dem Gedanken an ihre Indiskretion.

„Thue mir 'nen Gefallen, Tante,“ antwortete der Rechtsanwalt. Ich hatte wahrhaftig keine Ahnung, daß sich zwischen den beiden etwas entspinnt. Ich neckte das Mädel nur, weil sie bei Ernst immer so einen ehrerbietigen Ton annimmt, so ganz anders als zu mir. Nun ich den Grund einsehe, werde ich mich schön hüten. Wo aber soll das noch hinaus? Der arme Ernst? Ohne Geld, ohne Praxis und dazu die reiche Ella. Was Thörichteres konnte er auch wohl nicht anstellen.“

„Wer kann gegen sein Herz,“ seufzte die Tante. „Kommt Zeit, kommt Rat, vielleicht wird doch noch alles gut.“

Während er sich ansah, die Tante und den Garten zu verlassen, kam Ella daher. „Tag Tantechen, Tag Herr Doktor,“ sagte sie vergnügt und zu leikterem gewendet: „Ich treibe Sie doch nicht fort?“

„Reineswegs, Fräulein Ella,“ war die Antwort, „der Vater erwartet mich.“

„War Ernst schon hier,“ frug die Kleine erröthend.

„Wächstest Du, daß er käme,“ fragte Tante Tindchen kalt der Antwort.

„Ach, Gott, ich weiß es nicht,“ seufzte das junge Mädchen. „Er ist so anders geworden und thut so fremd, wenn wir uns zufällig sehen, als hätten wir uns nie gekannt. Wie anders ist dagegen Leo. Der lacht und scherzt den ganzen Tag.“

„So gefällt Dir Leo besser wie Ernst?“
„O nein, Tante, Gott bewahre mich,“ war die fast zu lebhaft gegebene Antwort. Purpurrot und erglühend lehnte sie das kleine Köpfchen an die Schulter der Tante. „Ach Tantechen, wenn der arme Ernst doch erst Praxis hätte! Papa sagt, ein junger Arzt kann es heutzutage weit bringen, wenn er sich erst Eingang in die besseren Kreise verschafft.“

„Das weiß der Himmel,“ seufzte Tante Tindchen. „Was thäte ich nicht, um dem prächtigen Menschen zu helfen.“

„Und ich erst“, pflichtete Ella aus Herzensgrund bei.

Der Gegenstand dieser Sorgen und Besprechungen saß unterdessen in seinem Arbeitszimmer und las. Die Zeit der Nachmittags-sprechstunden war fast vorüber und wieder hatte sich niemand eingefunden. Ernst war recht betrübt. Noch mehr, seit er zu tief in zwei blaue Augen geschaut, die er nun nimmermehr vergessen konnte.

Zwei Auglein blau, zwei Auglein blau, die liegen mir im Sinn,“ summte er träumerisch vor sich hin. Gleich darauf seufzte er tief auf. Welch ein Thor war er, an diese Augen zu denken! Er, der arme Arzt ohne Praxis und Ella, das reiche, verwöhnte Mädchen.

Wie lang möchte es dauern, bis er sich so weit emporgearbeitet, um seine Augen so hoch zu erheben? Unterdeß würde ein anderer, vielleicht sein Freund Leo zugreifen und sich den teureren Schatz sichern, sie schien ihm ja auch zu gefallen und Gleich und Gleich gesellt sich bekanntlich auch gern.

Melancholisch blickte der arme Ernst auf und sah sich in dem Zimmer um. Das Fenster stand der Hitze wegen geöffnet. Unter demselben lief eine Regenrinne her, die sich am Nachbarhause fortsetzte und von dort in die Abflusbröhren mündete. Aus dieser Rinne tönte eben ein leises, klägliches Miauen. Der Doktor erhob sich und sah hinaus. Unter dem Fenster saß eine selten schöne Angorakatze, ein Prachtexemplar ihrer Art. Sie blieb furchtlos sitzen und ließ sich sogar ohne Widerstand anfasien und ins Zimmer hinein heben. Der Doktor sah, daß das arme Tier stark verletzt und heftige Schmerzen haben müsse. Es mochte wohl vom Dach gefallen sein, denn eine Vorderpfote zeigte einen starken Riß und blutete heftig. Das schöne Tier dauerte Ernst, mitteilend trug er es zu einem Sessel und bettete es vorsichtig. Dann füllte er ein Gefäß mit Wasser, tränkte Karbol hinein und reinigte die Wunde sorgsam. Die Katze hielt ganz still, auch dann noch, als er ihr einen künftgerechten Verband anlegte. Danach schien sie sich wohl zu fühlen und leckte dankbar die hilfreiche Hand. Als alles fertig war, nahm Ernst seine schöne Patientin auf den Arm und trug sie in das Nebenzimmer, wo ihn die Mätin schon mit dem Kaffee erwartete.

„Ist das nicht die Katze der alten Dame von nebenan?“ fragte sie das aufwartende Mädchen, nachdem Ernst seinen lustigen Bericht über seine erste Patientin beendet hatte.

„Kann sein,“ erwiderte diese achselzuckend. „Sie soll ja allerlei Getier im Hause haben und damit eine Wertschaft machen, als ob es Menschen wären.“

„Dann frag gleich einmal an, ob das Tier dahingehört,“ bestimmte die Mätin. Das Mädchen ging und kam alsbald zurück.

„Da war eine Frau, als ob ihnen eins gestorben wäre,“ berichtete es. „Ich soll die Katze nur gleich hinüberbringen, am liebsten hätte die alte Dame sie gleich selbst geholt.“

Mutter und Sohn hatten das Ereignis bald vergessen, da das Mädchen außer einem „schönen Dank“ nichts weiter anzurichten hatte.

Um so überraschter war Ernst, als er am andern Morgen ein Billet erhielt, in welchem er ersucht wurde, sich nach der Sprechstunde bei Frau Natalie Kleine einzufinden. Die Adresse wies nach dem Nachbarhause hin. Er was gespannt machte sich unser Doktor zur rechten Zeit auf den Weg. Nach langer Zeit kam er freudestrahlend zurück. Die Dame, die ihn bestellte, war die Besitzerin der schönen Katze und bildete sich allen Ernstes ein, der junge Arzt habe ihrem Liebbling das Leben gerettet. „Sie wollte mir durchaus eine Freude machen“, fuhr Ernst zu erzählen fort, „die ich natürlich von der Hand wies. Wir kamen dann ins Plaudern und sie entlockte mir, daß ich als junger Arzt, dem es in C nicht glücken will, wohl bald gezwungen sein werde, mein gutes Mütterchen aufs neue zu verlassen, um mir anderswo mein Brot zu suchen.“

„Wenn Ihnen sonst nichts fehlt“, antwortete sie darauf, „so kann Ihnen geholfen werden. Ich selbst gebrauche einen Hausarzt, da mein fröhlicher Krank ist und nur selten kommen kann. Von heute ab sollen Sie seine Stelle haben mit einem Jahresgehalt von 900 Mark. Ich denke aber noch mehr für Sie zu thun. Ich setze zwar allein in der Welt, habe aber eine ganze Anzahl Verwandten, bei denen ein Wort, von mir genügt, Ihnen auch dort Eingang zu verschaffen. Sie dürfen auf mich zählen, daß ich es an mir nicht fehlen lasse. Sie gefallen mir, Herr Doktor, und was gilt die Wette, übers Jahr sind Sie einer der geschäftigsten Aerzte in C.“

Beglückt unarmte die Mutter ihren Sohn. „Siehst Du, Ernst,“ sagte sie unter Thränen, „jede gute That findet ihren Lohn. Wie mancher wäre viel zu stolz gewesen, ein armes Tier von seinen Schmerzen zu befreien.“

„Ich muß zu Leo, zu Tante Tindchen,“ sagte Ernst, sich von der Mutter lösend. „Sie sollen mein Glück zuerst erfahren.“

Leo vollführte einen Indianertanz. Er heulte dabei so laut, daß der Justizrat den weißen Kopf ärgerlich durch die Thüre steckte.

„Geben Sie ihm ein Brausepulver, Ernst“, scherzte er gutgelaunt, nachdem er die Ursache des Hüllenlärms erfahren hatte. „Der übermüthige Kerl verjagt mir noch alle Klienten.“

Tante Tindchen nahm die frohe Kunde gefaßter auf, darum nicht weniger beglückt. In ihren Augen glänzten Thränen, tief bewegt drückte sie einen Kuß auf die Stirn des jungen Mannes, der ihrem Herzen so teuer war. „Alles Glück für Sie, Ernst,“ flüsterte sie leise.

Leo erriete bald oor Lachen, „Tante Tindchen,“ schrie er laut, „das sage ich Ella, das ist ja Verrat.“

Die Thürspalte ward geöffnet und ein goldenes Köpfchen schaute herein.

„Was ist Verrat?“ fragte Ella belustigt.

„Daß hier der neugebackene Medikus ein Duzend Hausarztstellen hat,“ jubelte der Rechtsanwält. „Kommen Sie herein, Fräulein Ella, und schützen Sie Ernst vor Tante Tindchen, sie hat böse Absichten.“

„Ist's wahr, darf man Ihnen Glück wünschen?“ fragten ein paar rosige Lippen und zwei blaue Augen tauchten tief in die des Doktors, der verlegen erröthend zur Seite stand.

Was er ihr antwortete, weiß ich nicht. Auch Leo und Tante Tindchen konnten es nicht verraten. Beide vertieften geräuschlos wie auf Verabredung das Zimmer.

Etwa ein Jahr nach dem hier Erzählten stand in der C'er Zeitung zu lesen:

Dr. med. Ernst Hellmut
Ella von Heiden
Verlobte.

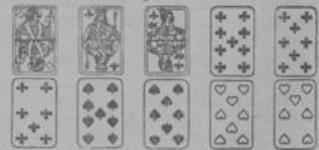
Allerlei.

* Ein nur zu guter Grund. Ein sehr reicher Bankier ist gestorben. Alle Erben tragen große Trauer vor Schan; namentlich ein junger Mann weint besonders heftig. Um ihn zu trösten, tritt ein älterer Herr an ihn heran und fragt: „Sie sind gewiß ein recht naher Verwandter des Verbliebenen, weil Sie so jammeren?“ — „Im Gegentheil,“ lautete die Antwort, „ich meine ja eben, weil ich kein Verwandter von ihm bin.“

* Uebertrumpft. Vor dem Richter Jackson in London stand dieser Tage ein Angeklagter, „Blädieren Sie schuldig oder unschuldig?“ fragte der Richter. — „Unschuldig, Herr Richter, nicht ich habe gekohlet, sondern mein rechter Arm hier.“ — „Schön! Dann wird Ihr rechter Arm zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt.“ Zum größten Erstaunen des Richters und des Publikums nahm der Angeklagte seinen rechten Arm, der von Holz ist, ganz gewöhnlich vom Körper und überreichte ihn dem Richter „zur Vollstreckung des Urteils.“ — Der Richter war sprachlos, seine „Schlanheit“ bewahrte den Angeklagten vor der Abweisung einer Strafe.

Skatenaufgabe.

Da die beiden Andern, die gern mauern, so gleich paffen, bestimmt B. (der Spieler in der Hand) Ramisch auf folgende Karte:



Das ist eine Ramischkarte, auf die er natürlich Jungfer zu bleiben hofft und B. freut sich schon, den beiden heimtücklichen Mauereisernen was andrücken zu können. Diese Hoffnung aber erweist sich als trügerisch. B. fängt den Ramisch selbst mit 57 Augen, obwohl die Treff-Jehn blank liegt. M. bekommt fünfmal so viel, wie B. Bei welcher Kartenverteilung und welchem Gang des Spieles ist das denkbar?

Räsel.

Wenn du mich siehst, so seh' ich dich auch,
Du siehst mit den Augen,
Mit den Augen sehe ich nicht,
sehen ja diese mir ganz.
Wenn du's begehrest, so reb' ich sonder Jung,
Die Stimme hast ja du,
Doch umsonst siehst mir geöffnet der Mund.

Charade.

Die Ersten sind ein Teil vom Leibe,
Dit trägt ein Hügel ihre Spur.
Der Letzte ziert den Mann; dem Weibe
Rührt, wenn es nützt, das Ganze nur.

Logogramm.

In kühler Luft
Durch Morgenluft
Ging in das Feld der M
Mit seiner lieben S.
Er sprach: wie steht die Saat so schön!
Sie sprach: Das wird nicht lang so schön!
Nun, liebe Freunde, rater es,
Wer ist der M, wie heißt die S.

Anfösungen der Räsel aus voriger Nummer:

Schlebräsel:

Z w i l l i n g e
L i n d e n b e r g
S c h w e i n s t a l l
G l o i s a n l a g e
F a l l i s s e m e n t
H e i d e n g o t t

Räsel: Zeich im Winter und Frühling.

Sirchenscaender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 4. August. Dominikus, Stifter des Ordens der Prediger - Brüder (Dominikaner). • Dominikanerkloster: Morgens 6 Uhr Eingemeine für die Mitglieder des III. Ordens; um 9 Uhr feierl. Hochamt, gehalten v. d. hochw. Franziskaner-Patres, nachmittags feierl. Vesper, abends feierl. Segensandacht.

Sonntag, 5. August. Maria Schneefest. Oswald, König. • St. Lambertus: Morgens 6½ Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

5fter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Markus 6, 31-37. „In jener Zeit ging Jesus weg von den Grenzen von Tyrus, und kam durch Sidon an das galiläische Meer, mitten ins Gebiet der zehn Städte. Da brachten sie einen Taubstummen zu ihm und baten ihn, daß er ihm die Hand auflegen möchte. Und er nahm ihn von dem Volke abseits, legte seine Finger in seine Ohren, und berührte seine Zunge mit Speichel, sah gen Himmel auf, seufzte und sprach zu ihm: Ephetba, das ist: Thue dich auf! Und sogleich öffneten sich seine Ohren, und das Saad seiner Zunge ward gelöst und er redete recht. Da gebot er ihnen, sie sollten es niemanden sagen. Aber je mehr er es ihnen gebot, desto mehr breiteten sie es aus und desto mehr bewunderten sie sich und sprachen: Er macht alles wohl! Die Tauben macht er hörend und die Stummen redend!“

Der hl. Diakon Stephanus.

Das Gebiet der „Zehn Städte“ war vorherrschend von Heiden bewohnt. Vielleicht war dieser Umstand die Ursache, daß der Herr den zu heilenden Taubstummen abseits vom Volke führte; denn in solchen Gegenden wirkte Er überhaupt nicht öffentlich und amtlich, sondern blos gelegentlich und ohne Aufsehen zu machen, meist, wie eben hier, durch Bitten bedrängt und bewogen. — Bei der wunderbaren Heilung des Taubstummen bedient der Heiland sich verschiedener Ceremonien. Diese bezweckten wohl zunächst, den bedauernswerten Menschen auf die Heilung vorzubereiten, der als Taubstummer weder überhaupt Kenntnis vom Heiland haben konnte, noch auch von der Absicht, in der man ihn zum Heiland heranbrachte. So nahm der Herr denn Ceremonien an ihm vor, die ihm, der wahrscheinlich ein Heide war, dieses alles wohl deuten konnten. — Der zweite Grund der Ceremonien war geheimnisvoller Natur: diese Heilung ist ein Vorbild des Taufsakramentes. In Folge der Erbsünde ist der Mensch taub und stumm, abgestorben für das höhere übernatürliche Leben. Die heiligmachende Gnade, die uns in der Taufe zu teil wird, gibt uns gleichsam die Sinne für das Glaubensleben, ja, sie giebt das übernatürliche Leben selbst. — Daher finden wir auch die Ceremonien, die der Herr Anst bei der leiblichen Heilung des Taubstummen in Anwendung brachte, bei der Spendung des hl. Taufsakramentes wiederholt, weil dort geistiger Weise noch mehr geschieht, als was die wunderbare Heilung dem armen Taubstummen brachte. —

Nun nehmen wir, lieber Leser, das Studium der Apostelgeschichte wieder auf, die uns heute den ersten Martyrer der Kirche Jesu, den hl. Stephanus, vorführt: „Stephanus aber, voll Gnade und Kraft, that große Wunder und Zeichen unter dem Volke. Dagegen erhoben sich Einige von der Synagoge, welche heißt die der Libertiner, der Cyrenä-

er, der Alexandriner und derer aus Cilicia und Asia, und sie begannen einen Redestreit mit Stephanus. Sie konnten aber der Weisheit und dem Geiste, der aus ihm redete nicht widerstehen. Da siffteten sie Männer an, welche sagen sollten, sie hätten ihn Lästerworte ausstossen gehört wider Moses und wider Gott. Diese legten nun das Volk auf und die Ketzereien und die Schriftgelehrten: und sie liefen zusammen, ergriffen ihn und führten ihn vor den Hohen Rat. Und sie stellten falsche Zeugen auf, welche sagten: Dieser Mensch hört nicht auf zu reden wider den heiligen Ort (Jerusalem und den Tempel) und wider das Gesetz; denn wir haben ihn sagen hören: Jesus, der Nazarener, wird diese Städte zerstören und die Satzungen ändern, die Moses uns gegeben hat. — Und Alle, die im Hohen Rat saßen, hielten den Blick auf ihn (Stephanus), und sie sahen sein Angesicht (leuchten), wie das Angesicht eines Engels.“ (Apostelgesch. 6, 8-15.)

Wie der hl. Lukas uns wiederholt berichtet, ragte unter den erwähnten und geweihten Diakonen besonders Stephanus hervor, als ein Mann „voll Glauben und heiligen Geistes.“ Es war ihm nicht genug, die Bedürfnisse armer Brüder und Schwestern unparteilich und liebevoll zu befriedigen, sondern er unterstützte die Apostel auch mächtig in Ausbreitung des Evangeliums: ja, der Herr verlieh die ihm gnadenvolle Kraft, die vorgetragene christliche Wahrheit durch Wunderthaten zu bestätigen.

Seine Bemühungen, die Lehre des Gekreuzigten auszubreiten, scheint Stephanus vorzugsweise den „Griechen“ zugewandt zu haben. Viele von ihnen aber trogten allen Befehlungsversuchen, und in ihrem blinden Eifer eröffneten sie einen heftigen Kampf gegen den hl. Diakon. Diese griechisch redenden Juden hatten ihre eigenen Synagogen oder Schulen, (ungefähr siebenzig in der Stadt Jerusalem,) in denen sie ihre Gebete in griechischer Sprache verrichteten und ebenso die

Kirchenkalender.

- Sonntag, 6. August. 11. Sonntag nach Pfingsten. Christi Verkündigung. Evangelium Markus 7, 31-37. Epistel 1. Korinther 15, 1-10. St. Andreas: Titularfest der Bruderschaft vom allerheiligsten Herzen Jesu. Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt und Herz Jesu-Andacht. Morgens 7 Uhr Kommunion der Schulkinder. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr Gemeinschaftliche Kommunion der Kinder. Auch sind heute sämtliche Reliquien zur Verehrung ausgestellt. St. Martin: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Kronprinzenstr., 1/9 für die an der Neufferstr. Maria-Himmelfahrt: Monatliche Kommunion der Mädchen. St. Anna: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 7. August. Donatus. St. Andreas: Morgens 1/10 Seelenamt für die Verstorbenen der Bruderschaft.
- Dienstag, 8. August. Chrysalus.
- Mittwoch, 9. August. Romanus.
- Donnerstag, 10. August. Laurentius. Maria Empfängnis-Kirche: Nachmittags 6 Uhr Vortrag für den christl. Mütterverein.
- Freitag, 11. August. Eujanna.
- Samstag, 12. August. Maria. St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Segensmesse. St. Anna: Christi: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.

Schrift auslegten. Der hl. Lukas zählt die schlimmsten Verfolger des Stephanus auf: zunächst die Synagoge der Libertiner, d. i. „Freigelassene der Römer“, wie der hl. Gregoriotomus bemerkt; es waren also Juden, deren Väter vom römischen Feldherrn Pompejus bei der ersten Eroberung Jerusalems, im Jahre 63 v. Chr., als Kriegsgefangene verkauft und später aus der Sklaverei freigelassen oder freigekauft worden waren; in Folge dessen behielten sie und ihre Nachkommen den Namen „Libertini“ (Freigelassene). Sie waren jedenfalls nicht wenig stolz auf diesen Titel, der an die Opfer erinnerte, die ihre Väter für die Stadt und den Tempel gebracht hatten; um so mehr glaubten sie sich berechtigt, die christliche Lehre als einen Abfall von der Religion Israels auf das Heftigste zu bekämpfen. Ebenso galt die Alexandrinische Judentumsgemeinschaft (Afrita), die Libeans zahlreich war und sich durch Pflege von Kunst und Wissenschaft auszeichnete, als eine Säule des strenggläubigen Judentums. Zu ihnen gesellten sich die Schulen von Cilicien (unter denen sich Paulus befand) und aus der Provinz Aisien; — Männer aus diesen Synagogen, jedenfalls Rabbinen (Lehrer) und Schüler derselben, waren es, welche die von Stephanus vorgebrachte, christliche Lehre mit fanatischem Eifer bestritten. — Allein alle menschliche Weisheit mußte kläglich zu Schanden werden der Weisheit Gottes gegenüber; ihre Spitzfindigkeiten reichten nicht aus, den Stephanus zu widerlegen, der vom Heil. Geiste erfüllt war. Und da sie die Wahrheit nicht besiegen konnten, suchten sie den Herold derselben zu Grunde zu richten: den Mann, der die Wahrheit vertrat. Dazu ist ihnen kein Mittel zu schlecht; sie sehen sich nach Menschen um, die sich zu Werkzeugen ihrer Bosheit eignen, die sich nicht scheuen, fälschlich zu behaupten und zu beugen: sie hätten den hl. Diakon Lasternde Worte wider Moses und Gott selbst sprechen hören!

Indem die Widersacher des Stephanus auf diese Weise die Volksmenge, die angesehenen Ältesten und Schriftgelehrten in Aufregung setzten, dürften sie es schon wagen, den Heiligen zu überfallen und vor den hohen Rat zu schleppen. Hier beschuldigen die falschen Zeugen ihn nicht nur der Lästung wider Moses und Gott, sondern sie führen als etwas Besonderes eine Aeußerung des Stephanus an: „Dieser Jesus von Nazareth verbeugt diese Stätte zerstören und die Sagen des Moses ändern! Die „Gotteslästerung“ bestand hauptsächlich darin, daß Stephanus von der nahe bevorstehenden Zerstörung der Stadt und namentlich des Tempels geredet hatte: diesen aber hielten die Juden für ein unverletzliches Heiligtum, und deshalb sahen sie es als eine Schmach an, die Jehova selber widerfuhr, wenn Jemand von einer Verwüstung dieses erhabenen Wohnsitzes Jehovas zu reden wagte. Mit der Zerstörung des Tempels mußten auch die religiösen Gebräuche, die Moses ihnen überliefert hatte, folgerichtig fallen, — wie es thatsächlich einige Jahrzehnte später geschah. — Der Leser wird sich erinnern, daß eine ähnliche Anklage wegen Schmähung des Heiligtums wenige Monate zuvor gegen Jesus selber in derselben Ratsversammlung erhoben worden war. Wie aber mögen die versammelten Ratsherren und die fanatischen Ankläger des treuen Jüngers Jesu erstaunt gewesen sein, als sie sein Antlitz leuchten sahen, „wie das Angesicht eines Engels!“ Sie klammern sich in ihrer Verblendung an Moses und die durch ihn überlieferten Gebräuche; aber die Kraft des Heil. Geistes verklärt das Angesicht des Stephanus mehr, als jener Lichtglanz einst das Angesicht des Moses. Wehrlös steht das Lamm in der Mitte dieser reisenden Wölfe, — doch selbst die grimmigen Feinde ahnen, daß das Licht, welches über dem Jünger ruht, ausgehe von Jesus, der „Sonne der Gerechtigkeit!“ S.

Unterseeische Schifffahrt.

Von Rudolf Curtius.

Zur Zeit, als die Amerikaner wie die Flotte vor dem Mausloch vor Santiago mit ihrer Flotte lagen, um jeden Fluchtversuch der spanischen Eskadre zu vereiteln, welche sich nach wochenlanger Fahrt über den Atlantischen Ozean in die Bucht des heiligen Jakob in vorläufiger Sicherheit gebracht hatte, würde jede der kriegsführenden Parteien Jene ein nach vielen Millionen zählendes Vermögen geboten haben, der ihr ein sicher funktionierendes unterseeisches Boot zur Verfügung gestellt hätte. Die Amerikaner, um die in der Hafeneinfahrt gelegten Seeminen zu zerstören, welche jedes Schiff mit Vernichtung bedrohten, das die enge Einfahrt zur Bucht zu forciren versuchte, die Spanier aber, um den gepanzerten Gürtel zu zer Sprengen, der sich immer enger um sie schloß und unter dessen eiserner Ummarmung ihnen der Atem schier auszugehen drohte.

Diese Bedürfnisse des Seekrieges sind von jeher die mächtigsten Triebfedern zum Bau von unterseeischen Booten gewesen, denen gegenüber die mannigfachen Friedensarbeiten unter dem Wasserpiegel, die Legung von Fundamenten, Hebung gesunkener Schiffe und Schiffstheile u. s. w., nur in zweiter Linie in Betracht kommen. Die Kriegsmarinen fast sämtlicher schiffahrttreibenden Staaten beschäftigen sich mit der Lösung dieses Problems, das auf eine beinahe dreihundertjährige Geschichte zurückblickt, in der es zwar nicht an Mißerfolgen gefehlt hat, in der aber auch ein stetiger langamer Fortschritt unverkennbar ist.

Schon im Jahre 1624 besaß Cornelius Drebbel mit einem von ihm erfundenen Taucherboot die Themas zwischen Greenwich und Westminster. Die Erfindung geriet in Vergessenheit, ebenso wie die der Dampfschiffahrt, welche gleichfalls im siebenzehnten Jahrhundert bereits einmal der befriedigenden Lösung nahe war, und es bedurfte eines Zeitraumes von anderthalb Jahrhunderten, ehe man sich bereits aufs Neue mit der Idee zu beschäftigen begann.

Während des Befreiungskrieges, welchen die erstarkenden nordamerikanischen Kolonien in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegen das Mutterland Großbritannien führten, baute David Bushnell ein Untersee-Boot, mit welchem er das Waagestück versuchte, unter den Kiel des englischen Linienschiffes „Gole“ zu tauchen, um dort eine Mine zu legen. Sein Fahrzeug vollführte, wenn man nach dem Stande der damaligen Technik mißt, in geradezu bewunderungswürdiger Weise die von ihm verlangten Bewegungen; aber die Mine hatte nicht den gewünschten Erfolg, da das Kriegsschiff, abgesehen von einigen unbedeutenden Beschädigungen, unverletzt blieb.

Es vergingen nun weitere dreißig Jahre ohne ernstliche Versuche. Aber seitdem sich im Jahre 1804 kein Geringerer als Robert Fulton an den Bau eines Unterseebootes machte, kam die Frage nicht mehr zum Stillstand, und namentlich in der Gegenwart vergeht kaum ein Jahr, ohne daß man von der Konstruktion solcher Fahrzeuge etwas Neues zu hören bekommt.

Aus der langen Reihe von Versuchen, welche theils gänzlich mißrathen, theils nur halbe Erfolge waren, verdient nur das Taucherboot erwähnt zu werden, das Bauer im Jahre 1850 in Kiel erbaute, um damit die dänische Flotte anzugreifen; dasselbe versank jedoch bei einem Versuchsmäander im dortigen Hafen und wurde erst dreißig Jahre später als verrostetes Wrack gehoben. Ferner würden noch die zahlreichen kleinen Unterseeboote zu nennen sein, welche die Sklavenstaaten während des amerikanischen Sezessionskrieges gegen die Kriegsschiffe der Nordstaaten zur Anwendung brachten. Eines derselben, der „David“, brachte es, nachdem die Versuche im Hafen schon viele Menschenleben gekostet hatten, dahin,

in einer dunkeln Nacht des Jahres 1863 den nordstaatlichen Panzer „Goulatonic“ durch eine wohlplazirte Mine zum Sinken zu bringen; indessen in dem Wassergrab, welches das Riesenfahrzeug verschlang, ging auch der angreifende Teil seiner mutigen Mannschaft unter.

Im Jahre 1885 konnten die Besucher der Kopenhagener Ausstellung ein Unterseeboot in Thätigkeit sehen, das den bekannten Erfinder der Schnellfeuerkanone Nordenfeldt zum Erbauer hatte und welches mit geradezu überraschender Leichtigkeit versank und wieder emporstieg. Trotz aller Fortschritte und Vorträge dieses Typus, von welchem 3 Exemplare vom Erfinder für Rechnung der türkischen Regierung geliefert wurden, um jetzt wahrscheinlich in irgend einem Arsenal als altes Eisen ein beschauliches Friedensdosen zu führen, haßte demselben ein Fesler an, welchen es mit allen ähnlichen Konstruktionen der siebziger und achtziger Jahre theilte, nämlich die geringe Schnelligkeit, welche dasselbe, völlig untergetaucht, in horizontaler Richtung entwickelte. Die Ursache dieses Mangels lag daran, daß man als Triebkraft nur die Dampfmaschine kannte, welche, wenn sie die genügende Kraft entwickeln soll, um ein gänzlich unter Wasser befindliches und deswegen eine bedeutend größere Reibungsfläche als ein gewöhnliches Schiff bietendes Boot zu treiben, Feuerungsanlagen und Luftzufuhr von solcher Größe voraussetzt, wie sie mit den durch die Natur gebotenen kleinen Dimensionen derartiger Fahrzeuge unvereinbar sind.

Erst die Fortschritte der Elektrizität und zwar namentlich die Vervollkommenung der Akkumulatoren boten die Möglichkeit, dem ersehnten Ziele näher zu kommen.

Besondere Mühseligkeit entwickelten die Franzosen; der Schiffbau-Ingenieur Dupuy de Lome baute ein unterseeisches Torpedoboot, den Gynnote, welches zunächst zwar ganz unbefriedigende Resultate ergab, aber sofort besser funktionirte, nachdem der Ingenieur Gustav Zede im Jahre 1887 einen starken Elektromotor in demselben installirte. Die damit erzielten günstigen Erfolge spornten Zede an, ein Boot ganz und gar nach eigenen Plänen zu bauen. Das nach ihm benannte Fahrzeug berechnete zu weitgehenden Hoffnungen, ließ aber, als es 1896 fertiggestellt war, doch bedeutende Abänderungen notwendig erscheinen. Ehe der Erfinder dieselben ausführen konnte, starb er, und die Sache geriet ins Stocken, da die mit der Fortsetzung beauftragten Ingenieure nicht die Selbstverleugnung besaßen, auf Zede's Ideen weiter zu bauen, sondern es verzogen die Verwirklichung der eigenen Pläne zu betreiben, unter denen bei einer von der Regierung ausgeschriebenen Preiskonkurrenz jene der Ingenieure Raubenz und Romagotti und des Schiffslieutenants Chéron den Sieg davon trugen.

Von einem vor zwei Jahren von dem Spanier Peral erbauten unterseeischen Torpedoboot, welches dem Erfinder hohe Ehren und außerordentliche Beförderung eintrug, ist sonderbarer Weise während des ganzen Krieges gegen die Union nichts bekannt geworden und auch von dem vor Jahresfrist zu Baltimore auf den Werken der Columbian Iron Works Company vom Stapel gelaufenen Plunger, welcher nach den amerikanischen Berichten ein Wunderwerk der Technik sein sollte, hat man keine Heldenthaten zu hören bekommen, jedoch man zu der Annahme gezwungen ist, daß diese Fahrzeuge doch nicht den ihnen nachgerühmten hohen Grad von Vollendung besaßen. Eine gewissenhafte Prüfung ihrer Leistungen ist umsomehr erschwert, als die interessirten Staaten aus leicht begreiflichen Gründen um diese Kriegswerkzeuge den Schleier des dichtesten Geheimnisses ziehen.

Dagegen kann man als das Vollkommenste, was auf dem Gebiete der unterseeischen Schifffahrt bisher geleistet worden ist, zwei Fahrzeuge bezeichnen, über welche genaue Mittheilungen und spezielle Pläne mit Anerkennungswerther Rückhaltslosigkeit veröffentlicht

worden sind, sodaß ein Irrthum über den Werth der Erfindungen so gut wie ausgeschlossen ist. Es sind dies die nur für Zwecke des Friedens bestimmte Taucherlokomotive der „Argonaut“ und das zu Kriegszwecken von dem Franzosen Goubert erbaute Unterseeboot, welches den Namen des Erfinders trägt.

Das erlere Fahrzeug sieht äußerlich einer Cigarre nicht ganz unähnlich und trägt oben in seiner Mitte ein mit Glasfenstern versehenes Steuerhäuschen und den Schornstein der mit Gasolin geheizten Maschine. Seine Wandungen sind so stark gebaut, daß sie mit Sicherheit dem Druck des Wassers in 100 Meter tiefe Stand halten können. Innen enthält das Boot 3 Käume, den Maschinenraum, die Taucherkabine und an der Spitze den Operations- bezw. Ausguckraum. Im vorderen befindet sich eine Dampfmaschine, welche die Triebkraft liefert, so lange das Boot auf der Oberfläche des Wassers fährt, und eine Dynamomaschine sammt Akkumulatoren, für die unterseeische Fortbewegung. Die hier erzeugte Kraft dient nicht nur zur Drehung der Propellerschraube, sondern läßt sich auch auf 2 am vorderen Theile des Schiffsbodens befindliche große Zahnräder übertragen, mittelst deren das Schiff sich auf dem Boden des Meeres fortzubewegen vermag, wie eine Straßenlokomotive auf dem trockenen Lande. Des Weiteren befinden sich im Maschinenraum große Behälter mit Luft, welche auf den siebzehnten Theil ihres ursprünglichen Volumens zusammengedrückt ist. Diese Reserveluft dient nicht nur zur Erneuerung der Athmungsluft, wenn diese durch mehrstündiges Athmen der Mannschaft verdorben ist, sondern auch dazu, das Boot nach Belieben steigen und sinken zu lassen. Zu diesem Zwecke sind nämlich im Kielraum des Schiffes besondere Behälter angebracht, die zunächst mit Luft unter gewöhnlichem Drucke angefüllt sind und am Besten sich mit der Luftblase eines Fisches vergleichen lassen, deren Funktion sie vollständig versehen. Soll das Boot hinabtauchen, so läßt man in diese Behälter Wasser eintreten, wodurch das Fahrzeug spezifisch schwerer wird und sinkt. Um dann wieder in die Höhe zu steigen, ist nichts nöthig, als einen Hahn einer Rohrleitung zu drehen, welcher der komprimierten Luft der vorerwähnten Lufttranks den Eintritt in die Wasserbehälter gestattet: in diesem dehnt sich die Luft aus, das Wasser wird verdrängt und das dergestalt leichter werdende Boot steigt wieder zur Oberfläche empor.

Besonders eigentümlich ist die Taucherkabine eingerichtet, indem dieselbe mit einem eigenen Luftmagazin in Verbindung steht und eine gegen den Meeresgrund zu sich öffnende Fallthüre besitzt, welche nur dann geöffnet werden kann, wenn der Luftdruck in der Kabine dem draußen herrschenden Wasserdruck das Gleichgewicht hält. Nur durch diese Einrichtung ist es möglich, daß der im Uebrigen natürlich im Taucherkostüm arbeitende Mann das Boot beliebig aufsuchen und wieder verlassen kann, ohne daß Wasser in dieses eindringt oder ein unüßer Verbrauch des im Boote angespeicherten Luftvorrates stattfindet.

Im Bug des Schiffes befindet sich endlich der Ausguckraum, von welchem aus der Lotse die Bewegungen des Schiffes leitet und eine außen angebrachte eiserne Hebelmaschine bedient. Hier befindet sich auch ein elektrischer Scheinwerfer von 2000 Kerzen Stärke, der den Meeresgrund bis auf eine Entfernung von 50 Meter erhellt.

Das Goubertsche Boot, welche unlängst im St. Duenstanal seine ersten erfolgreichen Probefahrten gemacht hat, besitzt im wesentlichen dieselben Tauch-, Steige- und Sicherheitsvorrichtungen, wie der Argonaut, dient aber vor allem zur Legung von Torpedos und unterseeischen Minen. Der cigarrenförmige etwa 10 Meter lange Schiffskörper trägt oben in der Mitte eine säulartige Kuppel mit Ausguckfenstern, in welcher der Führer Platz nimmt, während dahinter und tiefer unten der die Maschinen bedienende Elektriker sich

befindet. Damit der Führer auch bei längerer Fahrt unter Wasser die Ereignisse auf der Oberwelt wahrnehmen kann, führt durch die Kuppel nach oben ein Messingrohr, welches über die Wasseroberfläche durch das Rohr auf einen zweiten vor dem Führer angebrachten Spiegel wirkt.

Auf beiden Seiten befinden sich arm- und klammerartige, von innen dirigierbare Werkzeuge, mit denen es leicht ist, Minen und Petarden am Kiele eines feindlichen Schiffes zu befestigen. Ferner befinden sich links und rechts vom Schiffskörper Stahlringe zur Aufnahme von Withebtorpedos, die bekanntlich ihre eigne Triebkraft in sich haben und von dem sich einem feindlichen Panzerschiff leicht und ohne besondere Gefahr bis auf 40 bis 50 Meter zu nähern vermögenden Unterseeboot mit viel größerer Treffsicherheit abgehandelt werden können, als von einem gewöhnlichen Torpedoboote, das sich höchstens 200 bis 300 Meter an den Panzer heranwagen kann.

Ein 1000 Kilo schwerer Bleiklumpen, welcher sich am Kiel des Bootes befindet, kann durch eine einzige ein Schraubengewinde in Bewegung setzende Hebelbewegung abgelöst werden und sichert ein schnelles Aufsteigen des unter Wasser befindlichen Bootes im Augenblicke höchster Gefahr, wenn alle sonstigen Steigevorrichtungen versagen sollten.

Dieses Boot, von dem z. B. 10 Exemplare für eine europäische Großmacht im Bau sind, ist zwar von den überragenden Leistungen eines Nautilus, den uns Jules Verne in einem seiner bekannten Phantaseromane schildert, noch weit entfernt, wie sich überhaupt mit zienlicher Sicherheit voraussagen läßt, daß der Mensch das Ideal, sich in der Fluth mit der Behendigkeit und Sicherheit des Fisches zu bewegen, nie erreichen wird. Das Goubertsche Fahrzeug bedeutet aber auf dem Gebiete der unterseeischen Schifffahrt einen großen Fortschritt und jener Staat, welcher sich zuerst mit derartigen Booten anstrückt, zwingt alle anderen seefahrenden Mächte, dasselbe zu thun, wenn sie ihre allenthalben in Vergrößerung begriffenen Kriegsflotten nicht wehrlos dem unsichtbaren Feinde Preis geben wollen.

Auch in der deutschen Kriegsmarine wird schon seit längerer Zeit unablässig auf diesem Gebiete gearbeitet, und es ist zu hoffen, daß diese Versuche, über die natürlich nur unsichere Notizen in die Oeffentlichkeit dringen, auch bei uns zu einem befriedigenden Resultate führen.

Eine Wunderkur.

Novelle nach dem Französischen von Wilhelm Thal (Berlin).

Ich hatte eben meine medizinischen Studien beendet, als mir in Folge des Hinscheidens eines geizigen alten Onkels eine kleine Erbschaft vom Himmel fiel, was mir erlaubte, mein theures Handwerk mit Kunst zu betreiben. Es lag mir nichts daran, mir eine Praxis zu schaffen, ich wollte Spezialist werden.

Die Geisteskranken übten auf mich eine ganz besondere Anziehungskraft aus; ich gefiel mir in dem Studium jener schwachen Geisteskrüder, die eine Erschütterung aus der Bahn wirft, und ich achtete den Mann der Wissenschaft, der im Stande war, einem Gehirnen, dessen Intelligenz im Wahnsinn untergegangen war, das Gleichgewicht wiederzugeben, einem Gotte gleich.

Eines Morgens befand ich mich im Luxemburg-Garten und las eine Abhandlung über Geisteskrankheiten, ich liebe die Lektüre in freier Luft und dieser Garten ist so ziemlich der einzige, wo man in Frieden und Freiheit träumen kann.

Einige Schritte von mir hatten sich zwei Damen niedergesetzt. Die eine, die etwa 50 Jahre alt zu sein schien und auf deren Gesicht man einen tiefen Kummer las, hatte eine

gleichzeitig strenge, und elegante Toilette angelegt. Die andere konnte nicht mehr als 22 Jahre zählen und ihre Toilette verrieth eine gewisse Geuchtheit, der es aber doch an affektierter Koletterie fehlte.

Sie hatte ein kleines Kind auf dem Arm. Ich sah sie zwar nur von der Seite, doch was ich an ihr entdeckte, legte mir den Wunsch nahe, mehr zu sehen. Ich gab meinem Stuhl eine Viertelumdrehung und konnte endlich in aller Ruhe ein entzückendes Gesicht betrachten: sanfte und dabei doch glühende schwarze Augen, eine rosig angehauchte Haut, einen feingeschnittenen Mund, dem ebenfogut ein spöttischer Zug wie ein zärtliches Wort entschlipfen konnte. Dieser Kameentopf ruhte auf einem reizenden Körper mit entzückenden Formen. Ich sah, wie die junge Frau sich über das Kind neigte, und hörte, wie sie mehrmals wiederholte:

„Sprich doch, Gaston!“
„Wie!“ dachte ich bei mir, „ein so junges Kind sollte sprechen? Soviel ich heute beurtheilen können, ist das Baby doch höchstens 4-5 Monate alt. O, Mutter der Mutter!“

Ich verbrachte hier 2 Stunden — zwei Stunden, die mir durchaus nicht lang erschienen, obwohl ich mich weniger mit meinem medizinischen Werke, als mit meiner reizende Nachbarin beschäftigte.

Plötzlich brach einer jener unvorhergesehenen Stürme, an denen der Sommer so reich ist — eine Art Platzregen — plötzlich auf uns hernieder, ohne mich jedoch besonders zu betrüben, denn ich war mit allem andern als mit meiner Lektüre beschäftigt.

Doch die junge Mutter ließ einen Schrei aus und rief gleichsam entsetzt:

„Gaston wird naß werden!“
Ich hatte einen Regenschirm und spielte daraufhin den Ritter. Ich bot ihn Gastons Mutter an, die kein Wort sagte, weder annahm, noch ablehnte, sondern nach wie vor das Kind, von dem ich nur das sehr hübsch gelicte Ködchen bemerkte, ängstlich an die Brust drückte.

„Ich nehme für meine Tochter dankend an“, sagte die alte Dame, das Schweißen drehend, „doch wo und wann darf ich ihnen diesen Gegenstand zurückgeben?“

Morgen, gnädige Frau, hier, zu derselben Stunde, wenn es Ihnen recht ist.“

Nachdem sie mir herzlich gedankt, ging sie, ihre Tochter beschirmend, von dannen, während ich ebenfalls nach Hause eilte und während der Regen auf mich hernieder troff, bei mir dachte, daß die junge Schönheit recht unhöflich war.

Benignstens war sie sehr wortkarg. Wie! Nicht einmal eine Bewegung, nicht einmal ein Wort banaler Höflichkeit.

Am nächsten Tage war ich, von irgend einem mir selbst unbekanntem Fieber der Ungebild gequält, eine Stunde vorher zu Stelle. Endlich sehe ich einen Regenschirm auftauchen — ich meine damit die alte Dame, die ihn trug.

Sie stattete mir noch einmal ihren Dank ab.

Was dagegen die junge Mutter anbetraf so hielt sie Gaston in den Armen und blieb stumm.

Ich war bereits über dieses Uebermaß der Zurückhaltung etwas ärgerlich, und da ich um jeden Preis eine Unterhaltung anknüpfen wollte, so sagte ich, mich über das Kind neigend:

„Das ist aber ein recht ruhiges Kind!“
Doch ich hätte fast einen Schrei der Bestürzung ausgestoßen. Gaston, dieser verhässelte und geliebteste Gaston mit dem ruhigen, roten Gesicht — war eine Wachsputte!

„Gaston wird sprechen!“ sagte die junge Mutter wieder mit ganz derselben monotonen Stimme wie am vorigen Tage.

Ich war betäubt.
Die alte Dame führte ihre Tochter nun zu einem Stuhle, zog mich dann einige Schritte fort und sagte zu mir, eine Thräne trockenend:

„Sie haben es wohl erraten, mein Herr — sie ist wahnsinnig — meine arme Jeanne ist wahnsinnig!“

Es lag in diesem Geständnis ein so furchtbarer Ausbruch aufrichtiger und lange Zeit bezwungenen Schmerzes, daß ich fühlte, wie sich mir das Herz wider Willen zusammenschürzte, wie ein Strom, der die Dämme durchbricht, überflutete mich unwillkürlich eine Fülle verschiedenartiger Gefühle, und die dominierende Note dieses Liebeschreies war eine Liebesnote: ich liebte Jeanne, die Wahnsinnige!

Von dem unvernünftigen Wunsche beseelt, den man manchmal empfindet, irgend Jemanden, sei es auch nur einem Gleichgiltigen, seine Leiden zu erzählen, forderte die alte Dame mich auf, neben ihr Platz zu nehmen und während Jeanne von Zeit zu Zeit ihre ewige Bemerkung: „Gaston wird sprechen,“ wiederholte, erzählte sie mir ihre traurige Geschichte — einen wahren Schmerzroman!

Sie hieß Madame Darblet. Frühzeitig Witwe geworden, hatte sie Jeanne mit um so größerer Liebe erzogen, als sie ihre einzige Tochter Tochter war. Achtzehn Jahre alt hatte sie sie mit einem Manne verheiratet, der viel älter als sie war, der aber, wie man sagt, alle Garantien des Glückes bot — recht trügerische Garantien, denn er machte seine Frau sehr unglücklich, vergewaltete ihre Mützigkeit und schloß sich nach einem starken Verlust im Spiel eine Kugel vor den Kopf.

Jeanne hatte nach und nach ihre Zuneigung dem Manne entzogen, der derselben unwürdig war.

Sein Tod erschütterte sie nicht übermäßig. Ihre ganze Bitterkeit hatte sich auf ihr Kind übertragen, das damals ein reizendes, heiteres und gesundes Baby war und bereits jene kaum verständlichen Laute stammelte, in denen das Ohr einer Mutter das süße Wort „Mama“ zu vernehmen glaubt.

In einer Nacht ließ Gaston's Kehle ein heiseres Röcheln hören: das war die Diphtheritis, die schreckliche unerbittliche Diphtheritis. In wenigen Stunden wurde das Kind vom Tode hinweggerafft, und man mußte den noch warmen Leichnam Jeanne's Armen entreißen.

Die arme Mutter war in Folge des entsetzlichen Schmerzes wahnsinnig geworden. Ihr Wahnsinn — es war eine Art Verfolgungswahn — zeigte einen beunruhigenden Charakter; man fürchtete, er könne irgendwo ein tragisches Ereignis zeitigen. Doch eines Tages fand sie zufällig im Schrank eine Puppe, ein Spielzeug aus ihrer Kindheit wieder; mit seltsamer Freude bemächtigte sie sich derselben, belledete sie mit den Gewändern des armen kleinen Toten, und seit jener Zeit war die Ruhe wieder in ihren Geist zurückgekehrt.

Indem sie geduldig den Augenblick erwartete, wo Gaston sprechen würde, hatte sie, — so schien es — das Glück einer zärtlichen und ergebenen Mutter wieder gefunden!

Seit drei Jahren schon dauerte dieser Zustand, wie mir Jeanne's Mutter mit Thränen in den Augen erzählte.

Madame Darblet hatte alle Leuchten der Wissenschaft konsultirt; doch ach! jede Hoffnung schien vergeblich!

Die Liebe ist blind; ich begann die schöne junge Frau leidenschaftlich zu lieben. Ich lebte nur noch für die Stunde, da ich ihr im Garten Luxembourg begegnete. Als der Winter gekommen war, erhielt ich von Madame Darblet die Erlaubnis, ihr einen Besuch machen zu dürfen.

Wie! ich, der die Wissenschaft des Arztes besaß, der ich mich in meinem Willen als Doktor wie in meiner Liebe als Mann stark fühlte, ich sollte nichts für dieses wunderbare Geschöpf zu thun vermögen, deren Rüsse auf einem Strick Wachs hängen blieben!

Dieser Gedanke peinigte mich und ich fühlte, wie ich selbst wahnsinnig wurde! Hätte ich nur auf mein Herz gehört, ich hätte Jeanne geheiratet!

Schon der Anblick von Kindern brachte die

junge Frau zur Verzweiflung, sie ward nur dann etwas ruhiger, wenn sie ihre Wachs- puppe in den Armen hielt.

Nach und nach bemächtigte sich meiner eine fixe Idee — eine seltsame, aber kühne Idee, die ich mit der Zustimmung der Madame Darblet bald zur Ausführung brachte.

Es war im Frühling, die Natur belebte sich wieder aufs neue. Der Lenz sang von Hoffnung und Liebe und nie war Jeanne in ihrer Liebsohnen der Puppe gegenüber ver- schwenkenderischer gewesen.

Mehrere Abende sagte ich, während ich mich von der jungen Frau und ihrer Mutter ver- abschiedete: „Wie blaß Gaston ausseht! — Sollte er krank sein?“

Ich versuchte auf diese Weise die mütterliche Unruhe in diesem gestörten Geiste wachzu- rufen.

Wie sprach Jeanne mit mir, eine jede ihre Handlungen war unbedeutend mechanisch: sie hatte sich an meine täglichen Besuche gewöhnt und ich zählte nicht mehr für sie.

Eines Tages näherte ich mich plötzlich der jungen Mutter, die ihrem Kinde ein Lied vor- sang, als wolle sie es einwiegen, dann neigte ich mich und sprach die ewige Phrase: „Gaston will sprechen!“

Ein schwacher Ton antwortete mir: „Ma- ma, Mama, Mama!“ Es klang wie ein leises Klängen!

Beim Tone dieser Stimme stieß Jeanne einen Schrei aus, als wenn ein Schleier vor ihr zerrissen wäre! Nein, das war nicht die Stimme ihres Kindes! Sie erkannte endlich die Kugelförmigkeit ihrer Liebe, warf das Spiel- zeug, das sie so lange auf den Armen getragen hatte, zur Erde und fiel ohnmächtig zu Boden.

Erst nach einer Stunde kam sie wieder, heiße Thränen weinend, zu sich.

Endlich hob sie die Puppe auf, entkleidete sie, wickelte ihre kleinen Gewänder in ein Paket zusammen, legte das ganze in einen Schrank und sagte: „Ich erinnere mich! — Er ist tot!“

Ganz plötzlich, unter dem Eindruck einer starken Erregung war ihr Verstand zurückge- kehrt; der Schmerz hatte ihn ihr geraubt, der Schmerz gab ihn ihr zurück!

Indem ich an die Stelle des jungen Baby ein mechanisches, sprechendes Baby schob, hatte ich die Mutter plötzlich an den richtigen Ton der Stimme ihres heißgeliebten Gaston's er- innert!

Mein Experiment war gelungen, die junge Frau hatte sich erinnert.

Eine sanfte Mattigkeit bemächtigte sich nach dieser heilsamen Krise ihres ganzen Wesens. In wenigen Wochen kehrte sie zur Gesund- heit zurück und kurze Zeit darauf heiratete ich sie.

Gehörte sie nicht mir, hatte ich ihr nicht das Licht des Verstandes wiedergegeben?

Ein Jahr verfloß, und ein Kind war uns geboren! Wie wurde er mit Küßen über- schüttet, der teure Kleine, der der jungen Frau das tote Kind ersetzte, dessen Namen er an- nahm!

Unglücklicherweise sprach er bis zu 18 Monaten noch nicht. Ich weiß nicht, ob ein Rückfall der Krankheit daran Schuld trug, aber Jeanne bildete sich ein, er würde stumm bleiben und ich hatte einen Augenblick Furcht, als ich sie so nervös sah und sie die alte Phrase wieder- holen hörte, die mir jetzt noch das Herz zer- reißt: „Gaston wird bald sprechen.“

Eines Tages blieb meine Frau düster und verjunkt vor Gaston sitzen, der noch immer kein Wort sprach. Unwillkürlich zitterte ich für mein Glück. Sollte es wirklich gerinnen? Sollte der Wahnsinn aufs neue diese Unglück- liche packen, die schon einmal seine Beute ge- worden war?

Plötzlich richtete sich das Kind auf seinem Stuhle auf, streckte seine kleinen Arme nach Jeanne aus und rief deutlich: „M—Mama!“

Ein Blick der Freude durchdrang mein Herz; das Kind sprach und Jeanne war gerettet!

Aufgabe.

* Ein geistreicher Dieb. Der Burche eines Offiziers klopft vor der Thüre Hosen und Rock seines Herrn aus. Ein vorübergehender Langhin- betradtet mit Wohlgefallen die schönen Beinlei- der. Er tritt an den Burchen heran, schreibt auf einen Zettel einige Worte, steckt ihn in ein Cou- vert und übergibt dasselbe dem Burchen mit der Bitte, es doch sofort dem Herrn Leutnant zu bringen. Der Burche geht und läßt die Klei- dungsstücke unten. Der Offizier liest die rätsel- haften Worte: „Gelingt es, ist es gut; gelingt es nicht, ist es auch gut“ und schickt den Burchen hinunter, den fremden Herrn zu fragen, was er denn eigentlich wolle, er möchte doch hinauf kom- men. Aber der Fremde war indessen verschwun- den, und weinend kommt der Burche zurück mit den Worten: „Herr Leutnant, es ist ihm ge- lungen. Er ist mit Hosen und Rock davon ge- gangen.“

Lösung der Skat Aufgabe in Nr. 28.

Kartenverteilung:

B.: Carreau Bube; Treff König, Dame, Reun, Acht, Sieben; Pique Reun, Acht; Coeur Acht, Sieben.

M.: Treff u. Pique Bube; Pique Aß, Rehn, König, Dame, Sieben; Coeur Aß, Dame; Carreau Acht.

H.: Coeur Bube; Treff Rehn; Coeur Rehn, König, Reun; Carreau Aß, König, Dame, Reun, Sieben.

Skat: Treff Aß, Carreau Rehn.

Spiele:

1) B. Pique Reun, M. Pique Rehn, H. Treff Rehn.

(M. 13.)

2) M. Pique Bube, H. Coeur Bube, B. Carreau Bube (M. 5).

3) M. Coeur Dame, H. Coeur König, B. Coeur Acht (H. 7).

4) H. Coeur Reun, B. Coeur Sieben, M. Coeur Aß (M. 11).

5) M. Pique Sieben, H. Carreau Aß, B. Pique Acht (B. 11).

6) B. Treff König, M. Pique Aß, H. Coeur Rehn (B. 25).

7) B. Treff Sieben, M. Pique Rehn, H. Carreau Dame (B. 13).

8) B. Treff Acht, M. Pique König, H. Carreau König (B. 8).

9) B. Treff Reun, M. Carreau Acht, H. Carreau Reun (B. —).

10) B. Treff Dame, M. Treff Bube, H. Carreau Sieben (M. 5).

Die Augenzahl ist somit B. 57, M. 35, H. 7, Skat 21.

Einrätsel.

In der Gartenlaube sitzt
Sekundaner Franz,
Sitzt und liest gar emsiglich,
Scheint verjunkt ganz.

Frude kommt, sein Schwesterlein:
Franz, was liest denn du,
Franz will nicht geistert sein,
Hält die Ohren zu.

Doch die Schwester giebt nicht Ruß, —
Die Geduld ihm reißt!
'S'ist Latein, nun rate du,
Wie der Dichter heißt.

Schreib in Zahlen: Nichts und Sechs,
Dann Hundert und schau.
Lief' es und den Dichter weißt
Du dann ganz genau.

Zahlen-Rätsel.

1	7	5	9	vielverfolgtes Tier.
2	1	2		Vogel.
3	7	5	9	Teil des Gesicht's.
4	7	3	6	italienischer Dichter.
5	6	2	3	Zeitabspannt.
6	7	3	8	Hafenort in Ost-Afrika.
7	8	3	9	weiblicher Vorname.
8	7	3	8	Kuß in Indien.
9	5	5	9	Preussische Industriestadt.

Die Anfangsbuchstaben zusammen gelesen, be- zeichnen einen Teil des Jahres, der gern der Er- holdung gewidmet wird.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel I: Spiegelbild. — Charade: Fingerhut. — D o g o r y p h: Widel, Siegel.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 W. m. d. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23-37. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen; und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzeslehrer trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was muß ich thun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was steht geschrieben im Gesetze? Wie liestest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; thu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fiel er sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog; und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritaner aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darein; dann hob er ihn auf sein Lastthier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und thue desgleichen!

Der erste Blutzuge der Kirche Jesu.

Die Absicht des Fragestellers war nicht die beste; er wollte bloß in Verjüngung führen, wie der Evangelist sagt. Die erste Frage nach dem Wege zum Himmel beschäftigte damals vielfach die jüdischen gelehrten Schulen; in der Beantwortung gingen sie sehr auseinander. Die Verjüngung mochte also darin liegen, daß der Gesetzeslehrer den Scharfsinn des Heilandes auf die Probe stellen wollte, oder vielleicht die Absicht hatte, ihn mit der einen Schule und Partei zu vereinden, wenn Er die Lehre der andern zu der Seinigen machte. — In der zweiten Frage lag auch eine Unehrlichkeit; der Gesetzeslehrer suchte den Schein von sich abzuwenden, als habe er den Herrn verurtheilt wollen. Diese zweite Frage war damals übrigens noch mehr umstritten als die erste: die Pharisäer behaupteten, der Israelit schulde dem Heiden und dem Samariter weder Liebe noch Erbarmen, ja, er dürfe es ihm nicht erzeigen: es sei geradezu sündhaft! Diese Frage war also in Wahrheit „brennend“, und die Antwort kritisch, — doch nicht für die göttliche Weisheit, die „viele Propheten und Könige hatten hören wollen, und hatten sie nicht gehört!“ In unübertrefflicher Weise zeigt der Herr in der vorgetragenen Parabel, daß kein Mensch von der allgemeinen Nächstenliebe ausgeschlossen werden dürfe, — ja, er zwingt den thörichten Fragesteller, selber den Entscheld zu geben: „Wer von den Dreien war dem Verunglückten der Nächste?“ d. h. Wen hat jener Samariter dem Bewußtsein und

der That nach für seinen Nächsten gehalten? — Antwort: den verwundeten Ungläubigen, den Fremden und Feind seines Volkes! — „Gehe hin und thue desgleichen!“ Wie beschämt, lieber Leser, mag der stolze jüdische Professor dagestanden haben, — wie beschämt sehen wir selbst da, wenn wir durch kleinliche Rücksichten oder Vorurtheile uns abhalten lassen, in jedem Menschen unseren Nächsten zu sehen und als solchen zu behandeln! —

Wir verliehen den hl. Diakon Stephanus in dem Augenblicke, lieber Leser, als er, vor den Mitgliedern des Hohen Rates stehend, die Anklage der falschen Zeugen über sich ergehen lassen mußte: Der Gott Israels oder legte sofort Zeugnis für ihn ab, denn sein Angesicht erstrahlte, ähnlich wie einst das Angesicht des Moses, vom Wiedereinein der göttlichen Herrlichkeit. Da unterbricht der Hohepriester die unheimliche Stille, die im Saale herrscht, mit der richterlichen Frage: „Behält sich dieses so?“ d. i. wie diese Zeugen hier aussagen? — Nun zeigt Stephanus in einer längeren Rede, wie Gott von Abraham an bis zu den Zeiten des Königs Salomon das Volk Israel so lieblich und gnadevoll geführt habe; wie das Volk aber fort und fort ihm und Seiner Gnade widerstrebt, sogar ein goldenes Kalb, den Gözen Moloch und den Sternengott Kemphan und alle Gestirne des Himmels angebetet habe, und wie zuletzt sie selbst, ihrer Väter durchaus würdig, den von den Propheten verkündeten Messias getödtet hätten. — „Ihr Palstar-

Kirchenkalender.

Sonntag, 13. August. 12. Sonntag nach Pfingsten. Juppelitus, Martyrer. Evangelium Lukas 10, 23-37. Epistel 2. Korinther 3, 4-9. St. Andreas: Morgens 8 Uhr Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht und Präseswahl der Männer-Sobalität im Mausoleum hinter dem Altar. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr Gemeinschaftliche Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maximilian: Fortiifikationsfeier mit vollkommenem Ablass. Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 8 Uhr Freipredigt und feierliche Aufnahme der neuen Mitglieder. St. Martin: Um 1/8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Andacht u. Ansprache für dieselben. Maria-Himmelfahrt: Monatliche Kommunion der Anaben. Ursulinen: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Aufnahme in den Marienverein.

Montag, 14. August. Eusebius, Martyrer.

Dienstag, 15. August. Joachim, Vater der allerseligsten Jungfrau Marie.

Mittwoch, 16. August. Modus, Bekenner. Dominikanerklöster: Giacinto, aus dem Dominikanerorden. 9 Uhr feierl. Hochamt, abends 7 Uhr Segensandacht.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

igen", so schloß er, „und Unbeschnittenen an Herz und Ohren! Ihr widerstrebt allezeit dem Heil. Geiste, wie eure Väter, so auch ihr! Welchen der Propheten haben eure Väter nicht verfolgt? In, getötet haben sie die, welche vorherverkündigten von der Ankunft des Gerechten (Messias), dessen Veräter und Mörder ihr geworden seid, die ihr das Gesetz unter Dienstleistung von Engeln empfangen, aber nicht beobachtet habt.“ — Als sie (die Rathsherrn) dies hörten, ergrimmten sie in ihrem Herzen und knirschten mit den Zähnen gegen ihn (Stephanus). Er aber, voll des Heil. Geistes, blickte auf den Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesum stehen zur Rechten Gottes und sprach: „Siehe, ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn stehen zur Rechten Gottes.“ — Sie aber schrien mit lauter Stimme, hielten sich die Ohren zu und stürmten in'sgemein auf ihn los; und sie stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Und die Jünger legten ihre Kleider zu den Füßen eines Jünglings, welcher Saulus hieß. Und sie steinigten den Stephanus, welcher rief und sprach: Herr Jesus nimm meinen Geist auf! — Und auf die Knie sinkend, rief er mit lauter Stimme: Herr, rechne ihnen dieses nicht zur Sünde an! — Und nachdem er dies gesagt hatte, entschlief er in dem Herrn. Saulus aber war mit einverstanden zu dessen Tötung.“ (Apostelgesch. 7, 51—59).

Die Strafrede, die der vom Heil. Geiste erleuchtete Diakon an die Mitglieder des Hohen Rates, die Repräsentanten des jüdischen Volkes, hält, ist so wahr, so kraftvoll und schlagend, daß man unwillkürlich an eine ähnliche Jurechtweisung des Heilandes erinnert wird, über die der hl. Matthäus berichtet: „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr bauet die Gräber der Gerechten und sprecht: Hätten wir gelebt in den Tagen unserer Väter, wir würden nicht Theil genommen haben an dem Blute der Propheten. So gebet ihr euch denn selber Zeugnis: Sühne seid ihr derer, die die Propheten ermordeten. Und ihr! ihr machet voll das Maß eurer Väter! Ihr Schlangen und Mottengezucht! wie werdet ihr dem Gerichte der Hölle entkommen? — Siehe, Ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte; einige aus ihnen werdet ihr töten und kreuzigen, andere werdet ihr geißeln in euren Synagogen und von Stadt zu Stadt verfolgen, auf daß über euch komme all das gerechte Blut, das auf Erden vergossen ward, von dem Blute des gerechten Abel an bis zum Blute des Zacharias, des Sohnes des Zacharias, den ihr zwischen dem Tempel und dem Altare umgebracht habt.“ (Matth. 23) —

So sprach denn der Jünger vollkommen im Geiste seines Meisters. Kein Wunder, daß die boshaften Heuchler, bis in's Innerste verwundet, alle Würde der Häupter Israels vergaßen und vor Wut förmlich „mit den Zähnen knirschten“. — Doch siehe! da Stephanus aufgehört hatte zu reden, öffnete sich vor seinen Augen der Himmel, Gottes Herrlichkeit wird sichtbar: „Jesus steht zur Rechten Gottes“ gewissermaßen bereit, dem kämpfenden Glaubenshelden übernatürliche Stärkung zu verleihen. Da aber der hl. Diakon in der Freude seines Herzens vor der ganzen Versammlung bezeugt, was zu schauen er die Gnade hat, schreien sie in scheinheiliger Unwillen laut auf und greifen zur blutigen Gewaltthat: zur Steinigung, einer Strafe, der die Gotteslästerung unterlag, — und zwar, weil der Verbrecher für unrein erachtet wurde, an einem Nichtplatze außerhalb der Stadt. Dabei hatten die im Prozesse vernommenen Zeugen, um ihr „gutes Gewissen“ zu bekräftigen, die ersten Steine auf den Verurteilten zu werfen; um dazu freie Hand zu haben, legten die Steigenden ihre Oberkleider (Mäntel) ab, die in

diesem Falle von dem, noch von Christenhaß erfüllten Saulus behütet wurden.

Aber nicht nur die Feinde Gottes blieben sich gleich im Bösen: der Jünger Jesu trat im letzten Gange auch ganz in die Fußstapfen seines Meisters! Gleichwie Jesus, als Er an das Marterholz des Kreuzes geschlagen worden, sich und seine Schmerzen gewissermaßen vergaß in seiner erbarmenden Liebe zu seinen Kreuzigern und um Verzeihung für sie zum Vater flehte: so fällt auch der erste Blutzuge des Kreuzigten auf seine Knie, empfiehlt seinen Geist dem Herrn, der sich vor kurzem für ihn geopfert, und bittet um Gnade für seine Mörder! — Wer denkt hier nicht unwillkürlich an die Lehre, die der Herr oben, im Evangelium des heutigen Tages, den Reinen an's Herz gelegt! Welch heroische Nächstenliebe beweist dieser jugendliche Blutzuge Jesu!

So hat Stephanus vollendet, würdig der Erste aller Blutzügel Jesu zu sein: das leibliche Leben gibt er freudig preis, — seine Seele gibt er hoffnungsvoll in die Hände seines göttlichen Meisters. Aber auch von da an hat die Kirche durch alle Zeiten die Ueberzeugung bewahrt, daß die Martyrer, die für Christus ihr Leben opfern, unendlich zu Gottes seliger Anschauung und in den Chor der triumphierenden Kirche aufgenommen werden.

Sage, Aberglaube und Brauch zur Erntezeit.

Von E. Weiße (Stummsdorf).

Laß stehn die Blume!
Geh' nicht in's Korn!
Die Roggenmähne
zieht um da vorn!
Wald ducht sie nieder,
Wald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!

Die von Kopsich hier gedachte „Roggenmähne“, die „Roggenmutter“ oder das „Kornweib“ ist in Niederdeutschland das Gespenst, welches die Getreidefelder beschützt und frevelnde Kinder und Erwaachsene bestraft. Wehe den Kindern, die zu weit ins Korn sich wagen: die „Kornmähne“ kommt und bestraft die Blumenfucher, die die Halme niedertreten. Ähnlich die Sage vom „Kornengel“ in der halle'schen Gegend, der die in das Getreide eintretenden und Blumen pflückenden Kinder weghaucht.

Gewöhnlich erschien das sagenhafte „Kornweib“ in fahlem Schleier, oft auch mit eiserner Brust. Die „Roggenmutter“ ist die schütende Göttin des Aders und der Spindel. Es ist ein elfisches Wesen, das namentlich auch im Vogtlande zu mancherlei Sagen Veranlassung gegeben hat.

Eine andere Sage ist die vom „Bilwit“ oder „Binsenschneider“, der z. B. am Johannis-morgen durch die Getreidefelder schritt, um mit den an seinen Knöcheln befestigten Sichel die Halme abzuschneiden. Veranlassung zu dieser Mähr haben die Gänge der Hasen durch das Getreide gegeben, da diese Rager auf diesen Läufen alle im Wege stehenden Halme abbeißen, um ungestörter laufen zu können. Die Sage vom „Bilwit“ ist übrigens sehr alt. In manchen Orten hand man zum Schutze des Getreides Disteln und Dornen in die ersten Garben, dabei den Spruch sagend: „Dornen und Disteln für den Binsenschneider, das Korn für mich.“ — Wieder in anderen Orten bearbeitete man sieben auf der Scheunentenne ausgebreitete Reisbüchel mit dem Flegel, und der erste Fremde, der während dieser Manipulation dem Scheunenthor sich näherte, galt für den Binsenschneider. Der Glaube an die „Bilfen“ oder „Bilverschmitter“ ist namentlich im Vogtlande sehr verbreitet. Trifft man einen Bilverschmitter auf dem Felde an, so muß er noch im Laufe des Jahres sterben; hängt man die von seinem Schnitt

zurückgelassenen Stoppeln in den Rauch, so muß er nach und nach absterben.

Bekanntlich galt bei den Griechen und Römern die Ceres (Ceres, Demeter, Minerva, Eleusine) als Göttin des Ackerbaues und der Feldfrüchte, und manche Orte hatten daher im Gemeindefest das Bild der ein Wehrenbüchlein und eine Sichel in den Händen haltenden Göttin Ceres, wie dieses z. B. in Elmansdorf bei Halle a. d. S. bis zur neuesten Zeit der Fall war. — Die Ceres wurde auch mit Wehren im Haar oder mit einem Füllhorn in der Hand dargestellt. — Als diese Göttin umherirrte, um ihre von Pluto geraubte Tochter Proserpina zu suchen, kam sie u. A. auch nach Eleusis, wo man die Fremde festlich aufnahm. Zum Dank für die erwiesene Gastfreundschaft unterrichtete sie die Einwohner in der Kunst des Ackerbaues. Ihr zu Ehren wurden in Attika auch die „eleusinischen Mysterien“ gefeiert. — An Stelle des Ceres stand in Egypten die „Zis“, und „Amubis“ wurde mit Getreideähren in der Hand bildlich dargestellt.

Als in älteren Zeiten die Wälder ausgerodet und zum Ackerbau urbar gemacht wurden, kämpften noch Jäger mit Felle und Speer gegen Ur und Bär, gegen Wolf und Eber. Mit dem Vordringen der germanischen Völker wurden die Getreidearten eingeführt, und aus dem wilden Jäger wurde ein milder Ackermann. Daher wurde „Odin“, der fürnehmende Schlachtengott, als Beschützer der Feldfrüchte erklärt und wenn das Wehrenmeer im Winde wogte, sagten unsere Altvordern: „Odins Eber und sein Wolf gehen durch das Korn. Kind, bleibe weg vom Getreide, zertritt nicht den Palm, der dir Brot bringt; Eber und Wolf möchten dir schaden!“ — Mit Wolfsrachen und Eberzahn drohte nunmehr Odin dem Frebler am Getreidefeld. Die anmuthige „Gulda“, seine Gemahlin, half ihm bei diesem Geschäfte, begleitet von einer großen Schaar kleiner Wichtelmännchen und Esen, von vielen kleinen Kindern, die noch geboren werden sollten.

Mit unserer norddeutschen „Frau Holle“ oder „Friga“ ist die Göttin „Perchta“ (Peratha Bertha, Berchta, Perchta) der Alpenländer identisch, die dort als Erbmutter, als Spenderin des Erntesegens, als Patronin des Flachsbauens und der Spinnerinnen und als Beschützerin der neugeborenen oder früh verstorbenen Kinder gilt.

In den Tagen der Ernte, wenn die Getreidehaufen zusammengelegt sind, sieht man die Göttin die Acker, Wiesen und Gärten durchquerend. — Von der Erdgöttin „Perchta“ berichtet Tacitus, daß sie in einem heiligen Haine auf einer Insel verehrt wurde. Es ist dies die „Pertha“, die auf der Insel Nigen verehrt wurde, an welche noch heute die Oberförsterei „Pertha“ und der „Perthasee“ erinnern. Und so können wir uns nicht wundern, daß noch heute des Landmanns Sinnen und Trachten hauptsächlich der Erde sich zuwendet, denn „aus dieser Erde quellen seine Freuden, und diese Sonne scheint seinen Leiden“.

Auch an den Hauptgott unserer Vorfahren, den „Wodan“, knüpfen sich verschiedene Erntebrauch, die an den alten Kultus dieser Gottheit erinnern. Als „widem Jäger“ wird ihm z. B. auf der dänischen Insel Moe ein Bund Hafer für das Pferd hingelegt, damit er in den Gewitternächten nicht die Saaten zertrete. Auch in den schwedischen Landstrichen Schonen, Blekingen war es fast bis zur neuesten Zeit Sitte, eine Garbe auf dem Acker als Futter für Odins Pferd zurückzulassen. — Eine ähnliche Gewohnheit herrschte auch in Mecklenburg, wie uns der alte Orphe, einst Prediger in Rostock, berichtet: „Wodan, hale dinen rosse nu vover, nu distel un dorn tom andern jar beter korn!“ d. i. „Wodan, hole deinem Rosse nun Futter, nun Disteln und Dorn, zum andern Jahr (gib) besseres Korn!“

Auf adeligen Höfen wurde den Schmittern bei Beendigung der Erntearbeiten das „Wobeltier“ gereicht. — Ein ganz analoger Brauch

herrschte in der Altmark, auch in den angrenzenden sachsenburgischen Landestheilen. Dort ließ man bei der Roggenerte einen Getreidebüschel, den „Fergodenbeel“ (den für die Mutter Gottes bestimmten Theil), stehen. Nach beendigter Ernte wurde mit Mist auf das Feld gezogen und um den Getreidebüschel ein buntes Band gezogen. Hierauf fiel derselbe unter der Senje des Vormähers. Von einem Felde zum andern ziehend, sang man das Ernte-Danklied: „Nun danket alle Gott!“

Ähnliche Bräuche finden sich auch im Braunschweigischen und Hannover'schen; ferner in der Provinz Brandenburg, namentlich in der Mittel- und Uckermark und in der Briegnitz. Hier fertigte man aus der letzten Garbe eine Puppe, die mit bunten Bändern geschmückt und Nachmittags mit großem Pomp auf einem vier-spännigen, blumengeschmückten Wagen abgeholt wurde. — Ähnlich in der halle'schen Gegend die Einbringung des „Erntekranzes“, der, mit bunten Bändern und Papierstreifen geschmückt, auf dem letzten Getreidefuder nach Hause geführt wird, wobei die Arbeiter und Kinder jubelnd rufen: „Erntekranz, gebratne Gans! Wat, Hurrah!“

Wieder in anderen Gegenden der Briegnitz muß die Schnitterin, welche die letzte Garbe gebunden, diese zum Spott nach dem Dorfe tragen: Das Mädchen hatte den „Ollen.“ Ähnlich ist es noch heute in der Gegend von Halle a. S., wo z. B. der letzte Fied in der Ernte oder der letzte Kieselgeschlag beim Ausdrusch des Getreides als „der Alte“ gilt; dieser „Alte“ wird gewöhnlich durch Spendung eines Trunkes ausgelöst.

Im Fürstentum Schaumburg wurde noch im vorigen Jahrhundert der Acker von den Erntearbeitern entböhrtet Hauptes mit Bier begossen, nachdem die letzte Garbe gebunden worden war. Um diesen „Waulroggen“ tanzten sangen sie die Verse: „Wode, Wode, Wode! Himmelsriebe, weiß was geschieht. Immer nieder vom Himmel siehst, volle Krüge und Garben hat er. Auch im Wald wächst's mannigfalt. Er ist nicht geboren und wird nicht alt. Wode, Wode, Wode!“

In Bayern herrscht die Sitte, aus noch stehenden Roggenhalmen eine menschliche Gestalt zu bilden, den „Dswald“, der vermuthlich den Aenwalter oder Gottesherischer vorstellen sollte. Vor dieser Figur fallen die Schnitter nieder und beten: „Heiliger Dswald, wir danken Dir, daß wir uns nicht geschnitten haben.“ — Dieses Aehrenbündel wird in Franken auch der „Ohle“ genannt. Dieselben umtanzen, singt man die Reime: „O heiliger Sanct Mäha, beschere über's Jahr mea, soviel Stoppa, so viel Schöckla, so viel Aehrla, so viel Jährla.“ — In Südbayern tanzten der Landmann und seine Leute vor Beginn der Ernte auf freiem Felde nieder, um fünf Vater unser und den Glauben zu beten. Auch hier wird die letzte Garbe, die „Wortel“, auf dem Stoppelfelde zurückgelassen. — In Westfalen werfen die Mäher bei Beendigung der Kornerte ihre Mägen in die Luft und rufen: „Waul, Waul, Waul!“ — Andernorts bindet man Garben zu einer Puppe zusammen, die mit den Worten: „De Aule, de Aule!“ angerufen wird. — Bei Unna und Werle in Westfalen nennt man die letzte Garbe „de greante Meaur“ (die große Mutter) oder „Herkelma“, erinnernd an die Erntemutter und Erdgöttin „Herke“. — In Hessen muß ein noch nicht siebenjähriges Mädchen das Zell zur ersten Garbe binden; letztere wird Nachts 12 Uhr durch das hintere Scheunenthor geworfen, bestimmt für die Engel im Himmel, daher der „Erntesege“ genannt.

Auch der Hahn spielt in manchen Gegenden während der Erntezeit eine nicht unbedeutende Rolle. Da gibt es z. B. in Schwaben den „Schnitthahn“, mit dem als Schmaus („Sichelhente“) die Ernte beendet wurde. Ähnlich in der Schweiz der „Krähhahn“, in Westfalen der „Dantahahn“ und der „Stoppelhahn“; auch bei Osterwieck am Harz gebräuchlich. — Im Lippe'schen wird auf das letzte Erntefuder

ein vergoldeter Hahn gesetzt, der allerlei Früchte im Schnabel trägt und zu Hause hängend aufbewahrt wird ähnlich wie in den Kreisen um Halle der Erntekranz. — Dieser Hahn erinnert wohl an „Donar“ dem dieser Vogel geweiht war.

In manchen Gegenden beginnen die Schnitter die Arbeit mit den Worten: „Walt's Gott!“ nehmen dann drei Halme und binden diese um den Leib, um keine Kreuzschmerzen zu bekommen. Findet man bei der Arbeit eine Doppelähre, so wird diese mit nach Hause genommen und an den Spiegel gesteckt, weil sie vor Blühschlag schützt. — Beim letzten Fied nehmen die Schnitter anderer Gegenden so viel Aehren als möglich in die Hand, weil dann die nächstjährige Ernte reichlicher ausfällt. Das letzte Mandel Getreide darf nicht vollständig sein, weil sonst eins der Familienmitglieder stirbt. Wieder in anderen Gegenden frag die Frau den mit dem ersten Getreidefuder zurückkehrenden Gatten: „Nann, was bringst Du?“ Dieser antwortete: „Brot für die Kinder und den Tod für die Mäuse!“ Deshalb wurde auch die erste Garbe den Mäusen hingeworfen, oder aber, man steckte zur Abhaltung des gefährigen Ungeziefers Erlenzweige in die Ecke der Hanen.

Wißschel erzählt, daß die drei ersten Kornähren, die Jemand auf dem Acker findet, die beste Herbstsaatzzeit anzeigen können. Die drei Aehren werden in die Erde gelegt. Sproßt die erste am üppigsten, so ist mit der Aussaat früh zu beginnen; ist dies nicht der Fall, so muß die Aussaat für spätere Zeit hinausgeschoben werden.

In den ältesten Zeiten hatten die Kornähren keine Halme; sie entwickelten sich sofort über dem Erdboden. Weil nun aber die Menschen immer gottloser wurden, ließ der Herrgott die langen Aehren anzünden. Die heilige Jungfrau aber eilte herbei und umfaßte noch rechtzeitig den obersten Teil der Aehren mit der Hand; daher erreichen die Aehren jetzt auch nur noch die Länge einer Handbreite.

Um eine Hefe herauszufinden, ging man in der Neumark rückwärts in ein Kornfeld, dabei Radeblumen pflügend. Letztere wurden zu einem Kranz geflochten und dieser in die Mähe gelegt. Der Träger dieses Kranzes erkannte sofort die sich nähernde Hefe!

Bei dieser Sige.

Hundstagsbeleidnis von Richard Vach (Berlin).

„Unglaublich!“ rief der Legationssekretär Vollrath v. Stern und schaute nochmals kopfschüttelnd in ein Briefchen hinein.

„Was?“ fragte lakonisch kurz ein unternehmend aussehender Oberleutnant und benutzte die Gelegenheit, seinen Varspigen den reglementsmäßigen Winkel zu verleihen.

„Da, lies!“

„Nah, 'ne Verlobung — weiter nichts?“

„Aber, Mensch, wer verlobt sich bei 40 Grad im Schatten! O, Himmel, gestern sprach ich ihn, er benahm sich noch ganz vernünftig!“

„Du mußt natürlich Glück wünschen.“

„Selbstverständlich! Werde schreiben:“

„Freund, bei dieser Hitze Süßholz raspeln, Du warst doch gestern noch ganz munter! Trotz meines heißen Schreids aufrichtige Glückwünsche. Ich entlicke der Sahara Berlin per Harmonikazug, Schattenseite, bis Luzern und grabe mich neben einem Gletscher da irgendwo herum ein.“

„Nette Gratulation“, bemerkte der Offizier ironisch.

„Oh, nimmt sie nicht übel, kennt mich. Ist im Uebrigen auch eine Nebanche für sein gar nicht freundschaftliches Dichthalten.“

„Sehr gut! Du würdest wohl gleich sab rosa allen Freunden, getreuen Nachbarn und dergleichen.“

„Ja, ha, ha, gottvoll! Ich und heiraten — br, bei dieser Glut!“

Damit fanden beide vergnügt lachend auf und verließen Café Zofky.

Herr v. Stern hatte es sich im Juge 10,30 Uhr bequem gemacht, leider nur erster Klasse, da kein Schlafabtheil der verpödeten Beistellung halber mehr zu erhalten gewesen war. Daher etwas getrübert Stimmung, die jedoch verschwand, als eine Minute vor Abgang noch kein Besitzer der anderen Pläze erschienen war. Behaglich streckte er sich aus und schloß die Augen, als er „Gier Nr. 47 und 48, gnädigste Frau“, von dem würdigen chof de train vernahm, und es erschien eine ältere Dame. Dahinter tauchte ein schlankes, blondes, rosiges Gesicht auf. Draußen schrie ein Gepäckträger, Herr von Stern riß das Fenster auf und ergriff zween recht umfangreiche Handtöcher, bugstrzte sie hinein und fühlte bald darauf ein handfestes Päckchen, es entpuppte sich als Frühstückskorb, an seinen zukünftigen Wochstater-Schädel fliegen. „Das fängt ja nett an“, dachte er und rieb die Brillenstiele, „hu, bin ich im Schwitzbad oder unterm Aequator?“

Wir müssen Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen, mein Herr“, wandte sich die ältere Dame entschuldigend an ihn, „und sprechen für die Hülfe herzlichsten Dank aus.“

„Vielen Dank“, ertönte es auch von den Lippen des Herrn, einer schallhaft aus zwei weißblauen Augen schauenden Blondine.

Vollrath wehrte verbindlich ab, sprach so Einiges von Pflicht und Schuldigkeit und bestellte darauf eine Gerolsteiner Sprudel nebst Cognac, zur Dämpfung der seiner Schätzung nach mindestens auf 60 Grad Siedehitze gestiegenen Temperatur.

Der Trunk that ihm wohl, er paßte sich der Ecke an, sagte garnichts und entschlummerte sanft.

„Regensburg!“

Herr v. Stern wachte schon längst, allein seinem Gelüft, aufzustehen, hatte er keine Folgen geben können, denn auf einem feinen Lederkissen, das sich seine linke Seite als Stützpunkt aussehend hatte, ruhete das lockige Haupt der blonden Strene und gegenüber träumte anscheinend süß die Mama.

„Regensburg!“

Die Mama fuhr empor. Vollrath schloß sofort die Augen und so vernahm er denn: „Gundel — Gundel, wach auf —“ das Uebrige drang nicht an sein Ohr. „Entzündender Name“, dachte er, „selbst bei 60 Grad noch nett. Puh, jetzt darf ich wohl diskrte die Augen öffnen.“ Dies geschah, er that sehr verwundert und die Damen wünschten ihm, heiter, und doch ein wenig verlegen lächelnd, guten Morgen.

„Hoffentlich genossen die Damen eine ebenso erquickende Nachtruhe, wie ich?“ erkundigte sich teilnehmend der Sekretär.

„Vorzüglich geschlafen“, berichtete Fräulein Gundel, ein rosiges Flämmchen überflackerte aber im Anschluß an ihren Ausruf das Schelmengesicht.

„Die Damen befehlen auch Kaffee?“ geruhete in diesem Augenblick ein uniformirter Geist zu fragen.

Das Getränk der Levante und das frische Regensburger Gebäck mundete vorzüglich, bewährte auch seinen alten Ruhm des Zungenlöfens, und so erfuhr denn die Damen, Frau Amtrath Wegener und Fräulein Tochter aus Lindenber, daß ihre Fahrt bisher vom Herrn Dr. jur. Vollrath Sternhöffel beschützt worden war.

„Unser Weg führt nach Luzern“, bemerkte die Mätin.

„Der meinige ebenfalls“, beeilte sich der Doktor zu versichern, „ich komme im Schweizer Hof unter.“

„Ach, das freut mich, wir auch. Dort finden wir meinen Vetter den Oberst a. D. Wegener und seine Schwester Eulafia, trotz ihrer fünfzig eine passionierte Fußgängerin, vor.“

Nichts geht über Fußwanberungen“, schwärmte Vollrath, ließ aber als Diplomat das „wir“ weg.

So floß die Unterhaltung munter weiter bis München, von wo andern Tags der Zug nach Lindau und dann weiter nach Luzern be-

nicht wurde. Dort traf man das Geschwisterpaar an. Der Oberst Hans entpuppte sich als ein prächtiger, älterer Herr, heiterer Laune. Seine scharfen Augen musterten unauffällig den Doktor, es leuchtete in ihnen auf und schmunzelnd glättete er den Bart.

Vollrath empfand merkwürdiger Weise gar nichts von der Zustimmtheit, er schreckte vor keiner Strapaze zurück und wick auf den gemeinsamen Touren nicht von der Herzenseite Fräulein Gundel's, wie er sie kurzweg schon anredete. Dem Dr. Sternhöffel floh die Zeit wie ein Traum dahin. Täglich erfreute er Gundel durch Blumen und sah ihr die Wünsche an den Beilchenaugen ab, wer ihm aber gesagt hätte: „Vollrath, Du verdreht ja dem reisenden Mädel den Kopf, Du geschworener Junggesell — bei dieser Hitze, schäm' Dich!“, dem wäre er trotz der unerträglichen Sonnenhitze groß gekommen. Er merkte gar nicht, wie fest ihn der kleine Liebesgott am Schlafittchen hatte und nicht eher losließ, als — na, das werden wir ja hören!

„Morgen gehts auf den Nilatus, er hat lange genug sein Haupt verhällt gehalten. Der Wirt, Herr Hauser, meint, nun würde er frei. Also heute Abend per Dampfer bis an den Fuß, im Nilatus-Hotel unten genächtigt, morgen früh bei Zeiten los, gegen Mittag oben, Abends wieder am See.“

„Lapp, Herr Oberst, das soll ein Hochgenuss sein!“

„Zawohl, Herr v. Stern, Pardon, Sternhöffel, wollt' ich sagen.“

„Also Facognita durch'schaut! Na, Diskretion ist Parole!“

„Selbstverständlich! Hören Sie mal, nicht zu stark die Cour machen, Gundel häut' sich am Ende was einbilden!“

„... i, Gott bewahre“, brachte der Doktor stotternd hervor. „was glauben Sie, bei dieser Hitze!“ erwiderte aber stark und stimmte nur mit halber Note in das Vagen des Obersten ein.

Die Frau Amtsrätin verzichtete auf die Partie, sie blieb unten am See im Nilatus-Hotel. Die Vier traten bereits vor Sonnenaufgang den Marsch unter heiterem Gepolter an und erreichten bei Zeiten die Seemühle auf der Mittelalm. Dort nahm man Erfrischungen ein und schritt dann rüstig weiter. Aber ach, der König Gfjel, die höchste Spitze des Berges zog die Stirn kraus und rollte die Augen, es donnerte und blühte da oben und alsbald ging ein Wolkenbruch nieder. Weit und breit kein Unterschlupf für die Wanderer, denn der Fod führte über einen abgehölzten Schlag. „Warte, meinen Regenmantel zu benützen, Fräulein Gundel“, wandte sich Ritter Vollrath an die junge Dame, „aber ich bitte sehr. Wie, ich? Nein, mir schadet der Regen nichts, also stein und auf diesen glattgehauenen Baumstumpf, ich postiere mich auf den dauben. Na, wir stehen famos. Sehen Sie, Gundelchen, die beiden Ehrwürdigen da machen es uns nach. Nun kann Petrus die Schlingen öffnen, wir behalten trockene Füße und meinetwegen mag's immer weiter regnen, hier neben Ihnen halt' ich getreulich aus.“

Gundel's Antlit schien in Kojenglut getaucht, um die schönen Lippen huschte ein Lächeln, aber die Augen blieben unsichtbar, sie schauten gen Boden. „Herrlich“, meinte sie, „diese Abkühlung — wundervoll nach dieser Hitze.“

„Vollrath fixierte sie scharf und bat dann: „Sehen Sie mich mal an, Gundelchen!“

„Zum Ausbruch“, rief Tante Eulalia mit Stentorstimme und sprang lähn vom Stumpf. „Unglaublich“, knurrte der Oberst, „ich muß sie an die Lunge nehmen, sonst parßt sie die beiden auseinander.“

Etwas stiller zog man weiter und erreichte so gegen 11 Uhr das Hotel, woselbst ein Stündchen u Ruhe die Anstrengungen bald vergessen ließ. Im Speisesaal vereinigte sich das Kleeblatt wieder, Herr Dr. Stern im Auguge

des Wirtes, und unter fröhlichem Gepolter und heiteren Schergen ging das Mahl vorüber.

„Kam, zum König Gfjel“, kommandierte der Oberst, „günstiger konnten wir es kaum treffen. Willig unbewölkt, eine Fernsicht ohne Gleichen, ja, ja, auf Regen folgt Sonnenschein!“ Damit setzte er sich an die Spitze, winkte den Doktor an seine Seite und nach zehn Minuten standen sie auf der Plattform des Felsens. Ein Hochgenuss im wahren Sinn des Wortes, doch nur stumme Bewunderung, die tief innerlicher Naturen, überwältigte sie.

Hoch aufatmend standen Gundel und Vollrath nebeneinander, sie blühten sich glänzenden Auges an und nickten einander zu, dann wieder in die Weite schauend.

„Oh“, entfuhr es mit einem Mal Gundel's Lippen, „wir sollten ja Mama telefoniren! Na, das will ich mir schnell thun.“

„Ich stehe Ihnen bei“, erklärte Vollrath — „Ich schließe mich an“, rief Eulalia den Entstellenden nach.

„Du bleibst!“ befahl knurrend der Bruder, „bist Du denn blind!“

„Nein — was denn?“

„O, Du mein Saitenspiel! Sag' mal, ist Dir der Gott Amor mal vorgestellt worden?“

„Ach ja, — nein — hm — aber Grobheiten verbitte ich mir!“

Das junge Mädchen stand am Telefon, sehr erhitet aussehend, erwartungsvoll. „Geben Sie mir mal das Reichshändchen, Gundel“, heischte der Sekretär. Sie that's. „Klingelklingel!“ „Hier Legationssekretär Freiherr v. Stern — ah, Sie selbst, hochverehrte Frau Schwiegermama — aber, Gundel, still gehalten — ja, kein Irrtum, heiße Sternhöffel mit Beinamen. Bitte um Ihren Segen zu unserem Bunde — aber, Gundel, willst Du wohl aushalten — einen Lichtblitzmoment, Ramachen, — Gundel, losgelassen wirst Du nicht, hier, stehes, teures Mädel einen, zwei, drei Verlobungsküsse, die andern nachher — gleich, Mama, wir küssen uns nur ein wenig — Gundel, so sprich doch mit Mama, hier ran an den Fernsprecher, ja. Was sagt sie denn? Wie es so plötzlich gekommen ist? Das erfahren Sie heut Abend, Ramachen — Schluß!“

Aud sie lagen sich in den Armen, es gab tausend Küsse für einen. „Wie schaust Du denn aus?“ forschte Gundel in einer Kunstpause, „so nachdenklich?“ „Was wird nur mein Freund Wienstein sagen?“ „Mensch“, stieß Gundel übermüthig lachend hervor, „Du warst gestern noch ganz munter —“. Der glückliche Bräutigam blickte zuerst starr, dann rief er fröhlich aus:

„Du weicht?!“ und umfaßte sein liebes Mädel und bedeckte ihr süßes Schelmgesicht mit Küßen.

„Aber, aber, Herr v. Stern“, ertönte die Kommandostimme des Obersten, „lassen Sie Gundel doch zu Athem kommen, bedenken Sie doch, bei dieser Hitze!“

Allerlei.

* Ein „praktischer“ Arzt. Patientin: „Sie sagten mir doch, ich solle die Junge herausstrecken, Herr Doktor; das thue ich nun schon zehn Minuten. Sie haben sie sich aber noch nicht einmal angesehen.“ — Arzt: „Das ist auch nicht nötig, ich wollte nur in Ruhe das Rezept schreiben.“

* Theorie und Praxis. Arthur: „Ich habe die Wahl zwischen einem armen Mädchen, das ich liebe, und einer reichen Wittwe, wie ich nicht liebe. Welche wärfte du mir zu nehmen, Fritz?“ — Fritz: „Die Liebe ist das Ziel des Lebens. Ohne Herz bedeutet alles anders nichts. Die Liebe macht die Armut zum Reichtum, die Erde zum Himmel.“ — Arthur: „Genug, ich werde das arme Mädchen nehmen, das ich liebe!“ — Fritz: „Bravo, gut gesprochen. Bei Gelegenheit kannst du mir wohl die Adresse der Wittwe geben, die du nicht lieb hast.“

Kindlich. Der kleine Hans (in der Zeitung lesend): Papa, das muß ein starker Mann gewesen sein, von dem hier in der Zeitung steht. — Vater: Was steht denn da? — Hans: Hier steht: nach dem Toast hob der Wirtgeber die Tafel auf.“

Scherzrebus.

3 Klara Schwach, -kat, R
5 Domino, „68“ R

Rästel.

Einmal bin ich in der Welt,
Zweimal in der Hölle!
Einmal nur hat mich der Hölz,
Zweimal der Gefelle;
Vornen hat der Leuchter mich,
Hinten mich der Beutel, —
Ja, durch mich ist sicherlich
Hier nur alles eitel.

Scharade.

Meiner beiden Erien Glut
Malt die Flur mit Gold und Farben,
Ach, es schüht der Sonnenhut
Nicht die Schmitterin, sie ruht
Fast entatmet hinter Garben,
Wird dann auf befräntem Wagen
Im Triumph durch's Dorf getragen.
Meine beiden Beigen pflügt
Uns der holde Lenz zu geben,
Sonst von mildem Licht geblüht,
Leif von kühler Luft bewegt,
Sieht man sie zum Himmel streben.
Wenn sie künstlich sich verbinden,
Kann man sie am Wagen finden,
Fruchtlos schüht der Sonnenhut
Selbst die Schöne vor dem Gungen;
Wär' die Haut wie Milch und Blut
Beiß es doch mit gier'ger Zut
Auf die Wangen sich zu pflanzen.
Liebe Mädchen, laßt es bleiben,
Es durch Rünste zu vertreiben.

Auflösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Sinn-Rästel: OVID — Ovid. — Zahlenrästel: Dale, Hlu, Kafe, Dante, Stunde, Lango, Agnes, Ganges, Esen. Hundstage.

Sirchenskaender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 16. August. * Karmelitenkloster: Anfang der 9 St. Jo'ehs-Mittwoche, nachm. 4 Uhr Predigt, Anbacht und Verehrung der Reliquien des hl. Joseph.

Donnerstag, 17. August. Elyssa, Jungfrau.

Freitag, 18. August. Helena, Kaiserin.

Samstag, 19. August. Sebaldu, Einsiedler. Heute ist gebotener Fasttag. * St. Lambertus: Morgens 1/2 6 Uhr Segensmesse.

St. Rochus: Fest-Oktav zu Ehren des heiligen Rochus vom 13. bis 20. August incl. Ordnung des Gottesdienstes. Sonntag, den 13. August: Schluß des 40stündigen Gebetes; hl. Messen 6, 7 1/2, 9, 9 1/2 (Hochamt), 11 Uhr; nachmittags 3 Uhr Vesper, 7 Uhr Komplet, Umgang und Te Deum. An den Wochentagen sind hl. Messen: 6, 7 1/2, 8, 9 Uhr (Hochamt). Während der Oktav ist an den Wochentagen abends um 8 Uhr Predigt. Sonntag, den 20. August: hl. Messen 6, 7 1/2, 8 1/2, 9 1/2 (feierl. Hochamt), 11 Uhr letzte hl. Messe; nachmittags 1/2 3 Uhr Vesper, 6 Uhr Anbacht zu Ehren des hl. Rochus mit Predigt und Te Deum.

Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. hat für die Zeit der Oktav folgende Ablässe verordnet: 1. Vollkommener Ablass allen Gläubigen, welche nach würdigem Empfang der hl. Sakramente der Buße und des Altars die Pfarrkirche zum hl. Rochus während der Fest-Oktav besuchen und daselbst nach der Meinung des hl. Vaters andächtig beten. 2. Einen Ablass von 300 Tagen allen Gläubigen, welche wenigstens mit reumüthigem Herzen an einem der genannten Tage die Pfarrkirche besuchen und daselbst wie vorgin beten.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
W. m. v. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreizehnter Sonntag nach Pfingsten. (Maria Himmelfahrt.)

Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 38-42. „In jener Zeit kam Jesus in einen Flecken (Bethania) und ein Weib, mit Namen Martha, nahm ihn in ihr Haus auf. Und sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Diese setzte sich zu den Füßen des Herrn und hörte sein Wort. Martha aber machte sich viel zu schaffen, um ihn reichlich zu bedienen, trat hinzu und sprach: Herr kümmere es dich nicht, daß meine Schwester mich allein dienen läßt? Sag ihr doch, daß sie mit helfe! Und der Herr antwortete und sprach zu ihr: Martha, Martha! Du machst dir Sorge und bekümmerst dich um sehr viele Dinge! Eines ist nur notwendig, Maria hat den besten Theil erwählt, der ihr nicht wird genommen werden.“

Die Verfolgung der Kirche in Jerusalem.

Die hl. Schrift erzählt im 3. Buche der Könige von der Aufnahme, welche Salomon, der Sohn Davids, seiner Mutter Bethsabee einst bereite: „Als Bethsabee zu dem Könige Salomon kam, stand der König auf, ging ihr entgegen, neigte sich vor ihr und setzte sich dann auf seinen Thron; und man stellte (auf sein Geheiß) einen Thron auch für die Mutter des Königs auf, und sie saß zu seiner Rechten“ (3. Kön. 2, 19). — So hat heute der Sohn Davids Jesus Christus die Mutter Seiner Menschheit auf einen Thron erhoben, der Seinem Throne der Herrlichkeit zunächst steht: Maria ist nun die Königin des Himmels, die Königin der Engel und Heiligen! Das ist der Triumph dieses Tages, der unter den Festen der allerheiligsten Jungfrau die erste Stelle einnimmt. — Aber (könnte man fragen) in welcher Beziehung steht das Evangelium zu dem Geheißnisse des heutigen Tages, da es von der allerheiligsten Jungfrau selber doch nichts enthält? — Zweifellos ist das Evangelium mit großer Weisheit ausgewählt: Die beiden Frauen Martha und Maria, sagt der hl. Bruno d' Vli, „sind diejenigen, denen die ganze Schaar der Auserwählten gefolgt ist; die Einen folgten den Spuren Marthas, die Andern den Spuren Marias, und keiner gelangt in das himmlische Vaterland, der nicht der Einen oder der Andern folgt; denn die Eine ist als Vorbild für das thätige Leben, die Andere als Vorbild für das beschauliche Leben anzusehen. Die allerheiligste Jungfrau aber hat, wie kein Anderer, die Vorzüge des thätigen und des beschaulichen Lebens in sich vereinigt. Wie Martha, und besser als diese, hat sie Christus aufgenommen, nicht nur in ihrem Hause, sondern in ihrem Schooße; mehr als jene hat sie Ihm gedient: sie hat ihn geboren, sie hat ihn auf ihren Armen getragen! Und andererseits hat sie gleich Maria auf Sein Wort gelauscht; und mehr als irgend ein Anderer, hat sie Seine Worte behalten und in ihrem Herzen überlegt (Luk.

2, 19). Sie betrachtete Seine Menschheit, sie erkaufte tiefer als irgend ein Anderer Seine Gottheit. Sie hat also den besten Theil erwählt, der ihr nicht genommen werden wird.“ —

Wir lassen nun, lieber Leser, die Apostelgeschichte weiter erzählen: Es erhob sich aber an diesem Tage (der Steinigung des Stephanus) eine große Verfolgung wider die Gemeinde zu Jerusalem, und Alle zerstreuten sich in die Gegenden von Judäa und von Samaria, die Apostel ausgenommen. Dem Stephanus aber beistanden gottesfürchtige Männer und hielten große Trauer über ihn. Saulus aber verkehrte die Kirche, drang in die Häuser ein, schleppte Männer und Weiber heraus und ließe sie in's Gefängnis ab. Die nun zerstreut waren, zogen nher und verkündigten die frohe Botschaft des Wortes Gottes. Philippus (ein Diakon) aber zog hinauf in die Stadt Samaria und predigte ihnen Christus. Das Volk gab dem, was Philippus lehrte, einmüthig Gehör, indem sie hörten und sahen die Wunderzeichen, die er that. Denn viele unter ihnen hatten unreine Geister, die mit großem Geschrei ansahen. Auch wurden viele Gichtbrüchige und Lahme geheilt. Und es war große Freude in dieser Stadt. Dort war aber ein Mann, mit Namen Simon, der nordem in der Stadt Zaubertrieb, das Volk Samarias irreführte und sich für etwas Großes ausgab. Alle hatten ihm angehangen vom Kleinsten bis zum Größten, indem sie sagten: Dieser ist die Kraft Gottes, so da heisset: die Große! Sie merkten nämlich auf ihn, weil er sie lange Zeit mit seinen Zauberkünften betört hatte. Als sie nun aber dem Philippus glaubten, der die frohe Botschaft vom Reiche Gottes verkündigte, wurden Männer und Weiber getauft im Namen Jesu Christi. Da ward auch Simon gläubig und ließ sich taufen und hielt sich zu Philippus; und als er auch die großen Zeichen und Wunder sah, staunte er und wunderte sich. — Als aber nun die Apostel in Jerusalem hörten, daß Samaria das Wort Gottes angenommen habe, sandten sie den Petrus und Johannes

Kirchenkalender.

Sonntag, 20. August. 13. Sonntag nach Pfingsten. Maria Himmelfahrt. Evangelium Lukas 17, 11-19. Epistel Galater 3, 16-27. Festtags-Evangelium Lukas 10, 38-42. Epistel Ecclesi. 24, 11-13 und 15-20. • St. Andreas: Dreitägige marianische Andacht mit vollkommenem Ablass (verliehen von Sr. Päpstlichen Heiligkeit Pius VII.), am Feste der glorreichen Himmelfahrt Mariä, dem Haupt- und Titularfeste der Marianischen Bürger-Sodalität, am Sonntag, den 20. August und den beiden folgenden Tagen. Ordnung des Gottesdienstes. Sonntag, morgens 6 Uhr Sodalitätsmesse. Nach derselben gemeinschaftliche Kommunion für die Sodalen; das feierliche Hochamt um 9 Uhr und hierauf sakramentalische Prozession durch die Stadt. Nachmittags um 4 Uhr Festpredigt mit darauffolgender Andacht. — Montag, morgens 6 Uhr hl. Messe, um 9 Uhr Hochamt, abends 7 Uhr Predigt, feierl. Komplet, lauret. Litanei. — Dienstag ist 13. Händ. Gebet, 6 Uhr morgens Auslegung des hochm. Gutes und feierl. Sodalitätsmesse, 9 Uhr Hochamt, nachmittags Betstunden, 6 Uhr feierl. Komplet, darauf wird die Andacht mit feierl. Umzuge durch die Kirche u. Te deum laudamus beendigt. — Freitag, morgens 9 Uhr feierliches Seelenamt für die verstorbenen Mitglieder und Wohltäter der Sodalität.

(Auslegung siehe letzte Seite.)

zu ihnen. Diese kamen und betete n für sie, daß sie den Heil. Geist empfangen möchten: denn Er war noch über keinen derselben gekommen, sondern sie waren nur getauft im Namen des Herrn Jesu. Da legten sie (die Apostel) ihnen die Hände auf, und sie empfingen den Heil. Geist.“ (Apostelgesch. 8. 1—17).

Der Hohe Rat zu Jerusalem hatte offenbar durch die Tötung des hl. Stephanus das Signal zu fortgesetzten Angriffen auf die Herde Jesu Christi gegeben. Man fragt sich unwillkürlich: wo war denn der Landpfleger Pilatus und die römische Macht? Hatte doch der Hohe Rat selber bei Gelegenheit der Verurteilung Jesu das öffentliche Geständnis abgelegt, daß die Todesstrafe nur mehr mit Vorwissen und Genehmigung der Römischen Regierung vollzogen werden dürfe! — Allein die Sache wird uns schon erklärlich, wenn wir einerseits die Stimmung im Hohen Räte und andererseits die Lage des Pilatus berücksichtigen. Aus dem, was der hl. Lukas bereits erzählt, können wir abnehmen, in welchem gereiztem Zustande die Mitglieder des Hohen Rates, zumal die von der sadducäischen Partei, sich befanden, seitdem die Sache des verhafteten „Nazareners“ von Tag zu Tag neue Anhänger gewann, die es unerbötlich herausforderten, in Jesus von Nazareth sei der Messias gekündigt worden! Ja, diesen schrecklichen Vorwurf mußten sie selbst von den Aposteln und zwar in einer Ratssitzung hören! Unter solchen Umständen war es wohl erklärlich, daß bei der Anklage, die Stephanus in jener Rede voll ernster Wahrheit und heiligen Eifers ihnen vorhielt, der lange zurückgehaltene Grimm zum raschen Ausbruch kam, und sie ohne Weiteres die Todesstrafe nach ihren alten Landesgebräuchen vollzogen. Sie konnten es nun so eher wagen, weil Pilatus, allem Anscheine nach, gerade damals Ursache hatte, sehr nachsichtig zu sein, da er ohne gegründete Ursache eine ansehnliche Schaar Samariter hatte niederhauen lassen und deshalb bei Vitellius, dem Präses von Syrien, verklagt war. Da nun die erste Gewaltthat (gegen Stephanus) ungesühnt blieb, gingen sie in ihrer Verfolgungswut weiter, so daß der größere Teil der Jünger Jesu — jedenfalls auf Anraten der Apostel, die selber furchtlos zurückblieben, — die Stadt verließ, um in Judäa und Samaria eine Zufluchtsstätte zu suchen.

Wer kann hier die göttliche Leitung der Kirche verkennen? Nicht eher brach die heftige Verfolgung aus, bis die Kirche so zahlreich und dabei so fest im Glauben begründet war, daß die Pforten der Hölle sie nicht mehr überwältigen konnten. Der Glaubensmut der Apostel hielt die zu Jerusalem Bleibenden aufrecht; die übrigen benutzte der Herr, um den Samen des Evangeliums weit umher in den Provinzen Judäa und Samaria auszustreuen und viele neue Gemeinden außerhalb Jerusalems zu stiften! So diente auch hier wieder alles, was die Feinde Jesu in ihrem Grimme und in ihrer Bosheit thaten, nur zur Verherrlichung Seines heiligen Namens und zur weiteren Offenbarung Seiner Erbarmung und Liebe! Die Feinde des Reiches Gottes mußten selber, unbewußt und gegen ihren Willen, zu seiner Ausbreitung beitragen!

S.

Reise-Geschenke.

Saisonplauderei von Th. v. Hall (Berlin).

Es ist eine alte, liebe Gepflogenheit, daß derjenige, der eine Sommerreise antritt, den dabei mitreisenden Bekannten, Freunden oder Anverwandten bei der Rückkehr ein Geschenk macht. „Was bringst Du mir mit?“ Das ist die erste, freilich wohl egoistische Frage, die das Kindlein an Vater oder Mutter richtet, sobald der erste Begrüßungskuß derselben auf die kleinen rosigen Lippen gelangt ist — und:

„Hast Du mir was mitgebracht?“ stammelt womöglich das Baby den Eltern entgegen, indem es die kleinen Patichen ausstreckt, nicht so sehr im Verlangen, die Heimkehrenden zu umarmen, als vielmehr die Spenden entgegen zu nehmen, welche es von diesen erhofft. Und man darf sich darüber keineswegs wundern: man hat dem kleinen Wesen so lange vorgezählt: „Papa und Mama bringen Dir auch was Hübsches mit, wenn Du recht artig bist!“ — daß dieser Wunsch als etwas Selbstverständliches in der Vorstellung des Kindes Wurzeln fassen mußte. Es würde sich wahrscheinlich ungebärdig zeigen, es würde auf das Vergnügen in seinen Erwartungen getäuscht und in seinen Hoffnungen betrogen sein, wenn es nun, nachdem sich all seine Gedanken seit Wochen, ja vielleicht seit Monaten auf die Erfüllung dieses Wunsches zugespitzt hatten, Vater und Mutter heimkehren sähe, ohne daß diese etwas von der Reise mitbrachten.

Es muß anerkannt werden, daß dieser Brauch einem Zuge voll Wärme des Gemüts und tiefster Innerlichkeit seinen Ursprung zu danken hat. Einem andern etwas spenden, ist immer eine gute Gewohnheit und jeder Anlaß, der benutzt wird, sollte mit Recht willkommen geheißen werden. Und zumal die Sitte, liebgewordenen Menschen von der Reise etwas mitzubringen, dürfte aus manchem Grunde wert sein, daß sie gepflegt wird und immer größere Verbreitung findet. Man weiß in einem Vadeorte oder sonst irgendwo auf der Reise. Wohllich erblickt man, was diesem oder jenem bestimmt Freude bereiten dürfte. Man kauft es und läßt es ihm zugehen, entweder indem man noch während der Reise die Sendung erfolgt, oder aber der Augenblick des Wiedersehens erfährt jene oftmals geradezu feierliche Steigerung, wenn der Beschenkte mit Gruß und Händedruck die Spende vom Geber entgegennimmt. In den Vadeorten aber hat sich bekanntermaßen augenblicklich beinahe eine Industrie entwickelt, die sich allein damit beschäftigt, solche Reise Geschenke herzustellen. Meistens sind es allerliebste kleine Säckchen, die leicht in Koffer oder Kofferbox geborgen und damit ohne Mühe mitgenommen werden können. Charakteristisch an diesen Geschenken pflegt zu sein, daß sie an den Ort, wo sie gekauft wurden, mit starkem Hinweis gemahnen. Hier ist eine Landschaft in Glas geflossen, dort durch Malerei auf Porzellan festgehalten worden. Wer an der See gewesen, bringt Muscheln heim in ihrem blendenden Email und den selbstsam-künstlichen Bindungen, die dem Auge des Binnenländers ebensoviele Vergnügen wie Bewunderung abnütigen. Kleinere Muscheln benutzt man als Verzierung für die mannigfachen Gegenstände. Bald ist es ein Kästchen, bald ein Bilderrahmen, die über und über mit den farbenprächtigen grotesk-bunten Kalkgehäusen der freilich nunmehr aus diesen gewöhnlichen wüsten Bewohner des Meeres in künstlicher Zusammenstellung bedeckt sind. Ueberhaupt hat die Muschelinindustrie in den letzten Jahren einen sehr großen, sich zur künstlerischen Vollendung immer mehr zuspitzenden Aufschwung genommen. Und das wäre wohl kaum der Fall gewesen, wenn nicht gerade die Ergüsse dieser Muschelinindustrie als Reise Geschenke eine so große Beliebtheit und demgemäß auch Verbreitung gefunden hätten.

Ein junger Kaufmann hat mit seiner kleinen schmucken Gemahlin eine Sommerreise unternommen. Sie hatten die würzige Alpenluft genossen und weilten eben in München, bei Tage sich an den Kunstschätzen, die dort aufgespeichert sind, ergötzend und Abends den Durst, der durch eine Wanderung heraufbewogen zu werden pflegt, durch die verschiedensten köstlichen Biere, an denen die Hirschart so reich ist, in aller Fröhlichkeit verjagend. Das gute Einbernehmen zwischen den Gatten wurde nur dadurch gestört, daß die hübsche kleine Frau hin und wieder ihrer stärkeren Hälfte zuflüsterte: „Vergiß nur nicht, Mama

ein Geschenk zu kaufen. Du weißt, wie sehr sie darauf erpicht ist! Sie würde es uns nie verzeihen, wenn wir es unterließen, ihr eine solche Aufmerksamkeit zu erwischen!“ . . . „Schon gut, ich will sehen, was sich thun läßt“, brummte der Gatte, dessen Reisekasse schon bedenklich auf die Reize ging, in ärgerlicher Stimmung. Er durchwanderte die Straßen und musterte die Schaufenster der Kunsthandlungen. Endlich hatte er das Richtige gefunden — einen Apollo und eine Venus. Er trat in den Laden, um sich die Figuren zeigen zu lassen. Der Kommiss stürzte an das Schaufenster, um sie von ihrem erhöhten Standpunkt herabzuholen, trat auf der Leiter fehl und warf die köstlichen Kunstwerke zu Boden. Venus löste sich in zwei Teile und Apollo folgte ihrem Beispiel nach. Der Kommiss war starr vor Entsetzen, während über das Ansehen des Kaufmanns ein sonniges Lächeln huschte. Denn im Moment war ein Gedanke in ihm aufgeblitzt, der, wie er sich jagte, unter Brüdern mindestens zehn Mark wert war. „Was verlangen sie für diese Trümmer?“ fragte er möglichst gelassen. — „Wie, mein Herr, die wollten Sie kaufen?“ — „Allerdings, wenn Sie einen billigen Preis stellen.“ — „Aber mein Herr, die sind ja jetzt völlig wertlos.“ — „Ich biete Ihnen zwei Mark.“ — „Nun, wenn Sie durchaus wollen.“ . . . „Bitte verpacken sie die Sachen postrecht, in einer Stunde werde ich sie abholen lassen. Die Verpackungsspesen bringen Sie mit in Anrechnung.“ Vergnügt ging er von dannen und der Kommiss blickte ihm verwundert nach. Das Paket wurde an die Schwiegermama abgesandt. Der Kaufmann pries in dem Begleitbrief die wunderbare Schönheit der Figuren und drückte den innigen Wunsch aus, daß sie heil und wohlbehalten ankämen. Nach einigen Tagen kam das junge Ehepaar in die Heimat zurück und starrte natürlich der Schwiegermutter den ersten Besuch ab. „Nun, wie haben Dir meine beiden Statuetten gefallen?“ fragte er. — „O, sehr gut“, entgegnete die Schwiegermutter mit einem spöttischen Lächeln, „ich war nur erstaunt, daß die Beine des Apollo mit dem Oberleib der Venus zusammengepackt waren, während man den Beinen der Venus den Oberleib des Apollo beigegeben hatte.“ Tableau!

Diese kleine Geschichte, die tatsächlich einmal passiert sein soll und damals in der Form, die sie auch hier beibehalten, zur allgemeinen Heiterkeit die Runde durch die Dessertlichkeit machte, beweist, daß man es auch bei der Wahl von Reise Geschenken nicht an den nötigen Sorgfalt fehlen lassen darf. Zumal wenn es sich darum handelt, seiner Schwiegermutter etwas mitzubringen, gleichzeitig aber die gebührende Rücksicht auf den schon zusammen-geschmolzenen Vortemonat zu nehmen. Denn Reisen kosten bekanntlich Geld — und zwar recht viel Geld, wenn man dabei mit der Absicht umgeht, bei der Heimkehr jedem lieben Freunde oder Anverwandten eine Aufmerksamkeit zu bereiten. Und damit wäre ich glücklich vor die Rehrreite der Medaille gelangt. Es wird nämlich kaum noch jemals so viel Geld verthan und verändelt, wie beim Kaufen von Reise Geschenken. Und ebenso zeigt man meistens bei dieser Gelegenheit einen auffälligen Mangel an Geschmack, die größte Sorglosigkeit gegenüber dem, was nützlich ist und dem Empfänger des Geschenkes wirklich Freude bereiten dürfte. Immer, wenn die Reisezeit ihrem Ende entgegenfliehet, denke ich mit Schrecken an den nutzlosen oder hässlichen Krimskrans, den ich wieder von schenkwichtigen Bekannten als Angebinde entgegennehmen werde. Da sind Kunstgegenstände, die mit der Kunst absolut nichts gemein haben. Malereien, die auf die roheste Weise von der Welt hingeklebt wurden, Rippen, die man nicht als Bierat herstellen kann, weil sie das Auge desjenigen, der ihrer ansichtig wird, geradezu beleidigen. Aber mitgebracht muß etwas werden, weil es nun einmal der gute Ton und die allgemeine Sitte vorschreiben.

Kann wohl denn: ich habe ja gar nichts dagegen einzubringen! Aber müssen denn solche Geschenke immer gerade ein Teil des alten, schon oft gespendeten und darum uns bis zum Ueberdruß bekannt gewordenen Krimsstrampfes sein! Wirkliche Kunstgegenstände mitzubringen — in der Lage dürfte sich der Durchschnittsmensch im Allgemeinen nicht befinden, weil sie viel zu kostspielig sind! Wenn wir Jemanden ein solches Geschenk machen, so wird der leitende Gedanke dabei wohl derjenige sein müssen, daß die Spende den Beschenken auf irgend eine sinnige Art, mit dem Ort, wo wir gewohnt, in mittelbare Beziehung bringt. Die Photographie irgend eines schönen Plätzchens oder jene Industriezeugnisse, deren ich eben gedachte, werden das eben so schnell wie glücklich bewerkstelligen. Ja, Muscheln, die wir selber an Meeresküste gesammelt, ein seltener Stein, der uns an eine liebe Gebirgswanderung erinnert, werden für den, der anspruchlos ist und allein auf den Sinn des Spenders sieht, hinreichend genügen. In jedem Falle verdienen solche Reisegeschenke ihrem inneren Wert nach einen ganz entschiedenen Vorrang vor dem heute üblichen Tandestramm, der während der Heimreise ebenso die Koffer beschwert, wie er schon vorher unsere durch andere nötige Ausgaben schwindlich genug gewordenen Taschen vollends leert.

Die richtige Schneid.

Eine oberbayerische Geschichte von Max Schmid (München).

Der Tag der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Berg- und Hüttenleute, wurde auch an der neuangeworbenen Königszeche in herkömmlicher Weise gefeiert. In aller Frühe dröhnten schon Völlerschüsse durch das sonst so stille Thal und verbanden sich mit dem festlichen Geläute der zum Gottesdienste einladenden Glocken. Auf der Zeche ruhte heute der Hammer, Schlegel und Eisen und alle Knappen eilten mit ihren Angehörigen andächtig zum Gotteshaufe. Dort stellten sie sich im Mittelgange paarweise auf, jeder mit einer brennenden Kerze in der Hand. Die kleinen Mädchen der Knappen erschienen weiß gekleidet, ebenso vier erwachsene Mädchen, welche die schön geschmückte Figur der heiligen Barbara nach dem Gottesdienste in feierlicher Prozession herum zu tragen bestimmt waren. Die aus der Mitte der Knappenschaft gebildete Kapelle spielte feierliche Weisen während des Gottesdienstes und weithin hörte man den Schall dieser Musik. Sie tönte auch hin zu dem ansehnlichen Hause des Schnellhofbauern, der zwar mit seinem Weibe gleich allen anderen Bewohnern des Ortes in der Kirche war, dessen Tochter Ulra sich aber nicht dazu verstehen konnte, gleichfalls dem Feste der Bergleute beizuwohnen. Nicht, als ob sie ihr freigelegter Sinn davon abgehalten hätte, es war eine andere Ursache. Sie wußte, daß der Knappe Felix Frommer, der Hauer in der Gewerkschaft war, sie unaufhörlich mit seinen Blicken verfolgte, wenn er sich auch sonst in bescheidener Entfernung hielt, seit sie seinen Antrag abgewiesen, wobei er ihr in geradezu rührender Weise seine Liebe gestand und trotz ihrer an den Tag gelegten Kälte immer noch nicht von ihr ablassen wollte. Die Ursache war der hübsche Sohn des Nachbarn, eines Kleingütlers. Balti ward zum Militär berufen, zu den Manen und seine schmucke Uniform bestach das mehr auf das Äußere als auf das Innere achtende Mädchen. Er war jetzt gerade einige Tage in Urlaub und wenn Ulra seinen Säbel rasseln und seine Sporen klirren hörte, so sprang sie aus Fenster oder vor die Thüre, um einen Gruß mit dem schmucken Reiter zu wechseln. Wie war er doch so hübsch in dem grünen Rock mit den roten Aufschlägen; wie hüher dagegen erschien ihr der Bergmannshabit in seiner dunklen Farbe.

Nachmittags war in dem vom Dörschen et-

was entfernten Gasthause Knappenball, wozu die Jugend der ganzen Umgebung herbeiströmte. Auch Ulra und ihre Eltern wollten daran teilnehmen und gingen in Gesellschaft mehrerer Dörsler und Knappen zu dem etwa eine Viertelstunde entfernten Gasthause. Wie von selbst hatte sich ihnen Felix Frommer zugesellt, aber auch Balti, der schmucke Mann, drängte sich heran und dicht an Ulras Seite. Er wollte um jeden Preis seinen Nebenbuhler aus dem Felde schlagen. Er fing zu renommieren an und gefiel sich, seine Tapferkeit hervorzuheben, die jeden Manen auszeichne und wie er jederzeit dem Tode frei und ohne Furcht ins Auge blicke. Und mit spöttischer Beziehung auf seinen Nebenbuhler meinte er:

„Unter der Erd is ma freilich sicher vor die feindlichen Augen, das is's leicht a Mann sei, da gibt's koan Krieg, koa G'schicht — dös gibt's nur heroben, da kann wa sei Schneid zoagn, da kriegt ma Orden aus d'Brust und kann stolz awaschaugn auf die andern La'feigen.“

„Überall kannst Dei Schneid zoagn,“ erwiderte Felix, „ober wie unter der Erd und 's kommt drauf an, ob i Dir was hingib, Du Sprecher, Du.“

„So? Du willst Di mit mir messen?“ rief Balti, sich in Positur legend. „Daß i net lach! So zoag Dei Schneid! Schaug aufsi, dort zu der Felsenwand, sehst die Geier um ihr Nest fliegen — steig aufsi, wennst Dir traust und hol dös Nest awa.“

„No, so zoaget i's eam halt, daß D' koa La'feigen bist,“ verjette jetzt Ulra, den Knappen höhnisch anblickend. „Ja no, dazua g'hört halt a Schneid!“

„'s kommt drauf an, was mit der Schneid soll ausricht wern,“ meinte Felix. „Dort aufsi krazeln und für nix und wieder nix riskiren, daß D' awaschtst oder von die alten Geier ang'haßt wirst — so a Schneid is nix anders, als a Broslererei und für nix guat. Was anders war's, wenn i's um a Menschenleben handelt, da helfst i allezeit und war's mei ärgster Feind.“

„Wenn i Di aber bittet, Felix, Du sollst dös Nest awaholn, für mi, mir z'lieb?“ sagte Ulra.

„So saget i: i mag nit!“ erwiderte Felix lachend.

Uber Balti rief: „Daß sehst, daß i koa Brosler bin, so sollst dös Nest hab'n, Ulra.“ „Wer si muatwillig in G'fahr gibt, der kimmt drin um,“ warnte Felix. „V'hät Gott; i will dös End nit abwarten.“ Damit trennte er sich von den Andern und eilte dem Gasthause zu.

Balti aber begann sofort seinen Aufstieg. Einer Gense gleich kletterte er höher und höher. Die Untenstehenden sahen mit Bewunderung und Bangen dem Waghals zu, der sich nun in der That dem Geierneist nahte, aber schon am Ziele, plötzlich halt machen mußte. Die Eltern der bedrohten Jungen haßten in solcher Wut nach dem frechen Eindringling, daß er sich derselben nicht mehr erwehren konnte, sie haßten auf seinen Kopf und ein fürchterlicher Schrei zeigte, daß Balti eine schmerzliche Wunde erhalten. Taumelnd schlug er den Rückweg ein, wie durch ein Wunder gelang es ihm noch mit aller Kraftanstrengung, die gefährlichste Stelle zu überklettern, dann aber blieb er in der Rinne, in welcher er hinaufgestiegen, plötzlich ohnmächtig liegen. Von dort war es nicht schwer, ihn wieder herabzubringen, fürchterlich im Gesichte und am Kopfe zerhackt von den Raubvögeln. Was aber das Entsetzlichste war, sein rechtes Auge war zerstört, die Geier hatten es ihm ausgehackt.

Ulra stand kreideweiß vor dem Verunglückten, sie hätte das Unglück verhüten können — o wie recht hatte Felix gehabt! —

Es brauchte lange Zeit, bis Balti von seinem Krankenlager als halbblinder Mann wieder aufstehen konnte. Nun war's nichts mehr mit dem Soldatenrock, er mußte sich ein friedlicheres Handwerk wählen und das zu-

nächst liegende war, daß er sich als Knappe in die Gewerkschaft aufnehmen ließ. Aber Ulra hielt sich für verpflichtet, dem Einüßigen getreu zu bleiben.

Felix suchte den Verlust zu verschmerzen, so gut oder so schlecht es ging, aber sein Herz blieb verschlossen für jede andere Liebe. Nach wie vor arbeitete er als einer der fleißigsten im Bergwerke, nur vermindert er es, mit Balti zu verkehren, der alsbald trotz seines verlorenen Auges wieder der alte Großbrecher wurde und sich auf seine Schneid etwas zu gute that, ja sogar wagte, sich an Felix zu reiben, da er ihn noch immer als Nebenbuhler betrachtete, trotzdem er ihm keinen Anlaß zu diesem Verdachte gab.

Dagegen ließ sich Balti trotz seines Versprechens mit Ulra bald auch mit einem andern Mädchen in nähere Beziehungen ein und erstere sah sich alsbald betrogen und veraten. Zu spät erkannte sie, wie einseitig sie gehandelt, ein treues Herz von sich zu stoßen, um sich ein falsches dafür einzutauschen. Oft blickte sie nun nach dem vorübergehenden Felix aus, aber er ging vorüber und sie blieb allein mit ihren quälenden Vorwürfen.

So waren einige Jahre vergangen, da ward der Ort von einem entsetzlichen Ereignisse heimgesucht. Das Fels, in welchem sich noch mehrere Arbeiter befanden, war in Folge mangelhafter Zimmerung unter fürchterlichem Krachen eingestürzt und verschüttete zwölf Bergleute, darunter auch den Hauer Balti.

Der Jammer der Angehörigen dieser lebendig Begrabenen war unbeschreiblich. Weinend und wehklagend standen sie am Eingange des Schachtes und suchten die hier versammelten Männer an, die Verschütteten zu retten. Mit Ruhe, aber sicher ordnete der Obersteiger die Rettungsarbeiten an. Er ließ Holz zurichten und während die beherztesten Knappen an dem Bruche durch Wegschaffung des herabgefallenen Gesteins etwas Luft gemacht, um die ersten Felder einzuzimmern, schafften andere, Mann an Mann, durch Handlangerdienst das Gestein zu Tage.

Mit Bangen warteten die Ortsbewohner auf das Ergebnis der Arbeit, unter ihnen auch Ulra. Die Retter arbeiteten mit Opfermut und Todesverachtung, allen voran Felix Frommer. Es war gelungen, alle Verschütteten zu retten bis auf Balti, der im Augenblicke der Katastrophe mehrere hundert Meter tiefer auf einer sogenannten Tiefbaubremse arbeitete, und welchem der Rückzug durch herabstürzende Felsmassen und durch fortwährendes Herabrieseln von Kohle und kleinem Gestein verweigert war. Das Grubenlicht war ihm erloschen und fortgeschleudert. So befand er sich schon über zwanzig Stunden in grauenvoller Finsternis, bis an die Brust verschüttet und von quälendem Durst gepeinigt, dem Verschmachten nahe. Entbehrung, Kälte und Seelenpein begannen bereits verwirrend auf seinen Geist zu wirken.

Außerhalb des Schachtes stand jammernd seine alte Mutter und bat immer wieder, alles aufzuwenden, um auch den letzten der Verschütteten, ihren Sohn, zu retten. Aber man hatte die Hoffnung auf dessen Rettung aufgegeben. Die Erschütterung des Zusammenbruchs mußte auch die Decke des Ganges, in welchem Balti thätig war, gerösten und niedergebroschen haben und das Chaos von Balkentrümmern, Felsblöcken und Kohlengeröll, welches sich den in den Schacht dringenden Rettern drohend entgegenstellte, gestaltete das Rettungswerk zu einem schweren und gefährlichen Unternehmen. Die Weissen hielten eine Rettung für völlig unmöglich. Baltis Mutter warf sich laut weinend vor den Männern auf die Kniee und bat, ihr doch den einzigen Sohn aus seinem Grabe zu befreien. Aber die Männer zuckten die Achseln, keiner wollte für den Verunglückten sein Leben wagen.

Jetzt erlöste Felix die etwas entzerrt stehende Ulra und plötzlich erinnerte er sich der Worte, die er an jenem Barbartage gesprochen.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-38. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Niemand kann zwei Herren dienen; denn entweder wird er den Einen hassen und den Andern lieben, oder er wird sich dem Einen unterwerfen, und den Andern verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon.“ — „Darum sage ich Euch: Sorget nicht ängstlich für euer Leben, was ihr essen werdet. Ist nicht das Leben mehr als die Speise, und der Leib mehr als die Kleidung?“ — „Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheuern, und euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht vielmehr als sie?“ — „Wer unter euch kann mit seinen Sorgen seiner Leibeslänge eine Elle zulegen?“ — „Und warum sorget ihr ängstlich für die Kleidung? Betrachtet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht und spinnen nicht; und doch sag ich euch, daß selbst Salomon in all seiner Herrlichkeit nicht gekleidet gewesen ist, wie eine von ihnen. Wenn nun Gott das Gras auf dem Felde, welches heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, also kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen!“ — „Sorget also nicht ängstlich, und saget nicht: Was werden wir essen, oder was werden wir trinken, oder womit werden wir uns bekleiden? Denn nach allem diesem trachten die Heiden. Denn euer Vater weiß, daß ihr alles dessen bedürft.“ — „Sucht also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; so wird euch dieses Alles zugegeben werden.“

Niemand kann zwei Herren zugleich dienen; die Entgegengesetztes verlangen: deshalb kann man Gott nicht dienen und dem „Mammon“, d. i. dem Götzen des Reichthums. Man kann, wie Abraham, Job und viele Heilige, wohl Reichthümer besitzen, aber „dienen“ darf man ihnen nicht. — Weiter warnt der Heiland aber nicht nur vor der Habgucht, oder der Sucht nach dem Ueberflüssigen, sondern auch vor der übermäßigen Sorge für das zeitlich Nothwendige: Nahrung und Kleidung — wir sollen der göttlichen Vorsehung vertrauen!

leben wir sorglos in den Tag hinein und überlassen wir es Gott allein, für uns zu sorgen! thun wir nichts, bemerken wir uns weder um Freunde noch um Götter unter unseren einflußreicheren Mitmenschen! — Nein! das ist es nicht, worauf der Herr es im heiligen Evangelium abzielt! Das Richtige ist vielmehr: wir unsererits müssen Alles thun, um unsern Geschäften, Unternehmungen, kurz all unsern Arbeiten für das Zeitliche einen möglichst glücklichen Ausgang zu sichern, — aber wir sollen es als Christen thun, die den glücklichen Ausgang hauptsächlich von Gott erwarten, daher frei sind von übermäßiger Sorge und Beängstigung; die bei gutem Ausgange Gott für seinen Segen Dank sagen und beim Mißlingen beten: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden! —

Zu der That, lieber Leser, wir glauben zwar alle, daß es eine göttliche Vorsehung giebt; doch leben wir vielfach so, als glaubten wir es nicht. Bei unsern zeitlichen Geschäften und Unternehmungen handeln wir mit solcher Unruhe, Sorge und Ungebuld, als ob die göttliche Vorsehung ein leerer Begriff, ein leerer Name wäre; gleich als ob sie an unsern Arbeiten keinen Anteil und auf den Gang unserer Unternehmungen keinen Einfluß hätte. Wir würden ruhiger und deshalb auch glücklicher sein, wenn wir uns mehr Gott überließen, von dem wir sicher wissen, daß Seine Vorsehung über unsere Bedürfnisse allzeit väterlich wacht und sorgt, — anstatt uns so viel auf die Menschen und ihre unbeständige Gunst zu verlassen, ungeachtet wir nach dieser Richtung so vieles und so bitteres „Lehrgehd“ haben zahlen müssen: Die Menschen, die vielfach nur sich selbst lieben, die deshalb nicht zögern, uns zu verlassen, sobald wir anfangen, ihnen zur Last zu fallen, oder sobald wir nur aufhören, ihnen nützlich zu sein.

Die Apostelgeschichte erzählte uns zuletzt, lieber Leser, von der Belagerung der Samaritaner, die zweifellos von hoher Bedeutung für die junge Kirche Jesu war. Bekanntlich waren die Samaritaner nichts weniger als rechtgläubige Juden, weshalb wir (im Evangelium vom Pfingstsonntag) den Namen „Samaritaner“ als Rätherwort gegen den Heiland gebraucht finden. Sie gehörten nicht zum auserwählten Volke, sondern standen in der Mitte zwischen Juden und Heiden. Indem nun Gott die Samaritaner zur Kirche berief, gab er zu erkennen, daß Seine Kirche nicht eine auf das Judenvolk allein beschränkte „Nationalkirche“, sondern eine allgemeine, — d. i. „katholische“, — für alle Länder und Völker bestimmte Kirche sei. Wohl aus diesem Grunde begab sich, wie wir bereits hörten, mit dem hl. Johannes auch das Oberhaupt der Kirche, der hl. Petrus, selbst nach Samaria;

Das soll nun nicht etwa heißen:

Kirchenkalender.

Sonntag, 27. August. 14. Sonntag nach Pfingsten. Gebhard, Bischof. Evangelium Matthäus 6, 24-33. Epistel Galater 5, 16-24. St. Andreas: Nach der 10 Uhr Messe Offizium der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Feier des 13-stünd. Gebetes zu Ehren des hl. Rochus. Morgens 1/6 Uhr Auslegung des hochw. Gottes und erste hl. Messe, 7 Uhr Gemeinschaftliche Kommunion der Jünglings-Kongregation, 9 Uhr feierliches Hochamt. Verschieden finden statt wie folgt: 1-2 Uhr marianische Jünglings-Kongregation, 2-3 Uhr Rosenkranz-Bruderschaft und Sodalität der Männer, 3-4 Uhr marian. Jungfrauen-Kongregation, 4-5 Uhr Verein der christlichen Familie, 5-1/6 Uhr Rosenkranz-Andacht, 1/6-1/7 feierl. Komplet zum Schluß Leben. Maria Himmelfahrt: Nachmittags 5 Uhr feierliche Aufnahme in die marianische Kongregation für Jünglinge und Jungfrauen. Karmelitesenklöster: Fest des hl. Augustinus. 6 Uhr hl. Messe, 1/9 Hochamt, nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Festandacht und Verehrung der Reliquien des hl. Augustinus. Kloster vom armen Kinde Jesu: 6 1/2 Uhr hl. Messe, um 8 Uhr Hochamt und abends 6 1/2 Uhr hl. Sakraments-Andacht. Ursulinen: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für den Marienverein. Montag, 28. August. Augustinus, Bischof. St. Andreas: 1/10 Uhr für die Verstorbenen der Sodalität. St. Lambertus: Morgens 4 Uhr Bürgermesse, 5 1/2 Uhr Segen und Auszug der Prozession nach Kevelaer. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

er wollte die neue wichtige Gemeinde nicht nur im Glauben stärken, sondern auch ihre Aufnahme in die Kirche Jesu gleichsam bestätigen.

Und wie bei den Aposteln, so hatten auch bei dem Diakon Philippus sichtlich Lehre und Wunder thaten einander ergänzt; sie wirkten mit vereinter Kraft auf Verstand und Herz der Samariter ein. Diese hören aus dem Munde des Philippos, daß Jesus von Nazareth, dessen Ruf ohne Zweifel auch bis zu ihnen gelangt war, zwar zu Jerusalem vor kurzem am Kreuze gestorben sei, daß Er aber durch Seine glorreiche Auferstehung und Himmelfahrt Sich als Sohn Gottes erwieisen habe. Freilich neu und unerwartet ist ihnen diese Lehre; aber die Wunder thaten, die der hl. Diakon vor ihren Augen und an ihren Kranken verrichtet, bekunden klar und deutlich, daß nur im Namen Jesu auch für sie das Heil sein könne, in welchem Namen diese Großthaten ja geschahen. So kam es, daß die Samariter nicht nur glaubten, sondern der Nahrung und Freude erfüllt waren, weil auch ihnen nun das Heil widerfahren war durch Jesus Christus.

Nicht geringer als in Samaria, lieber Leser, war die Freude auch sicherlich in Jerusalem, als die Apostel vernahmen, welche gesegnete Aufnahme Philippos dort gefunden habe. Vielleicht erinnerten sie sich der Worte, die Jesus einst in der samaritanischen Stadt Sich zu ihnen gesprochen hatte: „Hebet eure Augen auf und sehet die Länder; sie sind weiß zur Ernte! Auch wer erntet, empfängt Lohn und sammelt Früchte zum ewigen Leben, auf daß sich miteinander freuen, wer da säet und wer erntet.“ In diesem Falle aber ist der Spruch wahr: ein Aenderer ist, der a säet, und ein Aenderer, der erntet! Ich habe euch gesagt, zu ernten, was ihr nicht bearbeitet habt; Andere haben gearbeitet, und ihr tretet in ihre Arbeit ein! (Joh. 4, 35-38.) Die Apostel freuten sich daher neidlos dessen, was der Herr durch Philippus in Samaria gewirkt hatte; — nun sollen die jungen Christen der Gnade des hl. Sakramentes der Firmung teilhaftig werden, das nur durch die unmittelbaren und höchsten Gesandten Jesu Christi gespendet werden konnte: Petrus und Johannes kamen nach Samaria, „beteten und legten (den jungen Christen) die Hände auf; und sie empfingen den Heil. Geist“ (8, 17). Darum sind auch heute noch, — abgesehen von außerordentlichen Fällen — die Bischöfe als die Nachfolger der Apostel, die Spender der hl. Firmung. Die Apostelgeschichte erwähnt allerdings nicht, ob außer der Handauflegung auch die Salbung von den Aposteln angewandt worden sei; jedenfalls sprechen eine Reihe uralter Zeugnisse dafür.

Wie ihr Name angeigt, ist die hl. Firmung das Sakrament der Stärkung. Die Taufe verleiht dem Menschen das übernatürliche Leben; wie sein Leib, so muß auch seine Seele mehr und mehr erstarken, denn er ist ein geborener Soldat unter der Fahne Jesu Christi; „ein Kriegsdienst ist das Leben des Menschen auf Erden“ (Job 7.) Das alte Israel ist sein lebendiges Bild: von den Ufern des roten Meeres, dem Grabe seiner Tyrannen, durchs wandert das Volk unter beständigen Kämpfen die Wüste, die es von dem Lande der Verheißung trennt. — Beim Christen ist es ähnlich: Aus dem Taufwasser aufgestiegen, in dem er von der Rechtschaffenheit des bösen Feindes erlöst wurde, muß er, um zu dem Himmel, dem Lande der Verheißung zu gelangen, die Wüste dieses irdischen Lebens, mit den Waffen in der Hand durchzuwandern. Der Kampf geht gegen die Feinde seines Heils, furchtbare Feinde, die Mächte des Bösen! Zu der hl. Firmung erhält der junge Christ nun die erforderliche geistige Wasserversorgung, um den Kampf, unter der Fahne Jesu Christi, siegreich zu bestehen; um mutig mit Wort und That seinen Glauben zu bekennen, getreu nach den

Satzungen desselben zu leben und sich dadurch den Eintritt in das ewige Land der Verheißung zu sichern.

„Toujours perdrix.“ (Alle Tage Rebhuhn.)

Kulinarische Glauberei zum Beginn der Hühnerjagd von Silvester Frey (Berlin).

In diesen Tagen werden die ersten Rebhühner auf den Markt und somit auch in die Küche kommen. Dadurch erhält jeder Tisch, an dem auf Wohlgeschmack und Abwechslung der Kost geachtet wird, eine ganz prächtige kulinarische Bereicherung. Es giebt in der That nicht so leicht ein Wildpret, das sich mit diesem an gastronomischen Vorzügen messen kann. Ein Kenner auf diesem Gebiet nennt es „klein und doch ausgiebig, zart und doch kräftig, fettreich und doch nicht fett, einen Königsbissen, der sich mit Ehren neben der Picaissone und selbst der Mittelschneffe sehen lassen kann.“ Der Wohlgeschmack des Rebhuhns ist dieser seiner Vorzüge wegen denn auch bereits in verhältnismäßig früher Zeit anerkannt worden und seitdem in Ehren geblieben.

Auf den Kostertafeln des Mittelalters scheint dies Wildpret die erste Würdigung gefunden zu haben. Es wurde dann zum Lieblingsgericht echter, weltlicher Gastropollen, die es sich zum Teil sogar angelegen sein ließen, neue Schüsseln aus dem Rebhuhn zu „dichten.“ Zumal gekrönte Häupter wurden nicht müde, diesem Wildpret andauernd eine volle Zuneigung zu bewahren. Ludwig XIV. von Frankreich, ein ebenso großer Feinschmecker wie Viesleser, konnte kaum die Zeit erwarten, wo die ersten Rebhühner wieder auf dem Tisch erscheinen würden. Sein Urenkel und Nachfolger auf dem Throne ging in der Begeisterung für dies Wildpret vollends so weit, daß er am Herde stand und mit seinen höchstregenen königlichen Händen Rebhühner brät. Kaiser Ferdinand I. von Oesterreich hatte eine so auf dies Wildpret geachtete Zunge, daß er sich dessen rühmen konnte: er wisse ganz genau herauszuschmecken, ob ein Rebhuhn auf der Jagd geschossen oder etwa in der Gefangenschaft getötet wurde. Sogar Friedrich Wilhelm I. von Preußen, dieser sparsamste aller Monarchen, auf dessen Tisch im Allgemeinen nur die landläufige Hausmannskost kommen durfte, zeigte eine unerböhlene Vorliebe für diesen schmackhaften Bissen. Daß er übrigens auch durchaus veranlagt für Feinschmeckerei war, erhellt aus den subtilen Anordnungen, die er bezüglich der Zubereitung des betreffenden Bratens feinsten Küchenbedienten gegenüber traf. Außerdem wollte er ganz genau am Geschmack erkennen, aus welchem seiner Landesteile die Rebhühner, die man ihm auf den Tisch brachte, stammten: am höchsten schätzte er die aus Preußen, diesen näherten sich an Wert allenfalls die in der Mark Brandenburg vom Noth erlegten, während er auf die aus dem Westen kommenden, also aus seinen sonst so sehr geschätzten rheinisch-westfälischen Jagdgründen, gar nicht gut zu sprechen war.

Aber selbst wenn man vom Wohlgeschmack des Rebhuhns und im Zusammenhange damit von seinem Werte für Küche und Tisch absieht, bleibt es im Grunde ein schmucker, anmuthiger Vogel, der die Aufmerksamkeit und Zuneigung des Naturfreundes im hohen Grade beanspruchen darf. Sein Tummelplatz ist am liebsten der wogende Aehrenwald mit dem Gestrüpp, womit der Feldrain bewachsen ist. Die fortschreitende Kultur, sowie die unwohnmännliche Ausübung der Jagd, mit der die Pseudo-Nimrods dem niedlichen Thierchen zu Leibe gehen, tragen leider die Schuld, daß das Rebhuhn trotz seiner Vermehrungsfähigkeit von Jahr zu Jahr seltener wird. Schwarz in die Zukunft schauende Feinschmecker wollen deshalb schon im Voraus den Zeitpunkt bestimmen, wo dies Wildpret überhaupt nicht mehr oder höchstens um einen

verhältnismäßig hohen Preis käuflich sein wird. Man hat deswegen die Frage aufgeworfen, ob Rebhühner auch zuchtbar seien und wie man dies anzustellen habe, ohne daß darum das Fleisch derselben an Wohlgeschmack und dem köstlichen Aroma, das seine große kulinarische Ueberlegenheit bildet, Einbuße erleide. Versuche, die man anstellte, berechtigten in der That zu den besten Hoffnungen.

Das Verfahren selber ist so einfach wie nur möglich. Man verschafft sich Rebhühner, die entweder angekauft oder gesammelt werden, und legt sie sicher brütenden Haushehnen unter. Am besten eignen sich hierzu die sogenannten asiatischen Schläge, also Cochinchina- oder Brahmaputra-Glücken. Die ausgebrüteten Küchlein werden in einen Aufzuchtgarten gebracht und recht sorgsam gefüttert. In der ersten Woche geschieht dies mit Ameisenpuppen, zu denen ein Gemisch von gelocktem Eiweiß und Schafgarbe, beides recht fein gehakt, hinzukommt. Während der zweiten Woche hat diese Fütterung fortzudauern; jedoch müssen die Tierchen, deren Appetit schon zugenommen, etwas mehr Mahlzeiten erhalten. In der folgenden soll das Futter um Hirse bereichert werden, in der vierten bildet diese den Hauptbestandteil, während die Ameisenlarven höchstens das Dessert ausmachen. Mit dieser Kost wird fortgefahren, bis die Tierchen die Freiheit erhalten. Inzwischen bietet ihnen der Garten, wo sich die herumtummeln, hinreichend Gelegenheit, hier eine Larve und dort ein Insekt aufzuspüren. So geübt sie fröhlich weiter, bis der August kommt. Dann setzt man die ganze Schaar mitamt dem Henne, die bisher ihre Führerin gewesen, in ein Feldrevier, das mit Feldhühnern besiedelt werden soll. Bedingung ist nur, daß die Vögel noch nicht abgeerntet sind, denn sonst würden ja die jungen Colonisten weder Schutz noch Fütterung vorfinden. Die Henne wird schon nach wenigen Tagen von hier entweichen und den Weg zum Menschen zurückfinden. Die jungen Feldhühner aber mit dem Drang zur Freiheit der ihnen angeerbt ist und instinktiv in ihrer Brust geschlummert hat, fühlen sich ganz wohl unter dem blauen Himmelsdome; sie zeigen nicht das mindeste Verlangen, zu dem Menschen, der sie in's Dasein gebracht und bisher unter seiner Obhut gehalten, heimzukehren.

Anders gestaltet sich natürlich das Leben desjenigen Rebhuhns, das seit dem Anbeginn seiner Tage den Aufenthalt in freier Natur gehabt. Dem Ei entschlüpft, folgt das Küchlein den Eltern mit jener Zuneigung, die ein rührender Zug im Familienleben wohl sämtlicher gesiedelter Geschöpfe ist. Im Alter von drei Wochen beginnt das junge Rebhuhn schon zu fliegen; wenn der Herbst kommt, ist es bereits völlig ausgewachsen und bildet alsdann den ledernen Bissen, den der Feinschmecker so wohl zu schätzen weiß. Freilich sind so junge Rebhühner auch verhältnismäßig teuer, zumal wenn sie in Sachsen oder Böhmen erlegt werden, also in den Jagdrevieren, die kulinarisch in dem Maße stehen, daß sie das feinste Wildpret dieser Art auf den Markt bringen. Auch die Reviere von Cahors in Frankreich genießen ein ähnliches Ansehen. Die Kochkunst selber schätzt Rebhühner im Allgemeinen um so höher, je jünger und je — frischer sie sind. Im August, wenn sie noch in dem ganz zarten Alter von sechs bis acht Wochen stehen, benötigt man sie in der „hübberen“ Kochkunst, um aus ihnen die sogenannte Feldkükenuppe herzustellen; einige Wochen später „reimt“ die Boesie der Küche aus ihnen die Königinuppe zusammen; beides Gerichte von denen Gabs und Rosner, gewiegte Kenner auf gastropophischem Gebiete, behaupten, daß sie imstande seien, in der Brust des Sterblichen die heftigste Neigung zum Lotteriespiel oder zur Falschmünzerei zu entzünden, da nur der Millionär die Mittel besitze sie öfter als einmal im Jahre für seinen Tisch zu erwahnen.

Dem Waidmann bereitet die Hühnerjagd ein sehr großes Vergnügen. Die klugen Tier-

chen freilich werden durchaus nicht gar zu leicht eine Beute des Rohrs, das ihnen den Garaus machen soll. Die Eitern nämlich, die an ihren Zungen mit größter Härlichkeit hängen, geben ununterbrochen Licht auf die Gefahren, die diesen drohen. Sobald sie nun eine wittern, lassen sie auch sofort den Warnungsruf erschallen. Die Küken kennen diesen genau und treffen darnach die Maßregeln. Wenn sie noch nicht zu fliegen verstehen, trachten sie pfeilschnell einen Schlupfwinkel zu erreichen, sei es, daß dieser aus hohem Gras besteht oder aus bereits abgemähtem Getreide. Dabei fällt es auf, wie gewandt sie darin sind, die Aufmerksamkeit desjenigen Tieres, von dem sie verfolgt werden, von sich abzulenken. Jeder Waidmann weiß, daß das Rebhuhn eine Witterung besitzt, die dem Hund sehr angenehm ist. Wenn dieser nun auf eine Kette hüpft, so steht zuerst der Hahn auf. Er fällt aber sofort wieder ein, einzig und allein in der Absicht, damit dadurch die Aufmerksamkeit des Hundes gereizt und nachgehalten werde. Der Hahn läuft also nur möglichst entfernt von seinen Zungen beständig hin und her, in dem Streben, den Verfolger dadurch irre zu leiten. Er sagt sich instinktiv, daß die Henne diese Zeit benütze und inzwischen die Brut in genügender Sicherheit bringen werde. Der geübte Waidmann erkennt eine solche Situation sofort. Wenn ihm daran liegt, daß sein Revier auch in Zukunft bevölkert bleibe, ruft er den Hund ab und hütet sich vor sorgfältig davor, etwa die alten „oasjägerisch“ zu scheißen und auf diese Weise die Jungen der Führung, der sie unbedingt bedürfen, zu bezaubern. Denn damit würde er die noch unbeholfene Schaar sonder Zweifel dem sichern Verderben preisgeben.

Toujours perdrix: (alle Tage Rebhuhn)! Der raffinierte Feinschmecker bezeichnet damit kulinarisch den höchsten Grad des Wohllebens, das er sich überhaupt vor die Phantasie zu zaubern versteht. Wer etwa glaubt, daß die betreffende Küche auf die Dauer eintönig und demgemäß reizlos sein müsse, weil es ihr an Abwechslung fehlt, der irrt sich gewaltig. Die Kunst, deren Stätte das Herdfeuer ist, verübt eben über eine stattliche Reihe von Gerichten, die sich gewissermaßen um das Rebhuhn kristallisieren, denn je nach dem Alter verlangt dies Wildpret eigentlich eine andere Verwertungsmethode. Vom September bis zum Januar erscheint es nach der Leberweigerung der oben genannten Gewächsmänner, kunstgerecht gebrät und mit Speck unterbunden, hauptsächlich als Speckbraten im Weinblattmantel mit Champignons, mit Trüffel oder Parmesanfäse in seiner ganzen Glorie oder giebt gefüllt mit brauner Sauce, gedämpft mit Rosenkohl, mit Linsenbüree, mit Macaroni, mit Sauerkraut, mit Polenta, mit Reis, Rotkraut, Cardonen oder auch Karpfensauce, endlich als getrüffeltes Pastete oder in Gestalt lichtgelber Coteletten eine seiner unvergeßlichen Gastrollen, an denen man sich kaum oft genug erbauen kann. Im März endlich und überhaupt im höheren Alter zeigt es sich noch als Birre, als Kalmi oder als Hachis des Veisfalls und der Anerkennung würdig.

Die bürgerliche Küche kann sich selbstverständlich nicht Zeit nehmen, auf all die Unterschiede zu achten und die Zubereitung in der Küche mit dem Raffinement der höheren Kochkunst vorzunehmen. Sie begnügt sich damit, das Wildpret sorgfältig zu braten und höchstens die Sauce, damit sie kräftiger sei, mit einer entsprechenden Zuthat von Liebigs Fleisch-Extrakt auszustatten. Dagegen unterlasse man es niemals, beim Kauf von Rebhühnern auf die folgenden so oft erteilten und doch niemals genug zu beherzigenden Regeln zu achten: Ist gelb der Tritt des Huhns, gleich der Citrone, so ist's von diesem Jahre zweifelsohne, Doch rechne davon zwei auf einen Kopf, Sie werden Dir gar sehr gering im Topf! Das Huhn mit Tritten, gelb wie Apfelsine, Vor allem Dir zum saftigen Braten diene;

Bei hellem, grauem Tritte, laß Dir raten, Ein halbes Stündchen länger es zu braten. Schaut dunkel schon des Huhnes Tritt und grau, So locht's vorm Braten erst die kluge Frau, Blaugraue Tritte, Schnabel beinahe' weiß, Rings um die Augen ein hellroter Kreis; Laß ab, umsonst sind Speck und Fett und Butter: Derart'ge Hühner schen! der Schwiegermutter!

Ueberlistet.

Novellette von Anton Baer.

Das dritte Klauen, das den Abgang des Nachtzuges aus der Residenz signalisiert, erschallt, schon schrillt der Pfiff der Lokomotive und das Dampfroß macht bereits den ersten Ruck — da stürzt atemlos ein elegant gekleideter Mann über den Perron und bringt mit einem gewaltigen Satz in einen Waggon zweiter Klasse. Ein mächtiges Pfusten der Lokomotive und der Zug setzt sich in Bewegung. Schneller und schneller wird allmählich die Fahrt, in summenden Dröhnen entwickeln Qualm und Dampf dem Schloße und die Herzstücke der Weichen poltern unter den Rädern, aufatmend lehnte sich der soeben eingestiegene in den weichgepolsterten Sitz zurück und nimmt die blaue Brille ab, die seine Augen bedeckt. Prüfend betastet seine Hand den mächtigen blonden Vollbart, der ihm Kinn und Wangen umrahmt und von dem es uns eigentlich dünken sollte, daß er nicht recht mit dem so jugendlich erscheinenden Gesichte harmoniert.

Der Zug eilt an den Weichenlaternen vorüber, und so oft ein greller Blitz aus einer derselben den Reisenden ins Gesicht trifft, schließt er geblendet die Augen.

Da naht der Schaffner, die Karten zu revidieren und sofort paradirt die blaue Brille wieder auf der Nase und das Gesicht wendet sich soweit als möglich ab, um nicht von dem Lichte der Laternen beschienen zu werden.

Durch die stille Nacht fliegt der Zug dahin und singt sein eintöniges Lied: „Ra—ta, ra—ta.“

Dem Passagier, der allein im Kuppe geblieben ist, tritt der Schweiß auf die Stirne und perlt in großen Tropfen herab. Der Mann unterlegt der Rädermusik einen anderen Text, ein Wort, vor dem ihm schaudert. Und das Wort heißt: „Dieb!“

Gnadenlos und ohne Unterlaß dröhnt's ihm ins Ohr.

Er öffnet das Waggonfenster und lehnt sich weit hinaus, den kühlen Luftstrom, der ihm umweht, saugt er gierig in seine Lungen. Von der Maschine schieben die Funken und in wirbelndem Tanze trägt sie der Wind davon.

Droben aber im reinen Aether — da wandelt der Sterne unzählige Schar. Trost und Frieden strahlen sie in manches gequälte Menschenherz.

Doch nicht in d. s. des einsamen Reisenden, darin erweckt ihr Anblick vielmehr neue Angst und bleiche Furcht. Er gedenkt des gestrigen Abends — da war er noch ein unbescholtener Mensch, der jedem ohne Furcht und Zagen ins Gesicht blicken konnte, dessen Ehre nicht den leisesten Flecken anhafies.

Heute aber?

Eine furchtbare Scham vor seinem besseren Ich ergreift ihn, wenn ihn sein geistiges Auge die Geschehnisse des heutigen Tages noch einmal wiedererschauen läßt. Er legt die Hand vor die Augen, um das Schreckbild zu bannen — jedoch umsonst — fast greifbar zeigt sich ihm die ganze Szene — er sieht sich wieder vor dem offenen Geldschrank seines Chefs, sieht das Geld so verlockend gleißeln . . .!

Ein böser Dämon küsserte ihm zu. „Nimm, Deinem Herrn bleibt noch genug, der kann den Verlust verschmerzen. Dir aber ist der Weg zum Reichtum gebahnt. Die Genüsse des Erdenlebens stehen Dir offen. In seinen Fingern zuckt es, sie senken sich mit gierigem Griff und ein Päcklein Banknoten

von hohem Werte gleitet blühschnell in seine Tasche.

Und dann entflieht er wie von Furien gepeitscht, um in seiner Wohnung die Kleidung zu wechseln und 'einen falschen Bart, den er einst zum Spaß in seiner lustigen Gesellschaft gebrauchte, der aber heute dazu dienen muß, in Gemeinschaft mit einer blauen Brille einem gemeinen Diebe zur Flucht zu verhelfen, in seinem Antlit anzubringen.

Draußen blitzen die Telegraphendrähte in dem fahlen Mondenschein, riesigen Spinnwebgewebe sind sie vergleichbar. Ihm ist's als haschten die Raupen, die in lustigem Saufen draußen vorüberzutanzten scheinen, nach ihm.

„Fahr nur zu, durch uns zuckt der elektrische Funke und der ist schneller als der schnellste Zug. Wir halten Dich, wir lassen Dich nicht entrinnen.“ so summen die Drähte.

Wie ein Blitz leuchtet jetzt das Licht einer Distanzscheibe in das Auge und der Zug fährt in eine Station ein. Die Thür fliegt auf und ein großer, stattlicher Herr, dem Extérieur nach ein Grundbesitzer, tritt herein und nimmt dem Reisenden gegenüber Platz. Mit ruhigen Blicken betrachtet er diesen eine geraume Weile, bis diesem das unbehaglich wird und er sich scheinbar für das Studium der mondbelegten Zaubernacht vertieft.

Der Fremde scheint ein ganz besonderes Interesse für den Bart des Mitreisenden zu besitzen, denn er mustert ihn eingehend, als ob daran etwas ganz Besonderes zu entdecken wäre. Auch scheint er geistreichlicher Natur zu sein, da er mit den herkömmlichen Anfangspunkten einer Konversation, zwischen zwei völlig Fremden, die im Leben noch nie einander gesehen und wahrscheinlich auch nimmer sehen werden, eine solche in Fluß zu bringen sucht.

Wohl oder übel muß sich der andere, um nicht unhöflich zu erscheinen, dazu bequemen, von Zeit zu Zeit ein Wort oder eine Frage einzuzwerfen, obwohl er nicht dazu die geringste Lust verspürt und den ungeliebten Störenfried am liebsten zum offenen Waggonfenster hinausgeschleuderte.

Schließlich fragt ihn der noch, weiß Standes er eigentlich sei.

Der Defraudant gerät durch diese Frage in die größte Verlegenheit und giebt endlich nach einigem Stottern und Zögern die Erklärung ab, er sei Privatier und befinde sich gegenwärtig auf einer Vergnügungstour. — Um sich einigermaßen vor den ihm unangenehmen Fragen seines Gegeüber zu schützen, beschließt er, aus der Offensiv in die Defensiv überzugehen, d. h. anstatt sich befragen zu lassen, selbst zu fragen.

„Erlauben Sie, welchem Stande gehören Sie denn an?“ fragt er.

„Was glauben Sie wohl?“

„Wahrscheinlich sind Sie Gutsbesitzer.“

„Bewahre Gott,“ entgegnet der also Defrarierte mit seiner bis jetzt an den Tag gelegten Gemütslichkeit, „da haben Sie aber weit vom Ziele gefehlt.“

„Nun, als was darf ich sie denn ansprechen?“

„Ich bin Polizeibeamter.“

Womentane Stille folgt dieser Auskunft. Aus dem Antlit des Fliehenden ist alle Farbe gewichen und es gelingt ihm erst nach mehreren Sekunden, sich dem tödlichen Entsetzen zu entziehen und Gleichmut und Ruhe zu heucheln.

„So, Sie sind Polizeibeamter? Reisen Sie dienstlich oder außerdienstlich?“

„Dienstlich. Ich will Ihnen sogar sagen, in welcher Angelegenheit. Aber Sie dürfen nicht verraten, was ich Ihnen anvertraue. Ich bin beauftragt, einen klüchtigen Dieb zu fangen, der die Kasse seines Herrn um einige Tausende erleichterte und nun die offene See zu gewinnen sucht. Er trägt einen falschen blonden Vollbart sowie eine blaue Brille und ich vermute, daß — Sie der Gesuchte sind.“

„Ein köstlicher Reisepaß, den man da er-
lebt.“ lachte der Erlannte heiser auf. „Da
werden meine Bekannten sich amüsieren, wenn
ich ihnen erzählen werde, daß ich auf meiner
Reise für einen stöckrisch verfolgten Dieb
gehalten wurde.“

„Mein Verdacht kann ja allerdings grund-
los sein. Durch Vorzeigen Ihrer Legitima-
tionspapiere vermögen Sie denselben übrigens
leicht zu entkräften.“

„Gut, meine Papiere befinden sich in meinem
Reisegepäck, in der Endstation werde ich Ihnen
selbe zur Einsichtnahme unterbreiten.“

„Schön, doch vorderhand möchte ich mich
überzeugen, ob Ihr prächtiger Bart auch echt
ist. Sie erlauben schon, nicht wahr?“

„Mit diesen Worten greift er nach dem
blonden Barte seines Gegenübers und ohne
daß dieser es verhindern kann, reißt er ihm
den Bart herab.“

„Aha, ich dachte mir's, daß ich auf der
richtigen Spur bin, sogar die Narbe am Kinn
stimmt,“ ruft triumphierend der Polizist.

„Nun ist alles verloren, die Freiheit, das
gestohlene Geld — so sagt sich der Ertrappte.“

„Doch vielleicht bleibt noch ein Ausweg —
am Ende ist der Beamte bestechlich — her-
los scheint er durchaus nicht zu sein.“

„Herr,“ jammerte der Defraudant, „machen
Sie mich nicht vollends unglücklich. Haben
Sie Erbarmen mit mir und lassen Sie mich
entkommen!“

„Ich bedaure beim besten Willen nichts
für Sie thun zu können. Ich bin Familien-
vater, mein Gehalt ist durchaus nicht glänzend
und ich kann daher den Preis, der auf Ihre
Dingfestmachung ausgesetzt ist, recht gut ver-
wenden. Und schließlich darf ich auch auf ein
bedeutend schnelleres Avancement hoffen. Und
auf alle diese Vorteile sollte ich aus reinem
Mitleide mit Ihnen verzichten? Sie sind
doch sehr naiv, junger Mann!“

„Aus diesen Worten glaubt der andere frische
Hoffnung schöpfen zu dürfen.“

„Wohlan,“ sagt er und zieht die Brief-
tasche hervor, die das gestohlene Gut birgt.
„Dreitausend?“

„Bedaure, das ist viel zu wenig, wenn ich
schon auf Ihren Vorschlag eingehen wollte.“

„Viertausend . . . fünftausend . . . sechs-
tausend?“ so fliegen die Gebote in rascher
Folge.

„So kommen wir zu keinem Ziele,“ unter-
bricht ihn plötzlich der Polizist. Dabei nimmt
er dem Verurtheilten die mit Wertpapieren voll-
gepackte Brieftasche aus der bebenden Rechten
um sie hütenden Blickes zu durchmustern.

„Hier haben Sie tausend Mark — die
reichen zur Reise über den Ozean, das andere
behalte ich nur als Lösegeld für Ihre werthe
Person. — Sie werden sich doch nicht geringere
taxieren wollen? — Entweder Sie erklären
sich mit meinem Vorschlage einverstanden oder
Sie sind verhaftet.“

„Mit diesen Worten steckt er die Tasche zu
sich, während dem Defraudanten nichts an-
dres übrig bleibt, als die gemachte Propo-
sition anzunehmen.“

Da fährt der Zug in eine Station ein.

„Es wird wohl das Beste für mich sein,
hier auszureisen, nachdem unsere kleine ge-
schäftliche Angelegenheit in der besten Weise
erledigt ist. Genehmigen Sie die Versicherung,
daß es mir ein Vergnügen war, Sie kennen
zu lernen. Bevor ich scheide, möchte ich Ihnen
jedoch einen freundschaftlichen Rat geben, den
Sie für die Zukunft beherzigen wollen. Sollten
Sie . . . hm . . . wieder einmal in einer
solchen Angelegenheit reisen, dann hüten Sie
sich vor falschen Bärten, denn derlei Dinger
können vor keinem nur einigermaßen scharfen
Auge bestehen. Zudem hat ja auch manch
anderer in derlei Geschichten ein wenig prä-
fiziert. Nur durch den falschen Bart kam ich
zu der Vermutung, daß es mit Ihnen nicht
so ganz richtig sein dürfte und verfiel auf den
Gedanken, ein wenig ins Blaue hinein zu
operieren. Siehe da — die Sache lieferte
ante und durchaus nicht erhoffte Früchte. Ich

will nun mein Inkognito Ihnen gegenüber
aufgeben und Sie damit vertraut machen,
daß ich selber von Ihrem oder wenigstens
von einem recht nahe verwandten Geschäfts-
zweige und nur etwas erfahrener als Sie
bin. Na trösten Sie sich, es fällt kein Meißer
vom Himmel, auch Sie werden mit der Zeit
famos arbeiten, Talent ist vorhanden, das
haben Sie bewiesen . . . also leben Sie herz-
lich wohl . . . Herr Kollege!“

„Mit diesen höflichen Worten ergreift der
Gauerner sein wenig umfangreiches Gepäck, um
das Kupee zu verlassen.“

„Schuft, Gauerner, ich will mein Geld zu-
rück,“ schreit der Betrogene wild auf, der zu
spät zur Einsicht gelangt, daß er sich durch
einen verwegenen Gauerner ins Hochhorn jagen
und um seinen Raub bringen ließ.“

„Bitte, keine Komplimente,“ unterbricht ihn
der Verwegene in kaltem Tone, sie beruhen
auf Gegenseitigkeit und es ist darum wohl
nicht nötig, solche Artigkeiten auszutauschen.
Machen Sie lieber keinen Ärger, damit nie-
mand aufmerksam wird und die ganze An-
gelegenheit, die sich bis jetzt Dank Ihrer
Vernünftigkeit so glatt abwickelte, nicht noch
einen für Sie recht unangenehmen Abschluß
erhält. Bedenken Sie, daß in jedem Falle
der Vorteil auf meiner Seite ist, da mir die
Ausrede bleibt, einem Dieb mit List seine
Beute abgejagt und ihn dem strafenden Arme
der Gerechtigkeit übergeben zu haben. Ja,
ich werde so wahrscheinlich noch dafür belohnt
werden.“

„Zwei Minuten Aufenthalt,“ ruft der
Schaffner.

„Mit höflicher Verbeugung steigt der kluge
Gauerner aus, um im Dunkel der Nacht zu
verschwinden.“

Der Zug aber donnerte weiter und in dem
Gehirn des Leberlasteten lebt der einzige Ge-
dante: Wird es ihm gelingen, der Strafe zu
entgehen oder wird man ihn in dem Augen-
blicke, da er seinen Fuß auf die Planken des
rettenden Schiffes setzen will, erkennen und
verhaften?

Alexei.

* Schlaueit der Diebe. Ein der edlen
Kunst der Diebe als schlau und gewandt bekannter
Polizei-Inspektor hatte erfahren, daß an einem
bestimmten Abend um 11 Uhr ein Juwelierladen
durch Einbruch bestohlen werden sollte. Er besprach
sich mit dem Besitzer, und alles ging an dem Abend
in dem Hause seinen gewöhnlichen Gang. Um 10
Uhr schlüpfte der Inspektor ins Haus und setzte
sich ruhig in den Laden, um die Diebe zu erwarten.
Nach einer Stunde klopfte es erst ganz leise, dann
stärker an das Schaufenster, und eine Stimme
fragte von außen geheimnißvoll: „Herr Inspektor,
sind Sie drin?“ Der Inspektor schweig vorichtig;
aber die Frage wurde mehrmals dringender und
ängstlicher wiederholt, so daß er endlich ans Fen-
ster trat und leise sagte: „Ich bin hier.“ „Danke
herzlich,“ sagte die Stimme draußen: „dann muß
ich es mal anderswo versuchen!“ Es war der
Dieb, den der Inspektor so selbst gewarnt hatte.

* Er kennt ihn. Student Bummel ist bei
seinem Freund, einem jungen Rechtsanwält zu
Hochzeit eingeladen. Als Geschenk überreicht er
eine prachtvolle Pendule, die der Bräutigam er-
freut, aber einigermaßen erstaunt entgegennimmt.
Im Laufe des Tages wird er auch von diesem bei
Seite genommen. „A propos, Bummel, wenn Du
mal wegen der Pendule verlagst wirst, übertrage
mir die Sache!“

* Stillblüte. (Aus einem Zeitroman.) . . .
Emil kam es bei seiner demokratischen Gesinnung
gar nicht darauf an, einen Dreißigkämpfer und
eine Gräfin in denselben Topf zu werfen.“

* Bei der Lektüre des „Tell“. Gouver-
nante: Was ist ein „Landammann“. — Edy: „Der
Mann einer Landamme.“

* Aus der Fischstunde. Wurm: . . .
Und der Katier hat gesagt: „Ich hasse den Fiskus!“
Darf man da denn trotzdem guter Patriot noch
weiter „pro fisco“ trinken?“

* Gleiches Resultat. Junger Arzt: „Ich
lasse alle meine Patienten radein — da gehen in
einer größeren Familie die Verletzungen bald gar
nicht aus!“ — Kollege: „Dazu bin ich zu ehrlich;

ich verbiete im Gegenteil das Besockeln und hab'
trotzdem immer zu thun. Meine Patienten werden
ja doch zur rechten Zeit von den Andern über-
fahren!“

* Ein schöner Traum. Süßel: „Was ist
Dir denn passiert, Bummel, daß Du so beglückt
d'reinschaust?“ — Bummel: „Ich habe einen wun-
derschönen Traum gehabt: Trinte da im Hofbräu
zehn Krügel und wie's zum Zahlen kommt, wache
ich auf!“

* Eine Frage. Ben Aliba sagte einmal:
„Alles ist schon dagewesen? Hat er schon eine
Wasserhose mit Bügelsalten gesehen?“

Fein unter schieben. Sie müssen doch sehr
viele Feindinnen haben, Komteje, weil gar so viel
Böses über Sie geredet wird? — „Freundinnen
wollen Sie wohl sagen?“

Lösung der Stataufgabe in Nr. 34.

Kartenverteilung:

R.: Treff 10, 8, 7; Coeur König, Dame, 9, 8, 7;
Carreau As, König!

M.: Treff As, König; Pique 10, König, 9, 8, 7;
Carreau 9, 8, 7.

S.: Treff, Pique, Coeur, Carreau Ruben; Treff
Dame, 9; Pique As, Dame; Coeur As, 10.

Spiel:

1) R. Coeur Dame, M. Treff As, S. Coeur 10
(—24.)

2) M. Pique König, S. Pique As, R. Treff 10
(—25.)

3) S. Coeur König, M. Treff König, S. Coeur As
(—19.)

4) R. Pique 10, S. Pique Dame, R. Carreau As,
(—24.)

Die Gegner haben somit 9 Augen, jedoch der
Spieler nur noch bis 28 kommen kann.

Somnyme.

Nich leset ihr.
Still nahest mir
Im Waldbrevier
Der Jäger sich.
Ihr geht durch mich,
Lobt meinen Strich
Und schließt mit mir.
Auch glänzt ich schön
In Vollenhöhn
Wald hier, bald dort.
Doch was ich bin
In jedem Sinn:
Umstößt ein Wort.

Wuchhaberkäufel.

D D D
D D D
D D D
D D D
D D D
D D D
D D D

„Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Eigenliebe. — Magisches Zahlen-
Quadrat:

31	5	3	25
17	11	14	23
9	19	21	15
7	29	27	1

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 28. August. Augustinus. • Dominika-
nerkloster: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt,
1/3 Beyer, 7 Uhr Segensandacht. • Ur-
fulinen: 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr
Andacht mit Segen.

Dienstag, 29. August. Johannes Enthauptung. •
St. Andreas: 1/10 Messe für die Verstorbe-
nen der Solidarität.

Mittwoch, 30. August. Rosa von Lima, Jungfrau.
• St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Dank-
gottesmesse. • Dominikanerkloster: Rosa von
Lima aus dem Orden des hl. Dominikus. Mor-
gens 9 Uhr feierl. Hochamt, 1/3 feierl. Beyer
und um 7 Uhr Segensandacht. • Kar meli-
teuskloster: Dritter St. Josephs-Mittwoch.

Donnerstag, 31. August. Paulinus, Bischof.

Freitag, 1. September. Magdalen, Abt.

Samstag, 2. September. Stephan, König von
Ungarn. • St. Lambertus: Morgens 1/6
Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
W. m. S. P., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünftefter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus VI, 24-38. „In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Kain hieß, und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadthor kam, siehe da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war: und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu, rührte die Witwe an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir stehe auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.“

Die Taufe des Kämmerers aus Aethiopien.

Auf der irdischen Pilgerfahrt zum himmlischen Vaterlande bedrohen uns, lieber Leser, vielerlei Gefahren. Wie nun den Reisenden auf unsicheren Wegen Führer beigegeben werden, so sind auch uns, so lange wir auf dem Lebenswege uns befinden, die Schutzengel als sichere Führer beigegeben. Sie verlassen uns nicht, solange wir leben; sie wirken auf uns ein durch innere Einsprechungen, stehen uns bei im Kampfe gegen die Feinde unseres Heils und bitten für uns. — bis sie uns einst begleiten vor das Angesicht des göttlichen Richters.

Der Herr verlangt im heutigen Festtage-
evangelium, daß wir „werden wie die Kinder,“
um des Himmelreiches würdig zu sein; d. h.
was die Kinder durch ihr glückliches Alter
sind, in dem die verderblichen Leidenschaften
noch schlummern, das sollen wir zu werden
suchen durch eine wahrhaft christliche Selbst-
zucht. Das ewige Heil ist jedem zeitlichen
Gute vorzuziehen; wenn uns deshalb ein irdi-
sches Gut noch so lieb und wert ist, ja, wenn
es uns so lieb wäre, wie unser Auge oder
unsere Hand oder unser Fuß: wir sollen groß-
mütig darauf verzichten, wenn es ein Hinder-
nis für unser Seelenheil wäre. —

Die Apostelgeschichte erzählt uns nun,
lieber Leser, in ansehender, während einfacher
Weise von der Bekehrung eines Hofbeamten
der äthiopischen Königin durch Vermittlung
des Diakons Philippus, der in Samaria
so erfolgreich das Evangelium gepredigt hatte:
„Sie nun, (die Apostel) nachdem sie bezeugt
und gepredigt hatten das Wort des Herrn,
lehrten nach Jerusalem zurück und verkündig-
ten (unterwegs) an vielen Orten Samariens
das Evangelium. Ein Engel des Herrn aber
redete zu Philippus und sprach: Mache dich
auf und geh gen Mittag (Süden) auf die
Straße, die von Jerusalem hinab nach Gaza
(eine der südllichsten Städte Palästinas am
Mittelmeer) hinabführt, welches ideo liegt es
ward im römischen Kriege nämlich zerstört).

— Und er machte sich auf und zog hin. Und
siehe, ein Mann aus Aethiopien, ein Gewalt-
haber, ein Kämmerer der Kandace der Königin
der Aethioper, gesetzt über ihren ganzen Schatz:
war gekommen, um anzubeten in Jerusalem,
und lehrte nun wieder heim, sitzend auf seinem
Wagen, und las den Propheten Isaias. Der
Geist (Engel) aber sprach zu Philippus: Geh
hin und nähere dich diesem Wagen! — Da
sah Philippus hinzu; und er hörte ihn lesen
den Propheten Isaias und sprach zu ihm:
verstehst du auch, was du liest? — Jener
aber sagte: Wie vermöchte ich's, da mich nie-
mand unterweist? — Und er bat den Philip-
pus, daß er aufsteige und sich zu ihm setze.
Die Stelle der Schrift aber, die er las, war
folgende: Wie ein Lamm wird Er zur
Schlachtbank geführt; und wie ein
Lamm vor dem, der es scheert, stumm
bleibt, also thut Er Seinen Mund
nicht auf. In Seiner Erniedrigung wird
aufgehoben das Gericht. Wer wird Sein Ge-
schlecht erklären? denn Sein Leben wird weg-
genommen von der Erde. — Da hob der
Kämmerer an und sprach zu Philippus: Ich
bitte dich, von wem redet der Prophet dieses?
von sich selber oder von einem Andern?

— Da that Philippus seinen Mund auf und
sagte an von dieser Schriftstelle und verkün-
diate ihm Jesusum. — Und als sie auf der
Straße weiterzogen, kamen sie an ein Wasser,
und der Kämmerer sprach: Stehe, da ist Wasser!
Was hindert, daß ich getauft werde? — Phi-
lippus aber sprach: Wenn du glaubst von
ganzem Herzen, so mag es geschehen! — Jener
antwortete und sprach: Ich glaube, daß
Jesus Christus ist der Sohn Gottes!
— Und er hieb den Wagen halten; und sie
stiegen beide hinab in's Wasser, Philippus und
der Kämmerer; und er taufte ihn. —
Als sie aber wieder aus dem Wasser gestiegen
waren, entrückte der Geist des Herrn den
Philippus, und der Kämmerer sah ihn nicht
mehr; da zog er weiter seines Weges voll
Freude. — Philippus aber ward in Azot
(nördlich von Gaza) gefunden. Und er zog

Kirchenkalender.

- Sonntag, 3. September. 15 Sonntag nach Pfingsten. Schutzengel fest. Remacius, Bischof. Evangelium Lukas 7, 11-16. Epistel Galater 5, 25-28 und 6, 1-10. St. Andreas: Gemeinlichliche hl. Kommunion der Elementarschulkinder Morgens 7 Uhr. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr beginnen Standesvorträge für Dienstmädchen, an den folgenden Tagen morgens 1/6 Uhr, nachmittags 5 Uhr die Woche hindurch. Sonntag 10. September. Dominikaner-Klosterkirche: Schutzengel fest: 9 Uhr feierl. Hochamt. Carmeliteressen-Kloster: fest der hei. Odilia. 6 Uhr hl. Messe; 1/9 Uhr: feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt darnach Festandacht und Berechnung der Reliquie der hl. Odilia.
- Montag, 4. September. Rosalia, Jungfrau. Ida, Witwe.
- Dienstag, 5. September. Victorinus, Bischof und Martyrer.
- Mittwoch, 6. September. Magnus, Abt. St. Hubertus-Stiftskirche. Ewiges Gebet. Morgens 6 Uhr sakramentalischer Segen. Die erste hl. Messe 7 1/2 Uhr, um 9 Uhr das feierl. Hochamt. 12 Uhr Betstunde für die armen Seelen mit sakramentalischem Segen.
- Donnerstag, 7. September. Regina, Jungfrau und Martyrin. St. Hubertus-Stiftskirche. Morgens 6 Uhr feierliches Hochamt mit Tebeum.
- Freitag, 8. September. Maria Geburt. Marian, Martyrer.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

durch das Land und verkündigte das Evangelium allen Städten, bis er kam nach Cäsarea." (Apostelgesch. 8, 25—40).

Nach der Abreise der Apostel scheint Philippus in Samaria zurückgeblieben zu sein; wenigstens meldet der hl. Lukas nicht, daß er sich anderswohin begibt habe. Er mochte wohl glauben, daß er dort noch länger verweilen müsse, teils zur Befestigung teils zur Verbreitung der christlichen Wahrheit. Mein Herr, der Seine Kirche mit anbetungswürdiger Weisheit leitet, hatte andere Absichten: das Sessflörlein des Glaubens war in Samarien in gutes Erdreich gelegt und sollte, vermöge seiner gnadenvollen inneren Kraft, bald zu einem großen Baume werden. Deshalb war Philippus hier entbehrlich, und er erhielt den göttlichen Befehl, von dem wir oben gelesen.

In der nun folgenden schlichten Erzählung, lieber Leser, tritt uns eine liebevolle Führung unseres Erlösers entgegen, des guten Hirten, der dem einzelnen Schäferlein sorgend nachgeht: es ist ein angehener Hofbeamter der äthiopischen Königin, ihr Oberschatzmeister. — Aethiopien (das heutige Aboessinien) liegt tief in Afrika, hinter Aegypten; die Königinnen des Landes wurden überhaupt „Kandace“ genannt, ähnlich wie der Name „Pharaon“ den Königen Aegyptens gemeinsam war. — Nicht umsonst hebt der hl. Lukas die hohe Stellung des Aethiopiens besonders hervor; dadurch wird das Folgende nur interessanter: „Dieser war nach Jerusalem gekommen, um anzubeten.“ Er hatte also durch die vielen Juden, die sowohl im benachbarten Aegypten als auch in seinem eigenen Lande Handel trieben, Gelegenheit gefunden, den Gott Israels als den Einen, Wahren kennen zu lernen. Und dieser Glaube an Jehova war bei ihm zu solcher Festigkeit gediehen, war so lebendig in ihm geworden, daß er weder die Range noch die Beschwerden einer Reise nach Jerusalem achtete, um an jener heiligen, bevorzugten Stätte dem Herrn des Himmels und der Erde zu huldigen. Wie beschämend für manche Christen, die aus purer Bequemlichkeit ihrer Sonntagspflicht allzu oft nicht genügen!

Der reisende Aethioper liest in der hl. Schrift, ohne auf den Wanderer zu achten, dem eine innere Stimme gebietet, sich dem Wagen zu nähern: „Bist du auch, was du liebst?“ fragt Philippus. „Wie könnte ich es verstehen, wenn mich niemand unterweist?“ — Es war jene Stelle, in der unter einem rührenden Bilde die Geduld und Ergebung des Sich für das Heil der Welt opfernden Messias geschildert wird: „Wie ein Lamm wird er zur Schlachtbank geführt; und wie ein Lamm stumm ist vor dem, der es scheert, so thut er seinen Mund nicht auf.“ (Jesajas 53). — Unschuldig und geduldig wie ein Lamm leidet der Messias; aber wenn seine Erniedrigung auf's höchste gestiegen ist, hört das „Strafgericht“, das über Ihn um der Sünden der Menschen willen verhängt worden, auf und sein Leben wird von der Erde genommen, um bei Gott verherrlicht zu werden. Wer aber kann sein „Geschlecht“ d. i. seine geliebte Nachkommenschaft „zählen“, die er durch seinen Tod erzeugt?

Der Kämmerer las mit aufrichtigem Herzen in der hl. Schrift; aber er konnte sie nicht verstehen, bis Philippus sie ihm erklärte. Die hl. Schrift ist eben nicht für Jedermann klar und verständlich; sie ist ein geheimnisvolles Buch, „worin“, wie der hl. Petrus von den Briefen des hl. Paulus sagt, „manches schwer zu verstehen ist, was ungelehrte und leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten“ (2. Petr. 3, 16). Darum sagt der hl. Augustinus: „Woher kommen wohl so viele Irrlehren, als weil die hl. Schrift, die an sich gut ist, schlecht verstanden wird?“ — Die Auslegung des Philippus war die der Apostel, jenes unfehlbaren Lehramtes, das heute, wie damals, den richtigen Sinn der hl. Schrift uns vermittelt.

Wie heilsbegierig ist dieser vornehme Aethioper! Ohne Aufschub verlangt er die heil. Taufe, die ihm Philippus — jedenfalls tiefbewegten Herzens, — erteilt, nachdem er sich zu der Fundamentallehre des Christentums bekant hat. — Und nachdem der Herr den hl. Diakon wunderbar entrückt hat, setzt er seine Reise fort „voll Freude“, denn er ist ja ein Kind Gottes geworden! Die reinsten und edelsten Freuden sind die religiösen, übernatürlichen Freuden! Auch in unser Herz ziehen sie ein, so oft wir die hl. Sakramente würdig empfangen und so oft wir unserm herrlichen Gottesdienste andächtig beiwohnen.

S.

Moderne Seilung der Bleichsucht.

Von Dr. med. Wilhelm Teschen (Berlin).

Diese immer mehr um sich greifende Krankheit, welche früher meist nur junge Mädchen in den Entwicklungsjahren heimsuchte, verschont jetzt kein Alter und kein Geschlecht. Sie ist eben eine Folge der Zivilisation, der immer höher steigenden Kultur. Nur in guten häuerlichen Verhältnissen sind Bleichsucht auch heute noch eine Seltenheit. Diese Tatsache weist schon auf die Entstehung und Heilung dieser Krankheit hin. Sie kennzeichnet sich durch eine eigentümliche Blässe, welche der Haut im vorgekehrten Stadium eine leichenhafte, ins Grünliche schimmernde Farbe und eine wachsartige Durchsichtigkeit giebt. Der Engländer nennt sie green sickness, die grüne Krankheit.

Vorboten der Krankheit sind bei den jungen Mädchen, die ja auch heute noch die Mehrzahl der Betroffenen liefern, Unlust zum Spiel, zur Bewegung und Arbeit, traurige Stimmung ohne Grund, Zeichen einer schwächeren Verdauung und beginnenden Appetitlosigkeit; früher vorhandene Körperfülle nimmt ab, oder die Haut wird wenigstens weich und die Muskeln wack; die Leichenblässe beginnt im Gesicht und am Halse. Dieses ist das sicherste Zeichen, daß die roten Blutkörperchen im Blute anfangen, sich zu vermindern. Wenn in diesem Stadium, also gleich bei Beginn der Krankheit mit kräftiger Nahrung und tüchtiger Bewegung im Freien begonnen wird, so ist das Leiden bald zu heben, selbst ohne Eisen und sicherlich ohne Blutentziehung. Letzteres ist nämlich in neuerer Zeit von manchen Ärzten als heilsam empfohlen worden, weil bei der Bleichsucht kein Mangel an Blut vorhanden, das selbe natürlich nur von einer unrichtigen Beschaffenheit und Mischung sei. Es fehlen ihm die farbigen, die roten Blutkörperchen, die in richtigen Verhältnisse nur Personen besitzen, die viel Bewegung in freier Luft und dadurch starken, normalen Stoffwechsel haben.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß Bleichsuchtige Eisen einnehmen müßten. Freilich steht es auch heute noch fest, daß ohne Eisen keine Bleichsucht geheilt werden kann; aber ebenso fest steht es, daß dieses eingenommene Eisen verdaut und ins Blut übergeführt werden muß, wenn es heilen soll. Leider ist aber die Verdauung der meisten Bleichsuchtigen so geschwächt, daß das Eisen nicht verarbeitet wird, daß es unverdaut wieder abgeht. Daraus erklärt sich auch die oft wiederkehrende Tatsache, warum viele Bleichsuchtige so lange Zeit hindurch Eisenmittel einnehmen, ohne Besserung zu spüren. Man muß daher zunächst an eine Kräftigung des Verdauungs- und Ernährungslebens denken, durch kräftiges Atmen in freier Luft. Die medizinische Wissenschaft begrüßt daher im Stahlrad das beste Mittel zur Bekämpfung der Bleichsucht und der daraus leicht resultierenden Lungentuberkulose.

Der berühmte englische Arzt Dr. Blackland schrieb schon vor Jahren: „Die ganze Pharmakopöe enthält kein Stärkungsmittel, kein Blutreinigungsmittel, das an angenehmer und sicherer Wirkung jener Kombination gleichkommt, aus der ein gutes Stahlrad besteht.“

Dieses Stahlrad ist der Triumpf des menschlichen Gedankens über die träge Materie, es wird Gesundheit schaffen, es wird die Menschheit generieren.“

Der Engländer hat vollkommen recht. Kein Sport hat soviel Vorzüge wie das Nadeln, wenn es mit Ausdauer und mit Vorsicht betrieben wird. Kein Sport steigert mehr den Blutumlauf und den Stoffwechsel wie das Nadeln. Es ist ein Abhärtungsmittel und eine Heilmethode so sicher und angenehm wie kein anderer Sport.

Ist durch einen methodisch geübten Sport die Verdauung gehesert worden, dann kann Eisen gegeben werden, und dann wird auch dieses Eisen Wunder wirken. Dann wird das alte medizinische Wort wahr: Inest in ferro aliquid divini, es liegt etwas Göttliches in dem Eisen. Will man den Arzt nicht um Rat fragen nach einem angenehmen Eisenpräparat, so bereite man sich eine einfache und sicher wirkende Arznei selbst, indem man reine Eisenpäne in eine flache Bleiwasser- oder guten Rotwein fügt. Diese Mischung läßt man wenigstens acht Tage lang stehen, indem man sie täglich mehrmals umschüttelt. Nach acht Tagen trinkt man täglich zweimal ein kleines Weinglas voll von dem Eisenwein. Am besten eine Stunde nach der Mittags- und Abendmahlzeit, damit das Eisen zugleich mit den Speisen verdaut wird.

Der mit Eisen versetzte Rotwein wird eine tintenähnliche Farbe annehmen und auch nach Tinte schmecken, da jeder gute Rotwein Gerbsäure enthält, die bekanntlich mit Eisen Tinte bildet. Diese Verbindung ist zwar von schlechtem Geschmack, aber sie schadet dem Organismus nichts, im Gegenteil, die Bereinigung von Eisen und Gerbsäure ist dem Körper sogar sehr zuträglich. Daher kommt es auch, daß in früherer Zeit die Tinte als ein Heilmittel gegen Bleichsucht galt, da man solchen Leidenden sogar direkt anriet, Tinte zu trinken.

Das war aber nur in einer Zeit gestattet, wo die Tinte allgemein aus Eisen und Gerbsäure hergestellt wurde.

Heute bestehen eine Unmenge von Tinten, von denen wohl kaum eine aus unschädlichen Stoffen besteht. Was früher erlaubt war, das ist heute streng verboten, da der Kaie nie wissen kann, aus welchen Stoffen die Tinte besteht. Es sind schon Blutvergiftungen und sonstige Uebel daraus entstanden, das Kinder und selbst Erwachsene ihre Schreibfedern ableckten.

Die moderne Medizin hat sich auch der Massage bei Bleichsucht und Blutarmut bedient. Auch das Trinken von eisenhaltigen Naturwässern wie der von Pyrmont, Driburg, Elster, Franzensbad und Schwalbach ist angängig.

Bleichsucht und Blutarmut sind zwei ganz verschiedene Krankheiten. Bei der Blutarmut ist, wie der Name schon sagt, stets ein Mangel an Blut vorhanden, Blutarmut kann eintreten durch schwere Verletzungen oder Verwundungen, durch Ueberanstrengung in jeder Hinsicht, durch Eiterungen, Fieber und durch Entehrung. In unserer sich überhastenden und überarbeitenden Zeit nimmt die Blutarmut so gewaltig zu, daß fast jeder Mensch mehr oder weniger anämisch ist.

Schon in der Jugend wird der Keim zur Anämie gelegt. Bei den ärmeren Kindern durch Ueberbürdung in körperlicher, bei den reicheren Kindern durch Ueberlastung in geistiger Hinsicht. Die Blutarmut verrät sich durch eine blasse, durchscheinende Haut, durch Schwäche und Schläffigkeit aller Funktionen des Organismus, häufiges Frösteln und allgemeine, andauernde Abmagerung.

Will man daher diese moderne, immer mehr fortschreitende Krankheit heilen, so muß man zuerst die Ursachen beseitigen.

Ist Ueberbürdung oder Elend daran schuld, so muß Staat oder Gesellschaft helfend eingreifen. Sind schwächende Ursachen, wie Fieber und Blutverlust, daran schuld, so ist hier die Heilung leichter wie bei der Bleich-

sucht, die im vorgeführten Stadium oft jahrelang jedem Heilmittel trotzt.

Änämie, ob angeboren oder erworben, weicht leicht einer stärkenden Diät. Als Arzneimittel wird eine Mischung von Eisen und Chinin empfohlen, deren Gabe aber der Arzt vorschreiben muß. Die Behandlung weit vorge-schrittener Bleichsucht und Blutarmut mit Komplikationen, das heißt in Verbindung mit anderen Leiden bleibt natürlich stets Sache des Arztes.

Die Ketterin.

Eine Feldzugs-geschichte mit Verlobung.
Von Richard Bach (Berlin).

„Ihnen schwebt schon längst eine Frage auf den Lippen, Fräulein Katharina“, wandte sich neugierig Tones ein junger, gut aussehender Mann an seine Tischnachbarin.

Diese nickte freundlich und gab lachend zu-rück: „Ah, Sie großer Gedankenleser, Herr Nachbar! Ja, und die Frage soll nun auch ausgesprochen werden. Wie kommen Sie in in Ihrem Alter, 30 Jahre nicht wahr? zur Kombattantenmedaille von 1870/71?“

Der Herr Nachbar, Ottfried Berned mit Namen, machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Darnach forschten schon Hunderte, oft in lästiger Weise und deshalb trage ich meine Ehrenzeichen nur bei Festlichkeiten sel-tener Art, Du aber, allerhöchste Käthe von Schellheim, darfst soviel fragen, als Du willst, ich werde alles mit Freuden beantworten und dabei nie müde und unlustig werden.“ Das mit der Kriegsmedaille, Fräulein Katharina, hub er an, „ist eine lange Geschichte, welche sich hier bei Tisch, wo so häufig Unterbre-chungen stattfinden, wenig gut vortragen und hören läßt. Da Sie so lebenswürdig Ihr Interesse für den Erwerb der Auszeichnung kund gaben, so mache ich den Vorschlag, ge-mütlich beim Kaffee darüber zu plaudern.“

„Einverstanden! Sehen Sie, jetzt erhebt sich der Herr Doktor zu schwungvollem Doakt auf den Tümpel. Einen so reizenden kleinen Keel giebt's auf der ganzen Welt nicht. Sie bewun-derten ihn vorhin, wie ich zu meiner Freude bemerkte, ebenfalls, doch — ist, ist, Hochwür-digen beginnt und mulier taceat in oeclesia, heißt's nicht so, ist mein Latein nicht groß-artig?“ Schloß Käthe flüsternd.

Der Redner endete seine bilderreiche Rede und leerte pflichtgemäß und gewissenhaft einen vollen Sumpen zu Ehren des Tümpels, dann ließen sich noch einige andere Redner hören, sogar in der Nähe Platz, um ja kein Wort zu verlieren.

„Herr Nachbar Berned, bitte, schnell das Kriegserlebnis“, bat Fräulein v. Schellheim und die anderen jungen Mädchen nahmen eifrig in der Nähe Platz, um ja kein Wort zu verlieren.

„Als vor 15 Jahren der denkwürdige Krieg ausbrach“, begann Berned, „befand ich mich in der Sekunda des Realgymnasiums zu Ber-lin, 15^{1/2} Jahre alt und meiner Ueberzeugung nach völlig geeignet, die Waffen zu führen und mit gegen die Rothosen zu ziehen. Glüh-ender Patriotismus erfüllte meine Brust und im vollen Laufe stärkte ich aus dem Klassen-zimmer an der Spitze meiner Genossen zum Anhalter Bahnhof, um dort bei der Einschif-fung der Truppen zugegen zu sein und über-all hilfreiche Hand anzulegen, meine Spar-büchle zu opfern, Cigarren und Tabak für die Krieger in den umliegenden Häusern zu sammeln und was da weiter mehr ist. Im Unterricht ging alles schief, kein Schüler lernte, die ganze Klasse sprang, der Lehrer an der Spitze, an die Fronten, sobald nur Trommeln und Pfeifen oder Musik ertönten und dann erlang stets aus unsern jungen Reihen die Nacht am Rhein. Eines Tages, auf dem Weg zum Gymnasium, packte mich mit aller Macht die Begeisterung, ich reichte meinem Better Max die Büchle, mit der Bitte, sie

Mittags zu Hause abzugeben und eilte zum Bahnhof. Dort stand gerade ein Zug mit Garde-Mann zur Abfahrt bereit und mit einem Riesenfah sprang ich ohne Weiteres in einen Pferdewagen. Die Lokomotive zog an, die Mannen lachten und einer meinte: „Na, Junge, Du willst wohl als „Stobig“, d. h. Allerweltsjunge, mit?“ „Ja und mit in die Schlacht.“ „Hoho, da werden solche Grün-schnäbel nicht zugelassen.“ Ich schwieg beleidigt. „Kannst Du Stet?“ „Na ob“, ver-setzte ich, „sogar mit Kuli.“ „Das ist schön. Hier hergekehrt, da n' kleiner Kommeranzgen gegen feuchte Magenwelle, auch n' Stulle darfst Du knabbern, mach fix, wer giebt?“ So ging das Drehen los, ein umgekehrter Stalleimer diente als Tisch. Wir passierten Luckenwalde und nun hielt der Zug in Jüter-bog.

„Ottfried Berned aus Berlin“, rief mit Stentorstimme der Bahnhofsvorsteher. Ich erblaßte. „Des bist Du woll?“ forschte der Gefreite. Ich nickte betrübt.

„Ottfried Berned!“

„Hier!“ erklang es hoffnungslos von meinen Lippen, während alle Mannen lachten und der Bahnhofsvorsteher mich am Kragen mit den Worten packte: „Da hätten wir die Frucht, nette Bolle das, ha, ha, ha. Das wird von Batern Sengen geben! Hier, rein in's Gepäck-zimmer, da findest Du noch sechs andere Aus-reiher.“

Was blieb mir anders übrig, als mich in das Unvermeidliche fügen. Die Sache hatte ich mir anders gedacht!

Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Man packte uns in einen Schnellzug und Abends 8 Uhr, hungrig und durstig, und mit einem sehr schlechten Gewissen ausgestattet, langten wir sieben Stobig's in Berlin an. Wichtig da stand auch mein lieber, guter Va-ter, ein gestrenger, leicht aufwallender und dann mit einer lockeren Hand bewaffneter Mann. Zu seiner Rechten hielt er den mir von früher wohlbekannten gelben Rohs-tock. Zu mir bäumte sich der Stolz auf, stehend heiß stieg das Blut empor. Was, Brügel sollte ich erhalten, ich ein Ober-Sekundaner und Patriot? Nimmermehr, lieber in die Spree! Jetzt hielt der Zug. Die sechs Mitfänger rissen aus und spielten sich mit größter Schnelligkeit dünn, ich verschmähte so etwas und trat offenen Auges meinem Vater entgegen. Dieser sah das für Frechheit an, wurde ganz blaß, zitterte vor Erregung, hob den Stock und stieß hervor: „Ungeratener Sohn —“

Da ereignete sich etwas!

Ein junges, etwa 8 Jahr altes Mädchen, dessen lange abschlonnen Büpfe hoch auflosien, sprang zwischen uns und rief: „Mein Herr, die Franzosen werden geschlagen — lassen Sie doch den Stock bei Seite, bitte, bitte!“ Dabei erhob sie die Hände meines guten lieben Vaters und, ich hätte es bis dahin für unmöglich gehalten, entwand ihm sanft den Stock. Mein guter Papa machte zuerst ein ganz erstauntes Gesicht, dann nahmen seine Miene eine ungewohnte Weichheit an, er hob meine kleine Ketterin hoch und küßte sie unter dem Jubel der Umstehenden. Mir reichte er veröhnt die Hand und ermahnte mich, der kleinen Ketterin meinen Dank auszusprechen. Dies geschah, ich küßte sie und sie mich wie-der. „Nun knief“ aber auch nicht mehr aus!“ rief sie noch beim Abschied.

„Wie hieß das kleine Mädchen?“

„Ja, Fräulein Käthe, wenn ich das damals erfahren hätte!“

„Oh — und weiter?“

„Das war also mein erster Ausflug nach Frankreich.“

„So rissen Sie noch einmal aus?“ waf die hübsche Adelsheid ein.

„Gewiß! Im September vollendete ich das 16. Lebensjahr, wurde nach Unter-Prima ver-setzt und nun hielt ich es für Zeit, ernstlich aus-zutueifen. Geld besaß ich, etwa 50 Thaler, und damit zog ich los, telegraphierte von

Rauch aus den Eltern und traf bald darauf vor Mey ein. Nachdem ich als „Stobig“ bei einem Ausfallgefecht Patronen herbeigetragen und Verwundete zurückgebracht hatte, meldete ich mich als Kriegsfreiwilliger bei den Mannen und man nahm mich. Ich war überglücklich! Nun ist weiter nichts zu erzählen. Bei allen Aktionen war ich zugegen und kehrte als Unteroffizier zurück zu den längst veröhnten Eltern. Darauf lernte ich fleißig auf der Schulbank, bestand das Reifeexamen, studierte, wurde allmählich Mittmeister der Landwehr und erwarb im vorigen Jahr das Gut da drüben. Jetzt geht es mir auszeichnet, denn ich bin von lebenswürdigen jungen Damen umgeben.“

„Und haben Sie die kleine Ketterin nicht wieder?“ forschte Adelsheid.

„Bis vor kurzem nicht, dann eines Tages.“

„Ah! Wie heißt sie, wie sieht sie aus?“

Ottfried lachte beifällig auf. „Ja, meine Damen, Alles sollen Sie später erfahren, wenn ich mich mit ihr verlobt habe. Denken Sie, 15 Jahre habe ich nach der Braut gesucht und morgen gedente ich sie zu fragen, ob sie die meine werden will?“

„Also sind Sie noch gar nicht einig mit ihr?“

„Nein, Sie weiß noch gar nichts davon.“

„Über solch' Uff, Herr Berned“, riefen die jungen Mädchen, die schöne Käthe aber schaute tief erglühend vor sich hin.

„Du“, flüsterte die schwarze Minna der Grete zu, „hat' mal die Käthe an, die nimmt von einer Hoffnung Abschied. Du's ist eigent-lich gar nicht nett von dem Ottfried. Erst macht er ihr den Hof und nun kriegt sie ne kalte Douche.“

Man ging lachend auseinander, die einen hier, die andern dorthin, Käthe aber suchte Klüftung im Garten. In ihren tiefblauen Augen schimmerte es feucht und schmerzliche Tränen entflohen den Lippen. Sie dachte an ihn und, hoch, nahe nicht da ein Männer-recht? Schnell sich verbergen. Er ist's, er darf dich nicht sehen! Oh, da stand er schon, mit gewinnendem Lächeln sie ansehend. Sie schlug die Augen nieder.

„Fräulein Käthe?“

„Herr Berned?“

„Und Sie vorlangten gar nichts über meine kleine Ketterin zu hören? Begreifen Sie denn nicht, daß ihr Bild in meinem Herzen für immer haften blieb!“

„Wo wurden Sie mit ihr wieder bekannt, wo, wann haben Sie mit ihr gesprochen“, stieß Käthe hastig hervor.

„Denken Sie, Käthe, in einem Album sah ich Ihr Bild wieder, so etwa vor einem Jahr.“

„Ach, und wo?“

„Drüben in Wulkow bei Rehring's.“

„So ist's wohl die Anna?“ kam's jaghaft hervor.

„Ich lernte die junge Dame dann näher kennen und aus der unauslöschlichen Dank-barkeit, ohne sie wäre ich wahrhaftig ins Wasser gegangen, erblickete heisse Liebe — sie soll und muß meine Frau werden!“

„Da bekommen Sie aber einen Korb, die Anna ist heimlich verlobt!“

„Meinetwegen, immerzu! Von Fräulein Anna rede ich ja gar nicht, sondern nur von meiner Ketterin — ier von der im Bilde!“ Und damit holte er ein Photographum hervor und hielt es seinem holden Gegenüber vor die Augen. „Kennen Sie diese kleine Dame mit den langen Büpfen?“ fragte er voll tiefer innerer Bewegung. Vor Käthe's Augen flim-merte es und Thränen süßer Freude deckten aus ihnen. „Käthe, glauben Sie, daß ich einen Korb erhalte? Sie schütteln mit dem Haupt — Käthe, an mein Herz, fünfzehn Jahre lang suchte ich Dich. Nun bist Du mein auf ewig, hurra! Hast Du mich denn gar nicht ein klein wenig wiedererkannt?“

„An einer kleinen Narbe über dem rechten Auge, Ottfried, und mit dem Herzen sofort.“

„Und Du verrietest Dich mit keiner Miene, Du Wöfewicht!“

„Wußte ich denn, daß Du meiner gedachtest?“
 „Immer, immer, herzliebster Schak!“
 „Du“, erklärte nachher an der Verlobungstafel die schwarze Minna der Grete, „so romantisch und mit einer kleinen bangen Erwartung möchte ich mich auch verloben —“
 „Wir alle“, vollendete die hübsche Adelfeide, „und so glücklich werden, wie Otfried mit seiner Mutterin es ist.“

Ein Sommermärchen.

Stilze von Franz Kurz-Elshcim (Wiesbaden).
 So, die Alltagsorgen nun abgestreift, den weißen Lawn-Tennis hervorgeholt mit der schwarzen Gürtelweste, den großen Strohhut aufgesetzt und dann hinaus in die schöne lachende Sommerwelt.

So, fast ein ganzes Jahr lang hatte Fritz Rhode gelehrt nach diesen vier Wochen, an denen er seiner Ingenieurpflicht nicht nachzukommen brauchte, an denen er den Unwiderstehlichen spielen, frei sein konnte. Und nun war es so weit. Und schon der erste Morgenzug trug unsern Fritz aus dem Staube der Stadt hinein ins Gebirge.

Da ging's dann an ein Herumstreifen. Er malte gar nicht übel und fand denn auch Stoffe und Anregung genug, sein Skizzenbuch zu füllen. Und die lachende Fröhlichkeit, die ihm aus den Augen schaute; man mußte dem jungen Menschen gut sein, ob man wollte oder nicht.

Eines Nachmittags — siedend heiß war's — war er tiefer in den Wald geraten, als er selbst wollte und als er an das Umkehren dachte, fand er, daß er überhaupt den Weg verloren habe. Guter Rat war teuer! Zudem kam auch noch, daß in der Ferne ein Gewitter aufzog.

Da hemmte ein leises Plätschern seinen Schritt. Vorichtig bog er die Weste zurück und wäre bald mit einem hellen Ausruf zurückgefahren. Aber er bezwang sich. Das Bild, das er da sah, war zu hübsch, das mußte er festhalten. Leise, um sich gar nicht bemerkbar zu machen, suchte er eine Stelle, wo er sehen und zeichnen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Ein kleiner Bach durchrieselte hier den Wald. Ein junges Mädchen, höchstens 13, 14 Jahre alt, lag da am Ufer, die Kniechen geschürzt, Schöße und Strümpfe neben sich gestellt, die vollen Arme unter dem Lockenkopfe und ließ die Füßchen in das Wasser hineinhängen. Fritz konnte sich gar nicht satt sehen an diesem Bilde, zu dem die Sträucher und Büsche den prächtigsten Hintergrund schufen. Und dann das entzückende Madonnenengesichtchen.

Sie kitzelte sie und da mit den Augen oder richtete sich dann und wann ein wenig empor, um eine Erdbeere in das Schnäbelchen zu stecken. Das war auf die Dauer zu viel für Fritz. Er mußte vortreten —

Schon verbeugte er sich artig:
 „Guten Tag, Fräulein Rize.“
 Aber die stieß einen Schrei aus, war dann empor gesprungen und in den Wald hineingelaufen.

Und Fritz starzte die Schöße und Strümpfe an, die sie liegen gelassen hatte und die ihm die Gewißheit gaben, daß sie wiederkommen mußte und machte sich dann mit gesegnetem Appetit über den Rest der Erdbeeren her.

Nichtig, nach etwa einer Viertelstunde hörte er sie herananschleichen. Schnell verborgen. Und als sie sich dann nach ihren Sachen bückte, da haßte er sie.

„Siehst Du, Ritzchen“, lachte er fröhlich auf, „so längt man Dich.“

„Ach, Du bist abscheulich.“

„O nein, will ich gar nicht sein, mein schönes Kind.“

„Wer sagt, daß ich schön bin?“

„Wieder lachste er lustig auf.
 „Das siehst doch jeder.“ Und Du solltest es nicht wissen?“

Sie schüttelte trotzig das Köpfcchen.
 „Dann will ich Dir's zeigen.“

Dabei öffnete er seine Skizzenmappe und zeigte ihr das Bild, das er vorhin hingeworfen.

Sie starzte es mit großen Augen an.
 „Aber — das — bin ja ich.“

„Gewiß.“
 „Woher hast Du das?“

„Selber gemacht.“
 „Das kannst Du alles?“

„Er nickte stesgebewußt mit dem Kopfe. Im nächsten Augenblicke zückte ein Blitzstrahl nieder, der Sturm erhob sich.“

„Hu, das Gewitter!“
 „Ach ja, Du Kleine, wohnst Du hier in der Nähe? Ich habe mich verirrt.“

„Komm nur mit —“
 Und sie faßte ihn bei der Hand und zog ihn vorwärts, während bereits dicke Regentropfen niederprasselten.

Klar und rein war der Abend nach dem Gewitter aufgezogen, ein frischer Obem wehte durch die Natur. Das Vieh atmete auf, die Blumen erhoben ihre Köpfcchen, die vorher welk und matt dalagen, auf's Neue, frischer summten die Wäcker, zirpten die Grillen, quakten die Frösche.

Am Himmel zerriß das flackernde Sturmgewölk in große Schleier. Die Sterne traten hervor, der Mond zog auf.

Sommernacht, wer kann Deine Zauber schildern, Deine Procht ermesien.

Fritz war von seiner jungen Führerin auf das Gut ihres Vaters gebracht worden, der den jungen Mann gerne für die Nacht beherbergen wollte. Man hatte zu Abend gegessen und war nun in den Garten hinausgegangen und hier verloren sich Fritz und Röschen leicht von den andern. Was sich junge Herzen nicht alles zu erzählen haben! Dann hatten sie sich in der Jasminlaube niedergelassen und die Nacht spann ihre weishevollen Zaubere. Er hatte seinen Arm um ihre Taille gelegt und sie ihr Köpfcchen an seine Schulter.

Und er neigte sanft den Kopf zu ihr und flüsterte:

„Liebst Du mich?“
 Ihre Augen verschlossen sich halb in vergnügender Seligkeit, die Knospe des Mundes öffnete sich:

„Dich, Du einziger.“

Wie sie in der Nacht träumte! Er schlief etwas ruhiger und war schon um 4 Uhr auf, um den Leuten Ade zu sagen und weiter zu wandern. An Röschens Fenster hatte er noch einige Blumen gesteckt zum Abschiedsgrüße. Und darauf war er leichten Herzens fürbaß gezogen.

Hoiho! es lacht der Sonnenschein;
 Will Dich die Sorg umfangen,
 So laß das Zimmer immer sein
 Und mit hinaus gegangen.
 Steck eine Blum' Dir an den Hut
 Und nim' zur Hand den Steden.
 Das Wandern schaffst schon frohen Mut —
 Grüß Gott, Du junges lustig Blut:
 Was willst Du Dich verdecken?

Ihr wollt wissen, wie's ging. Nun Röschen hat noch oft an jenen Kuß gedacht, jenen Kuß des Mannes, den sie gar nicht kannte und ist dann hingegangen und hat den Sohn des Cantors geheiratet, dem sie bis heute drei Kinder schenkte. Und Fritz denkt hie und da an sie, wenn er seine Skizzenbücher aufschlägt. So sind sie zufrieden und leben glücklich.

Denn in den modernen Märchen da stirbt man nicht mehr an verräthener Liebe oder gedrohenem Herzen. So'n Unsinn!

Amerlei.

Kulturfortschritt. Einbrecher: 's ist wahr, heute zu Tage giebt es gar keine Entfernungen mehr! Heute Morgen besand ich mich noch in Hamburg auf freier Fuße und heute Abend fahre ich schon in Dresden in Unterjochung.

Waltids. „Wandern Sie, daß ich auf die Nachwelt kommen werde?“ — „Ich glaube, daß nicht einmal die Weltwelt auf Sie kommen wird!“

Unliebame Sparsamkeit. Junge Frau: „Kun sollst Du mir noch einmal sagen, daß ich verschwenderrisch bin, Wäandchen! Heute habe ich von den Salzheringen das Salz abgethan und es zum Salzen der Fleischbrühe verbraucht.“

Sprache in i g u n g. Soldat: „Ja, unser Unteroffizier ist auch für die Verbeuschung der Armeesprache. Der nennt mich jetzt statt Rhinoceros nur Nashorn.“

Pianissimo. Jean, hören Sie doch mal, ob meine Tochter noch singt. — Jean (nach einer Weile): Ja wohl, Frau Baronin, sie läßt aber schon nach.

Ein luger Frauenarzt. Arzt (zu einer Dame, die zu ihrer Freundin ins Kronenzimmer treten will): Bitte, gnädige Frau, setzen Sie vorher Ihren neuen Hut ab, die Patientin darf durchaus keine Aufregung haben!

Buchstabenrätsel.

bei Bei
 Schl bei Bei Se
 Bei bei
D a n.

Kettenrätsel.

17	18	19	20	1	2	3	4	5
16	x	x	x	x	x	x	x	6
15	14	13	12	11	10	9	8	7

Statt der Zahlen sind in die einzelnen Felder Silben zu setzen, die eine fortlaufende Wortreihe bilden; jede Silbe ist zugleich Endsilbe des einen und Anfang des nächsten Wortes. Die Wörter haben folgende Bedeutung:

- 1-2 bekannt aus der Schöpfungsgeschichte.
- 2-3 durchläuft Fluß und Meer.
- 3-4 nützlich; Hausiere.
- 4-5 akademische und kirchliche Würde.
- 5-6 in Kirchen und Kapellen.
- 6-7 organische Urforn.
- 7-8 Geliebte des Jupiter.
- 8-9 weibliches Weien.
- 9-10 erster König eines alten Kulturreichs.
- 10-11 willowachende Pflanze.
- 11-12 weiblicher Bornaume.
- 12-13 desgleichen.
- 13 14 sächsishe Stadt.
- 14-15 Nahrungsmittel.
- 15-16 Getränk.
- 16-17 Teil der Schiffsausrüstung.
- 17-18 giebt Beweglichkeit.
- 18-19 Abkömmling.
- 19-20 Maß.
- 20-2 biblischer Name

Kreuzcharade.

1	2
3	4

Heer Fritz ist ein gar kluger Mann.
 Dent, schön ist die 1 3,
 Nur mahnt 1 3 4 oft daran,
 Daß man nicht mehr so frel.

Doch, giebt's ne Verdicht auch dafür,
 Heut knelt er doch noch aus.
 Ein Jagdfreund im Hotel am 4
 Liebt einen Herrenschmank.

Mit einem 1 2 wird dort baß
 Der lustige Kreis geleßt
 Und an das schönste Witterfaß
 Der 3 2 wird geleßt.

Spät geht's dann helm! Die Gattin wack't ..
 O Fritz, schlecht geht es dir!
 Sei still mein Lieb, sagt Fritz und lacht,
 Bring Heber mir 3 4.

Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Synonyme: Wogen. — Buchstaben-Rätsel: Ausdrud.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Samslag, 9. September, Gorgonius, Martyrer
 St. Lambertus: Feier des ewigen Gebetes
 morgens 6 Uhr Auslegung des hochw. Gutes
 und tägl. Messe, 9 Uhr feierliches Hochamt,
 abends 7 Uhr Komplet.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
W. m. d. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechszehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Lukas XIV, 1-11. „In jener Zeit als Jesus in das Haus eines Obersten von den Pharisäern am Sabbath ging um da zu speisen, beobachteten auch sie ihn genau. Und siehe, ein wassersüchtiger Mensch war vor ihm. Und Jesus nahm das Wort, und sprach zu den Gelehrten und Pharisäern: Ist es erlaubt, am Sabbath zu heilen? Sie aber schwiegen. Da sahte er ihn an, heilte ihn und ließ ihn gehen. Und er redete sie an und sprach zu ihnen: Wer von euch, dessen Esel oder Ochs in eine Grube gefallen, würde ihn nicht sogleich herausziehen am Tage des Sabbathes? Und sie konnten ihm darauf nicht antworten. Er sagte aber auch zu den Geladenen ein Gleichnis, als er bemerkte, wie sie sich die ersten Plätze auswählten und sprach zu ihnen: Wenn du zu einem Gastmahl geladen wirst, so setze dich nicht auf den ersten Platz, damit, wenn etwa ein Vornehmerer als du, von ihm geladen wäre, derjenige, welcher dich und ihn geladen hat, nicht komme und zu dir sage: Welche diesem Platz! und du absondern mit Schande untenansitzen müßtest; sondern wenn du geladen bist, so gehe hin und setze dich auf den letzten Platz, damit, wenn der, welcher dich geladen hat, kommt, er zu dir spreche: Freund, rücke weiter hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen. Denn ein jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedriget; und wer sich selbst erniedriget, wird erhöht werden.“

Mariä Geburt.

Ehrfurchtsvoll begrüßt die Kirche im Introitus der heutigen Messe das heilige Geburtstagskind mit den Worten: „Sel gegrüßt, o heilige Mutter, die Du geboren hast den König, der da Himmel und Erde regiert den Ewigkeit zu Ewigkeit!“ — Die Ehre, die wir an diesem, wie an den übrigen Festtagen der allerheiligsten Jungfrau erweisen, bildet für unsere getrennten Brüder, die Protestanten, einen großen Stein des Anstoßes. Und doch! die Ehre, die wir Maria erweisen, geht im Grunde auf Gott selbst zurück; denn schon der Psalmist hatte ja die Gläubigen des Alten Bundes aufgefordert: „Lobet den Herrn in Seinen Heiligen!“ (Psalm 150, 1.) Die heiligste Person aber, die aus dem Menschengeschlechte hervorging, ist Maria; darum übertrifft die Verehrung, die wir ihr weihen, alle Verehrung, die wir den Heiligen sollen. — Aber noch mehr! Von ihr heißt es im Evangelium des heutigen Festtages: „Von ihr ward geboren Jesus, der genannt wird Christus.“ Was anders bedeutet da die Geburt Marias als das Morgenrot unserer Erlösung, den ersten Strahl jenes ewig gebenedeiten Morgens, an dem nach viertausendjähriger trauriger Sündennacht, die Sonne der Gerechtigkeit“ aufgehen sollte, um zu erleuchten alle, die in der Finsternis und in den Schatten des Todes saßen; um den Fluch wieder in Segen zu verwandeln; um allen, die guten Willens sind, die Macht zu geben, Kinder Gottes zu werden“ und Erben des ewigen Lebens! So dürfen wir also, lieber Leser, in Wahrheit sagen: ich verdanke die Aussicht auf den Himmel und Alles, was mich glücklich machen kann im Leben wie im Sterben, einzig meinem Heiland Jesus Christus, — diesen Heiland aber habe ich von Gott er-

halten durch Maria, die ewig gebenedeite Mutter! Wie sollten da aber unsere Lippen sich nicht öffnen, um mit dankbarer Liebe und Begeisterung in den Lobgesang der Kirche am heutigen Festtage einzustimmen: „Selig bist Du, o Jungfrau, und alles Lobes überaus würdig! Denn aus Dir ist hervorgegangen Christus, die Sonne der Gerechtigkeit, der den Fluch gelöst, den Segen uns verschafft, der den Tod besiegt und das ewige Leben uns wiedergebracht hat!“ — So erzählen denn die schlichten, einfachen Worte des heutigen Evangeliums: „von ihr ist geboren worden Jesus, der da genannt wird Christus.“ — sie erzählen uns von dem unbeflecklichen Glück, das uns durch die Geburt Marias geworden ist.

Und welch' herrliches Tugendbeispiel hat sie uns, lieber Leser hinterlassen! Fürwahr, zu ihr dürfen alle Stände, alle Geschlechter, alle Lebensalter aufschauen, um an ihrem Tugendwandel sich zu erbauen, um der demüthigen Magd von Nazareth auf der Bahn der Tugend und Heiligkeit — wenigstens von fern — zu folgen. Sie hat alles getragen, was ein Menschenherz nur tragen kann: Freund und Leid, Ehre und Schmach, Wohlstand und Armut, Glück und Unglück! — Sie ist gewesen, was ein Mensch nur sein kann: gewesen ein Kind, eine Jungfrau, gewesen eine Gattin, eine Mutter, eine Witwe! Aber was sie immer war, — sie war eine Dienerin Gottes, die immer und überall nur darauf bedacht war, den Willen Gottes in der vollkommensten Weise zu erfüllen; eine Dienerin Gottes, die nichts anderes verlangte, als daß der Wille des Herrn an ihr in Erfüllung ginge. Deshalb haben alle Heiligen Tag für Tag in jenen reinen Spiegel ihrer Tugenden und Vollkommenheiten geschaut

Kirchenkalender.

- Donnerstag, 10. September.** 16. Sonntag u. Pfingsten. Mariä Geburt. Fulgentia, Jungfrau. Nikolaus von Tolentin, Befreier. Evangelium Lukas 14, 1-11. Epistel Epheser 3, 13-21. Festtags-Evangelium Matthäus 1, 1-16. Epistel Sordliche Salomons 8, 23-35. St. Martin: Mariä Geburtstest mit Fest-Oktav und vollkommenem Ablauf unter den heidolichen Bedingungen. 5. Messen um 6, 7, 8, und 11 Uhr, 1/3 feierliches Hochamt; 10 Uhr sakram. Prozession durch die Reustadt. Nachmittags 1/4 Uhr Andacht für die marian. Jungfrauen-Kongr., 6 Uhr Festvortrag, Anzug, Tebeum u. Segen. An den Werktagen um 8 Uhr Hochamt, abends 1/8 Andacht mit Segen. 8. Novelle zu Stoffelr: 8 Uhr feierl. Hochamt mit sakramentalem Segen. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation, nachmittags 1/4 Vortrag und Andacht für die selben.
- Freitag, 11. September.** Protus, Märtyrer. St. Martin: Ewiges Gebet. 5. Messen 6, 7, 8 und 9 Uhr, 10 Uhr feierliches Hochamt, abends 7 1/2-8 Uhr feierl. Komplet mit Segen.
- Sonntag, 12. September.** Vinand, Briefster. St. Martin: Morgens 6 Uhr Hochamt mit Tebeum und Schlusseggen.
- Dienstag, 13. September.** Waternus, Bischof. (Gebetung siehe letzte Seite.)

und aus ihrem erhabenen Beispiel Mut und Kraft geschöpft, selbst zu wandeln auf dem Pfade der Tugend und Heiligkeit. Ja, wo wäre auch jetzt noch ein Christ, der diesen Namen voll und ganz verdient, der nicht durch die Betrachtung des engelgleichen Tugendwandels Maria sich ermuntert und gekräftigt fähle zum Kampfe gegen die Sünde, zum Leben der Unschuld und Heiligkeit, zum Beharren auf dem Wege zum Himmel? Da verstehen wir auch das geheimnisvolle Wort, mit dem die heutige Epistel schließt: „Wer mich (Maria) findet, der findet das Leben und schöpft Heil aus dem Herrn“. — d. h. wer Maria „findet“ durch beharrliche Nachahmung ihrer Tugenden, der findet auch das ewige Leben; denn die mächtige Gnade Gottes (das „Heil aus dem Herrn“) wird ihm niemals fehlen.

Maria thront nun dort oben im Reiche der Engel in einem Meere von Wonne und Seligkeit, und dieser ihrer Glorie wird nie ein Ende sein. Ach, daß auch wir, lieber Leser, sie einst in ihrer Herrlichkeit schauen dürften und bei ihr im Lande des Friedens und der Glückseligkeit eine Wohnstätte fänden! — Wir werden's gewiß, wenn wir Maria nicht nur in unsern Gebeten verehren und anrufen, sondern auch in den Fußstapfen unserer heiligen Mutter zu wandeln uns bemühen, — „wer sie findet, der findet das (ewige) Leben!“ —

Der heutige Festtag, lieber Leser, hat speziell für die katholische Einwohnerschaft Düsseldorf noch eine ganz besondere Bedeutung: Am Feste der Geburt Maria des Jahres 1849 wurde von einem eifrigen Priester ein „Sensfrülein“ gepflanzt, — gepflanzt in den fruchtbaren Boden unserer heiligen Kirche; und siehe! es ist aufgegangen, Gottes Segen ruhte auf ihm, und so ist es emporgewachsen zu einem mächtigen „Baume“, der vielen Tausenden von jungen Leuten während eines halben Jahrhunderts Schutz geboten in den Stürmen des Lebens: ich meine den „Katholischen Gesellenverein“ der am heutigen Geburtsfeste Marias sich mit dem goldenen Jubelkranz schmückt zu seinem fünfzigsten Geburtstag!

Jener hochverdiente Priester ist der sel. Franz Reberlet, ein geborener Düsseldorfer, weiland Kaplan an der Pfarrkirche zum hl. Andreas. Mit 16 Handwerksgefellens erbfürte er den Verein in dem Hause Altstadt 14. Bereits am 15. Oktober erkreute der Gesellenvater A. Kolping die kleine, wackerer Schaar mit seinem Besuche und ermunterte den jungen Verein durch sein hinderndes Wort zu treuem Beharren auf der beschrittenen Bahn. Auch angesehenen Katholiken Düsseldorf's ließen — wie heute noch — so auch damals es an wohlwollender, thätigster Förderung des wichtigen Unternehmens nicht fehlen. Auf den ersten Seiten des „Protokollbuches“ des Düsseldorfer Gesellen-Vereins findet sich ein kurzer Bericht über die Feier des ersten Weihnachtstages (1849) im Gesellenhause: „Alles war auf das Schönste arrangiert. Außer den Ehrenmitgliedern des Vereins waren anwesend: v. Schadow, Direktor der Kunstakademie, Wintergerst, Inspektor derselben, Dr. Bücheler, Dechant Joesten, Pfarrer Grünmeyer, Kaplan Hemmerling, Kaplan Sommer, Maler Karl Müller, Kaufmann Juyven. Die Ehrengäste bekundeten ihre höchste Befriedigung über den Verlauf des Festes, und Herr Dechant Joesten verles die dieser Stimmung bedebten Ausdruck.“

Unter den Augen der älteren Leser hat der Verein sich mächtig entwickelt, Dank der aufopfernden Thätigkeit des sel. Stifters, wie namentlich der Präsidis Rektor Menne († 1870) und Rektors Spickernagel († 1895). Ihr Andenken wird ein segnetes sein, so lange es einen „Düsseldorfer Gesellenverein“ geben wird, der heute 800 Mitglieder zählt

und nicht weniger als 320 junge Handwerker beherbergt!

Gott allein weiß, wie viel Segen der Verein im Laufe eines halben Jahrhunderts gestiftet. Wie manchem Mutterherzen hat er die quälendste Sorge um den auf die Wandererschaft ziehenden Sohn liebend und sorgend abgenommen! Und wie viele Tausende haben es dem Gesellenvereine zu danken, daß ihr Lebensschifflein nicht gescheitert ist an zahlreichen, gefährlichen Klippen! Wie viele Tausende, die heute, in geachteter bürgerlicher Stellung, treu zu Kirche und Vaterland stehen, segnen den Tag, an dem die große „Kolpingsfamilie“ sie liebend und sorgend aufnahm.

Wir beglückwünschen von ganzem Herzen den jetzigen ausgezeichneten Präses und seinen Verein zu dem Jubelfeste, das nicht nur berechtigter Freude der jungen Lebenslustigen Burden Raum geben, sondern auch der Stärkung ihrer christlichen Grundsätze dienen wird und der Pflege der Tugenden, die der Kirche und dem Vaterlande und nicht zuletzt dem ehrjamen Handwerk zu gute kommen.

Die Erblichkeit der menschlichen Krankheiten.

Von Dr. R. Preesch.

In neuester Zeit sind über die Erblichkeit der Krankheiten wieder einmal irtige und beunruhigende Ansichten veröffentlicht worden. In Wirklichkeit und Wahrheit ist dieses Thema mehr interessant als unberührend oder gar unheimlich. Man hat sich seit Jahrhunderten in medizinischen Kreisen Mühe gegeben, über die Erblichkeit der menschlichen Gebrechen und Krankheiten maßgebende Beobachtungen zu machen, und diese gewissenhaft aufzuschreiben. Aber die Ausbeute war zu gering, denn zum Glück für die Menschheit erben die Kinder nicht so sicher die Krankheiten ihrer Eltern wie etwa deren Vermögen. Sichere Resultate sind auf diesem Gebiete bis heute noch nicht erzielt worden und werden auch wohl nie erreicht werden: denn die Natur lebt es gerade, hier der Wissenschaft und Forschung recht oft und recht überraschend ein Schnippchen zu schlagen, indem die Erblichkeit der Krankheiten gerade da ausbleibt, wo man sie sicher erwartete und umgekehrt.

Diese Erscheinung erklärt sich erstens durch die Kreuzung der Arten, die durch ihre Gegenseite sehr oft wunderbar hellend, regenerierend wirkt, und zweitens durch die Thatsache, daß der erbliche Zusammenhang zwischen Erkrankung der Eltern und Kinder kein bedingungslos notwendiger ist. Vor allen Dingen ist zu beachten, daß niemals Krankheiten an sich, Krankheitsprozesse erblich übertragen werden, sondern höchstens die Anlagen dazu.

Ebenso wenig werden besondere Talente fertig ausgebildet vererbt, sondern auch hier nur die Anlage dazu.

In beiden Fällen braucht diese Anlage nicht zum Ausbruch oder Verwertung zu kommen. Die Bildung, Erziehung und Pflege macht den Menschen, denn er ist die Summe der Einwirkungen von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, Klima und Ernährung, Pflege und Training, kurz das Ergebnis aller ihm gewordenen Eindrücke.

Gute und böse Eigenschaften werden nicht angeboren, sondern anerzogen. Die Vererbung der Anlagen zu edlen und schlechten Eigenschaften kann vorhanden sein und pflanzt sich wie die Krankheitsanlagen auf dreierlei Weise fort.

Erstens durch direkte Vererbung. Hier aber kommt gleich die merkwürdige Thatsache zum Vorschein, die den Forschern ihre Arbeit so sehr erschwert, daß die gekrenzte Vererbung die Norm ist, das heißt, der Sohn artet mehr nach der Mutter, die Tochter mehr nach dem Vater.

Diese Thatsache erklärt, warum ein be-

skränkter Vater mit einer klugen Mutter einen klugen Sohn und eine dumme Tochter erzeugt.

So vererbte sich beispielsweise das große Talent des französischen Finanzministers Rucker auf seine Tochter, die nachherige Frau von Stael-Holstein. Goethe hat bekanntlich seine Statur vom Vater, seine Frohnart und die Lust zu dichten von seinem Mütterchen geerbt.

Zweitens kann die Vererbung aus einer Seitenlinie erfolgen. Für diese Art von Vererbung sind historisch merkwürdig: Cäsar und Octavian, Gustav Adolf und Karl VII. von Schweden. Octavian war der Großnichte des Cäsar, wie Karl VII. derjenige Gustav Adolfs war. Die Schwester Cäsars sowohl als diejenige Gustav Adolfs hatten sich in ganz fremde Familien hineingeheiratet, und dennoch zeigten sich nach mehreren Generationen so auffallende Familien- und Charaktereigenschaften zwischen den genannten und in Parallele gestellten Männern.

Drittens erfolgt die Uebertragung durch Atavismus, Rückschlag, das heißt, die Enkel und Enkelinnen erben erst die Eigenschaften und Krankheiten der Großeltern, während die zwischen liegenden Generationen verschont bleiben. So feierte die geistige Schöpfungskraft des Philosophen Moses Mendelssohn erst in seinem Enkel Mendelssohn-Bartholdy ihr Wiedererscheinen. Darwin, den Begründer der modernen Entwicklungs-Deszendenz-Theorie, deren Hauptstütze eben das Gesetz der Erblichkeit ist, darf man als das in vielfältiger Frucht gereifte Saatcorn seines Großvaters Erasmus Darwin betrachten. Von den Krankheiten ist die erblichste die Mutterkrankheit, Hämophilie; dann folgt die Gicht und dann erst in viel geringerem Grade die so sehr gefährliche Lungen- und Nierenkrankheit.

Zum Glück findet man die schreckliche Bluterkrankheit nur in etwa 200 Familien mit kaum 1000 Personen. Die Befallenen haben eine erbliche Anlage zu leicht eintretenden, heftigen oft tödlichen Blutungen, die entweder freiwillig, von selbst, oder oft nach ganz unmerklichen Verletzungen eintreten, so daß ein Nadelstich, eine leichte Zahnfleischverletzung oder ein Rasenbluten den Tod durch Verblutung herbeiführen kann.

Die Ursache dieser schrecklichen Krankheit ist ein Mangel an Faserstoff im Blute, der es ungerinnbar macht. Die Gicht soll mindestens in der Hälfte der Fälle erbliche Verbreitung zeigen, in vielen Familien sogar alle Mitglieder, trotz zweckmäßigster Lebensweise, befallen. Auch sind Beobachtungen bekannt geworden, namentlich über englische Familien, daß sich die Gicht seit vier bis fünf Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn forterbte.

Für die Lungen- und Nierenkrankheit, die allgemein für eine besonders erbliche Krankheit gehalten wird, wohl deshalb, weil manchmal ganze Familien davon hingerafft werden, stellt sich die Erblichkeit nach der Statistik verhältnismäßig sogar als gering heraus, sie schwankt zwischen 15 bis 25%, und übersteigt letztere Höhe sehr selten. Auch bei den Krankheiten des Nervensystems spielt die Erblichkeit eine große Rolle, namentlich bei Geisteskranken und Epileptischen. Wo solche Krankheiten herrschen, sollte man mit dem Schließen von Ehen sehr vorsichtig sein.

Am größten ist naturgemäß die Gefahr der Vererbung dort, wo beide Eltern an gleichen abnormen Zuständen leiden, weil in Folge dessen ein doppelter Einfluß auf das Kind stattfindet, und es so der Gefahr kaum entrinnen kann; hierauf ist auch wahrscheinlich der schädliche Einfluß zurückzuführen, den die Ehen Blutsverwandter auf die Nachkommen haben.

Man hat diesen Ehen lange Zeit eine ganz besonders gefährliche Bedeutung zugelegt, nachdem man darauf aufmerksam geworden war, daß namentlich Taubstummheit, Blindheit und Wüßhinn die Sprößlinge solcher Ehen befallen.

Jetzt hat eine ruhige Prüfung ergeben, daß jener schädliche Einfluß nur dann in so hohem Maße eintritt, wenn Mann und Frau die gleichen Krankheiten oder die Anlagen dazu besitzen, die sich dann allerdings bei den Kindern in potenziertem Maße geltend machen.

Sind beide Verwandte dagegen gesund, so können sie ebenso gesunde Nachkommenschaft erhalten wie Blutsfremde. Jedenfalls aber ist bei Kreuzung der Arten die Aussicht auf gesunde Nachkommenschaft weit sicherer, und mit Recht warnen Staat und Kirche vor Ehen mit Blutsverwandten. Nicht nur von körperlichen sondern auch von geistigen Vorzügen soll man sich beim Schließen von Ehen bestimmen lassen, um so seinen Nachkommen die größtmögliche Summe aller körperlichen und geistigen Vorzüge zu verschaffen.

Vor der Saison.

Novelle von Anna Seyffert (Berlin).

Diese traumhafte Stille — o, diese köstliche Ruhe! Und welch' ein unendlich behagliches Bewußtsein, der erste Sommergast zu sein! Moritz Witt hatte es sich auf einer Bank bequem gemacht, die sich eng an ein Vorkenhäuschen lehnte und von Springen und Goldregenbüschen fast ganz verdeckt wurde.

Er war dem Finale des Gesellschaftstrubels entflohen, aber immer noch glaubte er die durch die Salons flutende, geräuschvolle Unterhaltung zu hören, die von hohen und dunkelgefärbten, von scharfstrahlenden und fetten Stimmen gefüllt wurde und die ihn schließlich ganz nervös gemacht hatte.

Der Wunsch, sich zu verbergen an einem Orte, wo niemand ihn kannte, keiner ihn anredete, wo er gleichsam ein Einsiedlerleben führen konnte, war bei ihm fast zur fixen Idee geworden.

Kurz entschlossen hat er eine Reise ins Blaue hinein unternommen und nun vor einer Viertelstunde die Eisenbahn verlassen.

Der Waldweg führte in ein kleines, thüringisches Dorf, das seiner herrlichen Lage wegen ein rege besuchter Kurort war, natürlich erst von Beginn der Saison ab. Jetzt war Moritz keinem Menschen begegnet und die Aussicht auf wochenlange Einsamkeit erfüllte ihn mit einer so wohligen Befriedigung, daß er ganz davon durchdrungen einschielte.

Aber nur sehr kurze Zeit war ihm diese erquickende Ruhe vergönnt.

Noch halb vom Traum umfungen, rang er mit dem unangenehmen Eindruck, den zur Zeit menschliche Stimmen in ihm hervorriefen. Unbewußt wehrte er sich gegen das Erwachen, als aber lustige Worte, silberhelles Mädchenlachen und dazwischen auch die Strophe eines Volksliedes in wohlgeklungenen Tönen in die klare Luft hinausschwirrten, da floh der freundliche Traumgott und Moritz mußte wohl oder übel die Augen öffnen.

Er sah nichts von den Ruhestörerinnen und sehen wollte er nichts. Er war wütend. Aber wenn zwei junge Mädchen sich im Walde ergehen, um einander ihre Herzen auszuschütten und wenn sie sich obenin vor Lauschern vollständig sicher fühlen, dann vergessen sie auch das Sprechen nicht.

Eigentlich gleich das Gepolander leichtem Vogelgezwitscher. Dieser Ansicht mochte auch Moritz Witt sein, denn seine Mienen glätteten sich allgemach und von Zeit zu Zeit huschte sogar ein amüsiertes Lächeln um seinen hübschen härtigen Mund.

„Willst Du nun Atlas zum Brautkleide wählen oder Seide mit einem Spitzenüberwurf, Evchen?“ klang es soeben deutlich aus dem Vorkenhäuschen zu ihm herunter, „ich rate Dir zu Letzterem. Weißt Du, Deine hohe, schlanke Gestalt, Dein feines Gesichtchen erscheinen von Spitzen umwogt noch ätherischer als sonst! Den Brautkleidler sticke ich Dir! Evchen, ach welch' eine reizende Braut wirst Du sein!“

„Aber Mieke, hörst Du es denn nicht, daß ich ihn nicht mag, nicht will, diesen sehr ehrenwerten Mr. Witt aus New-York? Möchte er meinethwegen die Welt umsegeln, wenn er nur hierher nicht kommt —“

„So sprichst Du jetzt, Evchen, laß ihn nur erst da sein —“

„Ach, heirate Du ihn doch, wenn Du so eingenommen für ihn bist! Ich — ich lasse mich nicht verkaufen —“

„Und Dein Vater, der Herr Kommerzienrat Rasmus, läßt sich schwerlich däreinreden, wenn er sein Lieblingsprojekt plant. Zudem —“

„D, Du! Du bist wohl mit im Komplott, ja? Anstatt mir hilfreich, wie es einer treuen Freundin zukommt, mit Rat und That beizustehen, möchtest Du mich am liebsten gleichfalls verschachern an diesen überseeischen Strohsopf!“

Jetzt schluchzte Mieke: „Nein Evi, Deine Ungerechtigkeit übersteigt alle Grenzen, wir alle meinen es so gut mit Dir! . . . Und schließlich behalte ich doch recht! Wenn der Millionär erst hier ist und um Dich wirbt, wirst Du ihm nicht aus purem Eigensinn einen Korb geben. Eure Väter sind seit Jahrzehnten Geschäftsfreunde und Glück kann doch nur dann ergehen, wenn man den Eltern ein solgfames Kind ist!“

„Dich haben sie ganz gehörig instruiert,“ ärrte Eva, „aber zum letzten Male sei es gesagt: Mr. Witt heirate ich nicht, nein und tausendmal nein! . . . Aus Briefen spricht die Seele eines Menschen zu uns —“ sie lachte plötzlich ihr silberhelles, bezauberndes Lachen, „sodas Mieke und der heimliche Lauscher ganz entzückt aufhorchten, „solch ein Strohsopf, wie der ehrenwerte Mr. Witt es dreist, gibts bei uns kaum, das hat von der Tropensonne noch eine besondere Gleiche erhalten! . . .“

„Glaube doch nicht, Kleine,“ fuhr sie ernster fort, „daß ich eigensinnig bin. Ich würde ja einen Mann so heiß, so unentwegt lieben, jede Herzensprüfung bestehen können! Aber es muß doch etwas innig Verwandtes zwischen mir und meinem künftigen Gatten weben! Mein Alles muß er sein! Das, was Andere vielleicht eigenwillig und tadelnswert an mir finden, muß mein Gatte aus den Tiefen meines Wesens heraus verziehen, es schätzen und heilig halten. Mit klugem Sinn muß er das zur Vollkommenheit zu entfalten wissen, was gut in mir ist!“

„Mein Gott, Eva, bist Du überspannt! Solch einen Mann giebt's ja gar nicht —“

„Vielleicht nicht,“ seufzte Eva in tragischem Ton, „ich werde als alte Jungfer sterben!“ „Es ist schon besser, Du steigst mit Deinen Ansprüchen aus den Wolken auf die Erde hinab,“ bemerkte Mieke altfug, „Ich denke es mir viel richtiger, wenn eine Braut sich den künftigen Gatten erzieht! Ich schwärme für solch ein Verhältnis, wo der Mann —“

„Ein Pantoffelheld ist,“ ergänzte Eva spottend, „ich glaube, Mieke, Witt wär der rechte Mann für Dich, Du solltest ihn statt meiner empfangen — ach, das wäre eine Idee.“

„Sie ist zwecklos,“ seufzte Mieke bedrückt, „ich bin arm! Aber wenn Witt mich haben wollte, ich sagte ohne Besinnen Ja! Ach, sich nach Belieben mit Sammet und Seide, Gold und Perlen schmücken zu dürfen — kann es Schöneres geben?“

„Kleine, thörichte Mieke, in welchem Irrtum befindest Du Dich! Gold kann niemals glücklich machen! Wenn Du Deinem Wahne folgst, wirst Du einst schwer büßen müssen.“

„Das sagt Du, welche den Wert des Geldes kaum kennst! Lebe nur ein einziges Jahr mit den Mitteln, wie die verwitwete Familie eines Rechnungsrates als Pension erhält, und Deine Ansichten erleiden eine gründliche Reform.“

Moritz hatte sich längst aus seiner liegenden Stellung aufgerichtet. Als die beiden Freundinnen sich jetzt gleichfalls erhoben, stand er, durch die Büsche gedeckt und wartete ungeduldig auf den Moment, der ihm einen Blick in Evas Gesicht gestattete.

Langsam schritt sie die wenigen, aus dem

Vorkenhäuschen auf den Weg führenden Stufen hinunter. Welch ein bezauberndes Antlitz war das! Weiß und feuch. Kaum ein Anflug von Röte lag auf den jugendlichen Wangen, doch ein sanfter Glanz verklärte die Züge, sowie die blauen Augen, die ein wenig verträumt dreinschauten. Kasianenbraunes Haar umgab in weichen Wellenlinien das feine zarte Gesichtchen.

Mieke war eine allerliebste Blondine, mit Grübchen in den glühenden Wangen und strahlenden, etwas zudringlichen Augen.

Moritz streifte die liebe Kleine nur mit flüchtigem Blick, sein Interesse, ach vielmehr noch, konzentrierte sich auf das schlanke Mädchen mit den durchgeistigten Zügen, aus dem ein Menschenkenner die heimliche Sehnsucht nach etwas Fremden, Unnenbarem wohl herauslesen konnte.

Da war er nun den Menschen, der Intrigue entflohen und schon nach wenigen Stunden des Ausruhens sann er darauf, wie er dem Mr. Witt aus New-York einen Streich spielen und der reizenden Eva helfen könnte.

Als die jungen Mädchen ein wenig einflüßig heimwärts gingen, ertönten plötzlich elastische Schritte hinter ihnen. Gleich darauf wurden sie von einem jungen, elegant aussehenden Manne angeprochen.

„Um Verzeihung, meine Damen, würden Sie einem verirren müßen Wanderer den rechten Weg weisen? Ich habe auf gut Glück hin den deutschen Wald betreten, nun scheint es, als habe er mich verzaubert.“

Eva erzitterte unter dem Blick dieser dunklen, leuchtenden Augen, die mit so still werdenden, oder auch wie um Verzeihung bittenden Ausdruck auf ihr ruhten. Mieke preßte verständnisvoll den Arm Evas, wodurch diese noch verwirrt wurde.

„Ich bin hier fremd, meine Damen, Mr. Witt — oh — habe ich Sie ersehrt? Ich möchte es fast als ein gutes Omen betrachten, daß ich Ihnen hier begegne. Sie würden mich zu lebenslangem Dank verpflichten, wenn Sie mir gütigst Auskunft erteilen wollten über eine junge Dame —“

„Fräulein Eva Rasmus“, vollendete Mieke schnell, mit einem zierlichen Knix die Freundin gleichzeitig vordringend. Der Ungläubliche war ja im Stande, sich von vornherein alle Chancen zu verschmerzen. Es wurde der kleinen Vermittlerin ordentlich schwarz vor den Augen. Jetzt würde Eva ihn einfach wegschicken, ihm rundweg erklären —

Doch im Gegenteil. Evas klare Augen hingen mit einem Glanz an den Zügen des jungen Mannes, daß es diesem war, als senkten sich leichte Liebesstrahlen tief in sein Herz hinein.

Mieke aber vergaß es, ihr Rosenmündchen zu schließen, so ungeheuerlich erschien ihr der Vorgang. Sie nickte den Beiden grüßend zu und sog dann davon, um im Rasmusischen Hause die Freudenbotschaft zu verkünden, daß Mr. Witt aus New-York angelangt sei und augenscheinlich das Kunststück fertig gebracht habe, der spröden Eva zu imponieren.

„Anfangs empfand das hübsche Mädchen selbstlose Freude, aber dann überschlich sie doch leise Behmut: „Wie schade, daß Mr. Witt kein strohgulbes Haar hat,“ seufzte sie, „mich würde es nicht genieren. Ich würde ihn geheiratet haben und aus Dankbarkeit ihn lieben, trotz seiner Häßlichkeit.“

„Ich heiße Sie herzlich willkommen in meiner deutschen Heimat,“ sagte Eva innig, dem Manne anmütig ihre kleine Hand entgegenstreckend.

Er führte sie an die Lippen und gab sie überhaupt nicht mehr frei.

„Eva“ sagte er feurig, „glauben Sie an eine Liebe auf den ersten Blick, an solch eine Leidenschaft, die wie Blitzstrahl trifft und zündet?“

Das zarte, weiße Mädchen Gesicht erschien mit einem Male wie in Purpur getaucht, aber eine Antwort gaben die bebenden Lippen nicht heraus.

„Eva!“ fuhr der Werbende stürmischer fort, „ehe ich das Haus Ihrer Eltern betrete, muß es klar werden zwischen uns. Eva, Geliebte —“
 „Wir kennen uns ja kaum eine Viertelstunde,“ kispelte sie.
 „Und eben solange lieben wir uns!“ rief er fauchend. „Über Alles, was ich wünsche, ist, daß Du mich in Deiner Nähe duldest, mir erlaubst, um Dich zu werden. Du und ich, Eva, wir gehören zusammen und wenn eine Welt uns trennte! Als ich Deine süße Stimme hörte, kam es wie eine Offenbarung über mich! Ich verlese Dich, Du Einzige und heilig sollen mir die geheimsten Empfindungen Deiner Seele sein! Nun sage mir aber auch ein Wort, ein einziges Wort, das mich von danger Qual befreit!“

Aber wie wäre das tief erregte Mädchen eines Wortes fähig gewesen! Sie war nicht erstarrt, daß er etwas von ihrem Seelenleben wußte, sie fühlte nur, daß er recht hatte. Die Töne, die er anschlug, fanden klingenden Wiederhall in ihrem Herzen. Bedend lauschte sie dem bestirkenden Werben des schönen Mannes, die Wellen des Glückes schlugen hoch über ihren Köpfen zusammen. Niemals war ihr zuvor die Ahnung gekommen, daß das eigene Wollen sich so vollständig auflösen könne unter dem Willen eines Stärkeren. —

Als Nieze athemlos in der Villa Rasmus anlangte, fand sie das ganze Haus in Aufruhr. Da sie hier die Rechte eines Kindes besaß, stufte sie sich ein wenig zurecht und begab sich dann sogleich in den Salon.

Zuerst sah sie nur Evas Eltern, die mit einer gelinden Verzwieselung einem schweigsamen Gast gegenüber saßen. Bis jetzt war jedes Bemühen, ihn zum Sprechen zu bringen, vergeblich gewesen. Frau Rasmuss erhob sich bei Niezes Eintritt sichtlich erleichtert und stellte vor: „Mr. Pitt aus New-York — die Freundin unserer Tochter: Fräulein Maria Wendler!“

Nieze vergaß es, sich zu verneigen, die Ueberrohung war zu gewaltig. Dort im Balde spazierte Mr. Pitt Seite an Seite mit der sonst so spröden Eva, und hier — aber da — flamme ein heller Freudenstrahl aus Niezes Augen zu dem langen jungen Herrn hinüber, der ihr schäufstern die Hand zum Gruße bot.

Welch ein Irrtum auch obwalten mochte, dieser hier war zweifellos der echte Pitt und was die Hauptsache, der romantischen Eva würde er in keinem Falle gemühen.

Mr. Pitt No. 2 hatte mit verstohlemer Neugierlichkeit in Niezes hübschem Gesichtchen geforscht, und als ihm von dort statt des mittelbigen Lächelns, an das er leider gewöhnt war, herzliche Freude entgegenstrahlte, mochte etwas Unbeschreibliches in ihm vorgehen, seine wasserblauen Augen, die rührende Gutmütigkeit verrietten, wichen nicht mehr von Niezes glühendem Gesichtchen.

Da wurde rasch die Thür geöffnet und das Liebespaar trat strahlend vor Seligkeit ein. Eva eilte, ganz von ihrem bräunlichen Glanz beaufacht, auf den Papa zu: „Vergieb mir doch meine Widerspenzigkeit, ich konnte ja nicht wissen, daß er ein so herrlicher, lebenswerter Mann sei!... Aber so begrüßt ihn doch — Mr. Pitt aus New-York —“
 Nieze hatte dem langen, jungen Manne wie beschwichtigend ihr rundliches Händchen gereicht und er hielt es fest, als wollte er es nie wieder lassen.

„Mr. Pitt?“ fragte der Hausherr den Pseudopitt argwöhnlich mustend.
 „Über Papa —“

„Mr. Pitt aus New-York steht dort, mein Kind!“

Ein solches Beh hatte Moritz natürlich nicht vorausgesehen. Aber schnell gefaßt trat derselbe auf den Hausherrn zu, ehe dieser ein Wort Sprechens konnte, das vielleicht doch einen Schatten auf dieses sonnenhelle Bild geworfen hätte.

„Ich bin ein Ehrenmann, hochverehret

Herr, ich bitte Sie um eine Unterredung unter vier Augen.“

Es war gut, daß Moritz sich vollständig zu legitimieren vermochte. Und sein kühner Scherz fand nach aufrichtiger Weidte schneller Verständnis, als er es erwartet hatte.

Es war dem Herrn Kommerzienrat wohl doch klar geworden, daß er kein einziges Kind zu einer Heirat mit Mr. Pitt nicht zwingen dürfe und er war schließlich froh, daß die Wahl der eigenwilligen Eva auf einen wohl-situirten Mann gefallen war, denn ganz richtig vermutete er, daß sie bereit gewesen wäre, trenn zu dem Geliebten zu halten, auch wenn solch eine starke Liebe ihr zum Unglück gereicht hätte.

Es fand dann noch eine gemeinsame Beratung der Eltern statt und Moritz hatte sich verpflichtet, während derselben in dem ihm angewiesenen Zimmer zu bleiben.

Eva schwebte in tausend Aengsten um ihr rasch erblühtes Glück, als sie aber endlich zu den Eltern beschieden wurde und ihre Hand in die Moritz Witts legte, da erschien es ihr ganz nebensächlich, ob er Ausländer oder ein Deutscher sei. Er war Derjenige, auf den ihr ahnungsloses Herz gewartet hatte, darin gipfelte alle Seligkeit.

Über ein nicht minder glückliches Pärchen bildeten der echte Pitt und seine rosige Nieze. Sie sprach und er nickte Belfall, so hatte sie es sich immer gewünscht.

Es folgten jetzt rauschende Feste aber sie erregten keineswegs Moritz Witts Unbehagen, glaubte er doch immer nur eine Stimme zu hören, daß süße, silberhelle Lachen seiner angebeteten Braut.

Amerkei.

* Starke Einbildung. Freundin: „Mir scheint, der Kanzleirath kann man auch nicht alles glauben?“ — Der? Na, ich sage Ihnen wenn die einen Pöfel Karlsbader Salz genommen hat, dann erzählt sie jedem, sie hätte eine Vabereise gemacht!“

* Konsequent. Herr Schnappaus ist berath mit Leib und Seele Journalist, daß er nur in einem Welt schläft, welches mit Stahlfedern gearbeitet ist.

* Kinder münd. Großmutter (zu ihrer Enkelin, die nicht folgen will): „Ella, weißt Du nicht, wie das vierte Gebot Gottes heißt?“ — Ella: „Ja, wohl, aber von der Großmutter steht nichts darin.“

* Gedankenpflitter. Es giebt auch diskrete Frauen; das sind jene, die keine Geheimnisse wissen. — Auslagen, vor denen die Frau steht, bedeuten Auslagen, vor denen der Mann steht! — Man kann ein schönes Kreditat haben und doch ein schlechtes Subjekt sein.

* Mistrauisch. Mutter (zu Friz, der das erste Mal photographirt werden soll): „Aber heul doch nicht, Friz, Dir passiert doch nichts, das dauert nur einen Augenblick!“ Friz: „Ja, das hast Du neulich beim Zahnarzt auch gesagt!“

* Sie thut's doch. „Kann Ihre Tochter Klavier spielen?“ „Nein! aber sie thut's.“

* Sport. „Auf dem gestrigen Rennen stürzten der Leutnant von Henslein und der Fohel Holliday. Ersterer war sofort tot, Holiday brach einen Arm und ein Bein. Das Rennen am nächsten Sonntag verspricht ebenfalls hochinteressant zu werden.“

* Praktische Wohltätigkeit. Schreibers-gattin: „Nächstens kommt die Frau Gräfin mit der Sammelliste — was soll ich ihr denn geben?“ — Mann: „Ja, gib ihr zehn Mark — bei der nächsten Arbeit, die ich für sie mach, schlag' ich's dann wieder drauf!“

* Ein teurer Schwiegerjohn. Bankier: „Also, Herr Leutnant, Sie möchten gern mein Schwiegerjohn werden?“ — Premierleutnant v. Hazinsky: „Allerdings, das heißt, wenn Sie sich es leisten können!“

* Zerstreut. Schneider (der dem Professor soeben Maß zu einem Anzuge genommen hat): „Hasson wünschen, bitte, englisch?“ — Professor (im Weggehen begriffen): „Nein, nein, ganz durchdraten, wenn ich bitten darf.“

* Im Eifer. Mutter: „Man will wissen, Dein Mann habe Dich oft schlecht behandelt!“ — Tochter (Frau eines Arztes): „Das ist nicht wahr, höchstens wie ich krank war!“

* Reiblich. Frau: „Natürlich, ich kann immer zu Hause sitzen und Du unterhältst Dich im Birtshaus!“ — Bauer: „Ich hab' mich so gar net unterhalten!“ — Frau: „So? Glaubst Du, i' hab' die Beul'n auf Dein'm Schädel net g'seh'n!“

* Stillhalten. Eine Gemeindefürsorge im Kant'on Argau erhielt dieser Tage folgendes Schreiben aus einer Kanzlei in der Urk Schweiz: „Tit-Im Auftrage des R. R. in K. mache ich Ihnen hiermit die Wittellung, daß es dem Herrn gefallen hat, nach längerer Krankheit seine Frau R. R. in's bessere Leben abzurufen, mit der Bemerkung, es sei ihm unmöglich, die Begräbniskosten selbst zu bestreiten.“ — Eine hübsche Stillkute hat auch die „Neue Züricher Btg.“ zu verzeichnen. Sie schreibt: „Die Erdbebenkommission hat im verfloffenen Jahre drei größere Beben zu Stande gebracht; sie werden von Professor Dr. Fröh gearbeitet.“

* Ein fleißiges Mädchen. (Guste und Niele treffen sich bei der Verdingerin am ersten des Monats.) Guste: „Nu, was willst denn Du hier — ich denke, Du hast 'nen Dienst?“ — Niele: „Stimmt, aber erst am fünfsentun, und derweile will ich noch ein paar andere Herrschaften absolvieren!“

Somonymie.

Sehr angenehm,
 Schnell und beauer
 Trägt dieses Wort
 Von Ort zu Ort
 Dich sicher fort.
 Des Kaufmanns Mar,
 Des Bauern Schweiß
 Des Bürgers Fleiß
 Trägt's hin und her
 Das ganze Jahr
 Selbst bis an's Meer.
 Im ander'n Sinn
 Bringt dir Gewinn,
 Doch mehr Gefahr —
 Dies Silbenpaar.

Schieberätsel.

Rachstehende Wörter sind — ohne Uenderung der Reihenfolge, also nur durch feilliche Verschiebung — so untereinander zu setzen, daß zwei Buchstabenreihen von oben nach unten gelesen einen Sinn spruch ergeben, der besonders zur Reisezeit viel zitiert wird.

S C H E R B E N
 F R E I H E I T
 B I L D W E R K
 H A U S D A M E
 B O D E N S E E
 U N T U G E N D

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Buchstaben-Rätsel: Schlacht bei Sedan.
 Kettenrätsel:
 gel enk el le A dam pfer do kan
 so zel
 go sa rie ma sel nes mo da lo
 Adam, Dampfer, Defan, Kangel, Jelle, Ledo,
 Dame, Menes, Reffel, Selma, Marie, Nieso,
 Sago, Gose, Segel, Gelsen, Entel, Elle, Dea.
 Kreuz-Charade: E ber Ehe, Ehering, Ring
 Se ring Eber, Heber, Hering

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 14. September. Kreuzerhöhung, Kath-burga, Jungfrau. * Maria Empfängnis- kirche: Nachmittags 5 Uhr. Versammlung des christl. Mütter-Vereins und Vortrag.
 Freitag, 15. September. Mikomedes, Martyrer. Lubmilla, Witwe.
 Samstag, 16. September. Cornelius, Martyrer. * St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segens- messe. * Marijfen-Klosterkirche: Feier des ewigen Gebetes.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 23, 34-46. „In jener Zeit kamen die Pharisäer zu Jesus und einer von ihnen, ein Lehrer des Gesetzes, fragte ihn, um ihn zu versuchen: Meister, welches ist das größte Gebot im Gesetze? Jesus sprach zu ihm: Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deinem ganzen Gemüte. Dies ist das erste und größte Gebot. Das andere aber ist diesem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst. An diesen zwei Geboten hängen das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer versammelt waren, fragte sie Jesus und sprach: Was glaubet ihr von Christo? Wessen Sohn ist er? Sie sprachen zu ihm: Davids. Da sprach er zu ihnen: Wie nennt ihn aber David im Geiste einen Herrn, da er spricht: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße gelegt habe. Wenn nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und niemand konnte ihm ein Wort antworten, und niemand wagte es von diesem Tage an, ihn noch etwas zu fragen.“

Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist Er? Ist er mehr als der Sohn Davids? — Die richtige Antwort auf diese Fragen, die der Heiland heute an seine Feinde richtet, bildet den Grundstein unserer heiligen Religion. Denn wenn Christus nicht Gott, sondern nur der Sohn Davids ist, so fällt das ganze Gebäude unseres Glaubens zusammen. Ist Jesus Christus aber Gott, so ist unsere heilige, von Ihm gestiftete Religion fest gegründet, und keine Macht der Welt, ja, die Hölle selbst kann sie nicht zerstören. — Da meine Ausführungen an gläubige Christen gerichtet sind, lieber Leser, so bedarf es an dieser Stelle auch nicht eines Beweises für die Grundwahrheit des Christentums, für die Lehre, daß Jesus Christus wahrer Gott sei. Es ist freilich ein Geheimnis der göttlichen Weltregierung, daß noch immer viele Millionen Menschen und Völkerstämme diesen Glauben nicht kennen. Wir haben dieses „Licht“; uns leuchtet es von den Tagen unserer Jugend an, ohne daß wir wüßten, wodurch wir diese Gnade verdienen hätten. Schon allein die Dankbarkeit, lieber Leser, verpflichtet uns deshalb, den kostbaren Schatz des Glaubens zu hüten und gleichsam mit ihm zu wuchern durch ein wahrhaft christliches Leben.

Nicht wahr, lieber Leser, auch dein Herz schlug freudiger, als Du nentlich an dieser Stelle lafeft von dem Segen, den der Diakon Philippus in den Tagen der Apostel gestiftet hat! Wir nahmen innigen Anteil an den Leiden der treuen Bekenner Jesu in Jerusalem; aber wir wurden auch getröstet durch den Triumph des Kreuzes in Samarien und in Antiochien, wie nicht minder durch die Standhaftigkeit der Apostel und vieler anderer Jünger Jesu, die nicht von Jerusalem wichen. Doch siehe! ein neuer fürchtbarer Schlag droht der Sache des Herrn. Saulus, der junge feurige Pharisäer, ein Hauptwerkzeug

der Verfolgung, die zu Jerusalem von dem Hohen Räte ausging, schnaubt noch immer Drohung und Tod gegen die Jünger des Herrn; er glaubt, dem Gotte seiner Väter nicht treu und eifrig genug gedient zu haben, so lange die Gesellschafft der Verehrer jenes gekreuzigten „Galiläers“ nicht gänzlich vernichtet sei. So bewahrheitet sich bereits das prophetische Wort des Herrn: „Es wird die Zeit kommen, da Jeder, der euch (die Apostel) tödtet, Gott einen Dienst zu erweisen glaubt“ (Joh. 16, 2). Kein Wunder, daß der wilde Heuerifer des Saulus in neue größere Wut gerät, da er hören muß, wie durch die, welche in der Hauptstadt Jerusalem seiner Hand entgangen waren, der Glaube an den gekreuzigten Jesus auch außerhalb, in den umliegenden Gegenden verbreitet werde und mächtig aufblühe. Doch lassen wir die Apostelgeschichte wieder erzählen:

„Saulus aber schnaubte noch Drohung und Mord wider die Jünger des Herrn, ging zum Hohenpriester und erbat sich Briefe von ihm nach Damaskus an die Synagogen, damit, wenn er einige von dieser Lehre fände, Männer und Weiber, er sie gebunden nach Jerusalem führe. Als er nun auf dem Wege war und nahe bei Damaskus war, da umleuchtete ihn plötzlich (mitten am Tage) ein Licht vom Himmel. Und er fiel zu Boden und hörte eine Stimme, die zu ihm sprach: Saulus, Saulus, warum verfolgst du Mich? — Er sprach: Wer bist Du, Herr? — Und Dieser (antwortete): Ich bin Jesus, den du verfolgst! Hart wird es Dir, wider den Stachel auszuweichen! — Da sprach er mit Zittern und Staunen: Herr! was willst Du, daß ich thun soll? — Und der Herr sprach zu ihm: Steh auf und geh in die Stadt (Damaskus), da wird Dir gesagt werden, was Du thun sollst! — Jene Männer aber, die mit ihm (Saulus) gekommen waren, standen wie erstarrt da, hörten zwar die Stimme

Kirchenkalender.

- Sonntag, 17. September. 17. Sonntag n. Pfingsten. Lambertus, Bischof und Martyrer. Maria Namensfest. Evangelium Matthäus 23, 35-46. Epistel Epheser 4, 1-6. St. Andreas: Nach der 4 Uhr Eredigt Bruderschafts-Andacht vom guten Tode. St. Lambertus: Fest des Pfarrpatrons des hl. Lambertus. Morgens 7 gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kinder und der Mitglieder des Vereins der christlichen Familien. 9 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 1/2 5 Uhr Rosenkranz-Andacht, 6 Uhr Festpredigt, nach derselben Komplet, zum Schluß Lebeum. Während des H. Lambertus. Maria Himmelfahrt: hl. Kommunion und Versammlung der marianische Jungfrauen-Kongregation. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die marian. Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 18. September. Richardis, Jungfrau. St. Andreas: 1/2 10 hl. Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode. Maria Empfängnis-Kirche: Ewiges Gebet.
- Dienstag, 19. September. Januarius, Bischof u. Martyrer.
- Mittwoch, 20. September. Eustachius, Martyrer. Maria Himmelfahrt: Ewiges Gebet. Die hl. Messen sind 6, 7, 9 Uhr Hochamt, 1/2 11 letzte hl. Messe. Abends 7 Uhr Komplet.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

sahen aber Niemand. — Saulus erhob sich nun und wie er die Augen öffnete, sah er nichts. Sie nahmen ihn bei der Hand und führten ihn nach Damaskus. Und er war daselbst drei Tage ohne zu sehen, als auch nicht und trauert nicht. — Es war aber ein Jünger in Damaskus, mit Namen Ananias; zu diesem sprach der Herr in einem (wunderbaren) Gesichte: Ananias! — Und dieser sagte: Hier bin ich, Herr! — Und der Herr sprach zu ihm: Mache dich auf und geh in die Straße, die da heißt die Gerade, und frage in dem Hause des Judas nach einem Manne aus Tarsus, mit Namen Saulus; denn siehe, er betet! (Während dessen sah Saulus in einem Gesichte einen Mann mit Namen Ananias zu sich hineingehen und die Hände auflegen, damit er wieder sehend werde.) — Ananias aber antwortete: Herr, ich habe von vielen gehört über diesen Mann, wie viel Böses er Deinen Heiligen zu Jerusalem gethan hat. Und auch hier hat er Macht von den Hohenpriestern, in Banden zu legen Alle, die Deinen Namen anrufen. — Der Herr aber sprach zu ihm: Gehe hin! denn dieser ist Mir ein auserlesenes Werkzeug, zu bringen Meinen Namen vor Heiden und Könige und vor die Kinder Israels; denn Ich will ihm zeigen, wie viel er um Meines Namens willen leiden soll! — Da ging Ananias hin und kam in das Haus, legte ihm die Hände auf und sprach: Bruder Saulus, der Herr Jesus, der Dir auf dem Wege erschienen ist, hat mich gesandt zu Dir, damit Du sehend werdest und voll heil. Gesichtes! — Und sogleich fiel es wie Schuppen von seinen Augen, und er ward wieder sehend, stand auf und ließ sich taufen. Nun nahm er auch Speise und kam wieder zu Kräften. Er hielt sich aber bei den Jüngern, die in Damaskus waren, einige Tage auf. Und sogleich predigte er in den Synagogen Jesum, daß Er der Sohn Gottes sei. — Es staunten aber Alle, die es hörten und sagten: Ist das nicht der, welcher in Jerusalem wüthete gegen die, welche diesen Namen anrufen, und der da hierher gekommen war, um sie gebunden den Hohenpriestern vorzuführen? (Apostelgesch. 9, 1—21.)

Wunderbares Walten der göttlichen Vorsehung! Dieser Saulus, einer der grimmigsten Feinde der jungen Kirche, ein fanatischer Phariseer, den menschliche Verbarmtheit niemals gewonnen hätte: er wird durch direktes Eingreifen von Seite des göttlichen Stifters der Kirche befehrt, und zwar angesichts der Stadt Damaskus, dem Ziele seiner glühenden Begierde.

Damaskus war eine der ältesten Städte Vorderasiens. Hier hielten sich viele tausend Juden auf, bei denen die von Jerusalem stehenden Christen gastfreundliche Aufnahme, aber auch offene Herzen für die Wahrheit fanden, daß Jesus der verheißene Messias sei. Der lebhafteste Verkehr, in dem Damaskus selbst mit fernem Gegenden stand, konnte für die Verbreitung der christlichen Lehre nur sehr förderlich sein; deshalb war es ein klug berechneter Plan des Saulus, auf die Christen gerade dieser Stadt den schweren Arm der Verfolgung zunächst fallen zu lassen. Mit einer schriftlichen Vollmacht seitens der Hohenpriester ausgerüstet, durfte er bei seinem fanatischen Verfolgungswerke mit Bestimmtheit auf die Unterstützung der Synagogenschulen zu Damaskus rechnen. Damit aber ja nichts fehle, wurden ihm noch einige Begleiter beigegeben, um sein Ansehen — als eines Abgeordneten des Hohen Rates — zu erhöhen. Doch was bedeutet alle menschliche Klugheit gegen die Ratschlüsse der göttlichen Weisheit! Mitten in seinem Sündenlaufe wird dem Saulus plötzlich Halt geboten; die Gnade wandelt sein Herz vollständig um, und so wird aus dem wüthenden Verfolger des christlichen Glaubens ein unermüdlicher Prediger und Verteidiger desselben; aus dem erbitterten Feinde Jesu wird ein liebeglühender Apostel! Darum sollen wir, lieber Leser, nie an

der Belehrung eines Sünders verzweifeln, wenn er sich auch sehr weit von Gott entfernt hat. Die mächtige Gnade Gottes kann sein Herz immer noch umwandeln; wir aber sollen in christlicher Liebe und vertrauensvoll für einen solchen Sünder beten, daß Gott auch ihn auf die Bahn des Heils zurückführe. S.

Universal-Sprachen.

Von Dr. Theodor Abler.

Wenn jemand das erste Kapitel des ersten Buches Moses liest, wo es heißt: „Es hatte aber alle Welt einerlei Sprache und Sprache“ und dann weiter zu der Stelle kommt, wo Gott beschließt: „Wohlauf, laffet uns herabfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme“, so findet man in dem alttestamentlichen Berichte und in unsern allermodernsten Zuständen mehr als eine Parallele.

Jeder der interessanten Völkerstämme des europäischen Südoftens, setzt, sobald er eine Kulturhöhe erklommen hat, welche sich zu derjenigen der großen europäischen Kulturvölker verhält wie ein Maulwurfsbärgchen zu einem Berge, einen Stolz darcin, daß seine Gelehrten in ihrer Muttersprache schreiben, deren Laute wenige Meilen von der Sprachgrenze nur noch wenige verstehen, und so geht für gewöhnlich der Wert dieser Arbeiten für die Allgemeinheit so gut wie verloren. Nicht viel besser sieht es mit der Bewertung dessen aus, was in einer der großen und weitverbreiteten Sprachen: deutsch, englisch, italienisch und französisch geschrieben wird. Wenn auch tausende dieselben in Wort und Schrift beherrschen, so ist doch das fremde Idiom ein großes Hindernis zur Weiterverbreitung alles dessen, was in demselben geschrieben und gesprochen wird. Es ist kaum zu glauben — und doch ist es so — daß trotz der alljährlichen internationalen Kongresse, deren Vorträgen immer nur ein Teil der Zuhörer folgen kann, wertvolle medizinische Verfahren, welche in einem Lande schon Jahre lang in Uebung sind, in einem andern nur wenig bekannt werden, und der internationale kaufmännische Verkehr weiß auch ein Lied zu singen von der Erschwerung des gegenseitigen Verständnisses durch die auf Erden herrschende babylonische Sprachverwirrung.

So lange man an eine einheitliche Wurzel aller Sprachen glaubte, aus welcher alle anderen hervorgegangen seien, konnte man sich allenfalls dem phantastischen Gedanken hingeben, wie es Schleyer, der Erfinder der Volapük, und vor und nach ihm viele andere thuen, die Völker auf den Bege, die sprachlich nach allen Seiten auseinander führten, durch künstliche, d. h. absichtliche Beeinflussung wieder zu einem gemeinsamen Vereinigungspunkte der Sprachen hinzulenken. Indeß ein solcher utopischer Traum konnte nur in dem Hirn von Menschen entspringen, welche, so anerkennenswert ihre Ziele auch waren, mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe dachten und, in Wolkenlandesheim lebend, mit den nackten Thatfachen nicht rechnet.

Die Sprachwissenschaft weist uns mit aller nur irgendwie nüchternen Schärfe nach, daß es drei von einander vollkommen unabhängige Arten der Sprachbildung gibt, zwischen denen keine vermittelnden Brücken existieren, und welche man die „kolirende“, die „agglutinirende“ und die „flektirende“ nennt, je nachdem in der betreffenden Sprache die Stoffworte und Formworte unvermittelt neben einander gesetzt oder lose aneinander gereiht oder endlich derart zum Ausdruck gebracht werden, daß das Formelement durch eine direkte Veränderung des Stoffwortes verjümmert wird. Ein Beispiel möge den fundamentalen Unterschied zwischen diesen drei Sprachbildungen verdeutlichen. Um den Begriff „Franz“ in der Mehrzahl auszudrücken, beugt die deutsche Sprache, welche eben wie

alle indogermanischen zu den flektirenden gehört, die Endung und sagt „Frauen“; die ägyptische sagt als agglutinirende: „Frau-viel“ und die chinesische endlich, die zu den isolirenden Sprachen gehört, sagt: „Frau-Vielheit“.

Aus dieser Vielheit geht mit Deutlichkeit die Vergeblichkeit des Bemühens nach einer künstlich zu schaffenden Weltsprache hervor. Man müßte einer halben Milliarde Menschen die allerersten Grundzüge ihrer Muttersprache aus dem Denken ausreißen, ein Unterfangen, welches lächerlich ist, wenn man erwägt, daß sogar die Dialektunterschiede innerhalb einer Sprache mit großer Fähigkeit fortbestehen, und daß es sehr schwer ist, auch kleinen Mengen fremdsprachiger, aber kompakt wohnender Menschen ihre Muttersprache zu rauben.

Ganze Völker geben ihre Sprache nur dann auf, wenn ganz anders mächtige Faktoren als das Machtwort von so und so viel Regierungsbeamten darauf hinwirken, wenn Triebfedern zur Geltung kommen, welche mehr im Stillen wirken und einer Nation selber die Annahme einer andern Sprache wünschenswert machen. Wenn wir von kleinen Sprachensklaven, wie z. B. den Wenden in der Lausitz absehen, deren Sprache mühsam am Leben erhalten wird, ist es seit langen Jahrhunderten nicht gelungen, ein Volk von einigermaßen bedeutender Kultur und Kopffzahl selbst durch Zwangsmittel seiner Sprache zu berauben, und selbst ein Leibniz, welcher sein ganzes Leben der Aufgabe widmete, die Wissenschaft zu centralisiren und eine Universalwissenschaft zu schaffen, besand sich mit der Hoffnung, daß sich auch eine mathematische Lösung für das Problem einer Weltsprache finden lassen würde, in argem Irrthum.

Dagegen hat es Sprachen, welche ein Gemeingut der Gebildeten über weite Länder hin waren, schon im grauen Alterthum gegeben, schon Jahrtausende, bevor der Deutsche, angeleitet durch das Vorbild seiner Fürstenthümer und in seiner nationalen Kraft gehoben durch die Schläge des dreißigjährigen Krieges, die Entdeckung machte, daß „ein bischen Französisch doch gar zu schön“ sei.

Eine solche Sprache war die Assyrische, welches nicht nur am Hofe Sr. Majestät Nimrod, sondern auch in den angrenzenden Ländern, namentlich in Ägypten bis weit nach Afrika und nach Centralasien hinein internationales Verständigungsmittel war.

Tausend Jahre später sahen es, als ob das Eindringen der hellenischen Bildung, welche dem griechischen Kaufmann überall auf dem Fuß folgte, durch Alexanders Eroberungswerk zu einem Triumph der griechischen Sprache über hunderte Millionen Menschen führen sollte. Aber an den Forten Judäens stauten sich die Heeresmassen des macedonischen Heldenjünglings, und es ist müßige Spekulation, sich auszudenken, wie sich Weltgeschichte und Stand der Sprachen gestaltet hätten, wenn es zu einem gewaltigen Ringen zwischen indischer und abendländischer Kultur gekommen wäre, in welchem der Hellenismus die Oberhand behalten hätte, um mit seinem Geiste die 200 Millionen Menschen zu durchdrängen, die zwischen Indus und Ganges bis zum Brahmaputra jedenfalls schon damals gehohnt haben. Benigstens blieb aber das Griechische von da an mehrere Jahrhunderte hindurch die Sprache der Gelehrten und Gebildeten der antiken Welt, und selbst zu den Zeiten, wo das kaiserliche Rom auf dem höchsten Gipfel seiner Macht stand, hallten die Peristyle und Arkien der kapitolinischen Stadt von griechischen Worten wider.

Inzwischen aber vollzog sich der seltsame Prozeß, der sich nie in der Geschichte wiederholt hat, daß die Römer, während sie in ihren verfeinerten Circeln sich der hellenischen Sprache bedienten, der zahlreichen Bevölkerung der iberischen Halbinsel und ganz Galliens sowie Englands ihre lateinische Sprache ebenso aufnützten wie den Daciern im fernen

Osten. Widerstandslos nahmen die Bewohner des heutigen Spaniens und Frankreichs ebenso wie diejenigen der Donauländer und namentlich Rumäniens die Sprache der Sieger an, und es hatte den Anschein, als ob die ganze europäische Völkerfamilie latinisiert werden müsse. Die Stürme der Völkerwanderung setzten diesem Vorgange eine Schranke und das Latein verfiel in die einzelnen Sprachen, welche sich im Laufe der Jahrhunderte aus demselben herausbildeten; als Sprache der Gelehrten aber beherrschte es den ganzen Erdkreis bis in die neueste Zeit und zwar um so leichter, als Wissenschaft und Kirche Hand in Hand gingen und die kümmerlichen Reste des Wissens nur in den Klöstern fortvegetieren konnten, wo die lateinische Sprache im Kultus eine Heimstätte fand.

Nicht allein und der roi soleil haben ihr Möglichstes gethan, um dem Französischen die Vorrückung zu sichern: aber das politische Uebergewicht unserer gallischen Nachbarn und ihre kulturelle Ueberlegenheit war nicht stark genug, um auf die großen Volksmassen der Nachbarvölker zu wirken. In Italien und Spanien behielten die Gebildeten Stolz genug auf ihre Heimatsprache, und auch den Engländer schmeckte, so sehr seine Sprache mit romanischen Elementen durchsetzt ist, seine trockene Eigenart vor der französischen Durchscheidung. Der deutsche Bürger endlich brachte es zu seinem Glück nur zu einem Kollaborieren mit einer Anzahl französischer Brocken, über welche auch das berühmte Gymnasialfranzösisch nicht hinausgeht.

In unserer Zeit aber scheint es, als ob die Sprache unserer Nachbarn hinter dem Vorgehen auch noch aus der einzigen Domäne verdrängt werden sollte, in der sie bisher unbeschränkt geherrscht hat, nämlich aus der Diplomatie. Es sind in dem letzten Dezennium schon wiederholt wichtige diplomatische Urkunden gewechselt worden, deren Text nicht französisch, sondern in der Sprache der beiden kontrahierenden Länder abgefaßt waren und das koloniale Uebergewicht Englands, die wachsende Großmachtsstellung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das Aufschwollen der russischen Macht, nicht zum wenigsten aber das wachsende Selbstbewußtsein des jenseits des Meeres sich ausbreitenden Deutschlands gewährleisteten, daß die Glanzseiten der französischen Sprache auf immer dahin sind.

Gleichzeitig schwindet aber auch die Möglichkeit, daß die Sprache eines der genannten Völker jemals die der anderen gänzlich verdrängen könne, mehr und mehr. Mögen immerhin etwa 120 Millionen Menschen sich des Englischen bedienen, 70 Millionen Russisch in seinen beiden hauptsächlichsten Dialekten sprechen und ein bedeutendes Wachstum beider Sprachen in der Zukunft eintreten: daß das rasch sich vermehrende deutsche Volk auch in der fernsten Zukunft in seiner Sprache ernstlich bedroht sein könnte, kann der größte Schwarzzeher nicht behaupten; denn das Deutsche wird zur Zeit ebenfalls bereits von etwa 70 Millionen Seelen gesprochen, ganz abgesehen von den in Amerika sich aufhaltenden Deutschen, und selbst das Spanische ist noch für etwa 58 Millionen Menschen die Muttersprache.

Mit der überall allein herrschenden Weltsprache sieht es also böse aus, umso mehr, als sogar eine Sprache wie die englische die Reize zeigt, sich in den verschiedenen Weltteilen zu differenzieren, was namentlich von dem in Amerika gesprochenen Englisch gilt. Zwei Umstände deuten aber darauf hin, daß sich in fernen Zeiten wenigstens die europäischen Sprachen einander nähern werden. Die Bewegungsfähigkeit derselben, welche im Griechischen und Lateinischen, um vom Sanskrit abzusehen, ihren Gipfelpunkt erreichte, ist seitdem in entschiedener Abnahme begriffen. Die Sprachen schleifen sich ab, was man besonders an den romanischen Sprachen und dem Englischen beobachten kann. Sie verlieren damit aber ihre originellsten Verschiedenheiten und werden dem Eindringen fremder Worte

leichter zugänglich. Namentlich die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs (man denke nur an die Ausdrücke des Handels- und Wechselrechtes und die Maßbezeichnungen) bringen es mit sich, daß immer mehr Worte wahrhaft internationale Bedeutung erringen. Ob aber dieser Verwegung damit enden wird, daß in fernen Jahrhunderten eine Universalprache entsteht, welche ihre Bestandteile wie die lingua franca des Orients von überallher entnimmt, ist damit noch lange nicht bewiesen. So wünschenswert es ist, daß möglichst viel Menschen eines Volkes fremde Sprachen beherrschen, so wenig erstrebenswert wäre doch der Zustand der allgemeinen sprachlichen Gleichmacherei, welche nicht einmal in der Gleichheitskammer des sozialdemokratischen Zukunftsstaats herrschen kann.

Zigenermisch.

Eine heitere Episode aus der Baar von Emma Kitzle (Ketzsch).

Vor dem breiten Scheunenthor stand Hannes, der Besitzer der Breitmühle, prüfte mit Daumen und Zeigefinger die frischgebengelte Senfe und schaute mit zwickelnden Augen nach dem Himmel.

„S'Wetter word au hoffentli nit mudere!“ — Wenn mer nu no die letichde zwoa Wäge Sei truche hoam bringet! — Noher möcht i no e Stuck Alee mahe!“ — brummte Hannes vor sich hin.

Er lehnte die Senfe an das Scheunenthor und spuckte sich räupfernd, in weitem Bogen auf den gepflasterten Vorplatz. Dann grub er beide Hände in die Hofentischen und schritt auf die kleinen Fenster der Wohnstube zu.

Dort klopfte er an die blühenden von blühenden Geraniensbüsche umgebenen Scheiben.

„Trudli! He! Trudli! Mach uff!“ —

Ein winziger Fensterzieher öffnete sich und eine Frau schaute heraus, oder vielmehr nur ihre Kopfspitze; denn das übrige war von einem dicken, grünen Wolltuche dicht umhüllt.

„Wa istst eh des fer e dummi Käseerei, Hannes!“ klang ihre Stimme mürrisch und und kaum verständlich unter der Umhüllung hervor.

„I hau hiesjemähig! Jahweh, und sa kon Zug vertrage!“ Ihre Hand schob den kleinen Fensterflügel bis auf einen schmalen Spalt zu.

„Ihr Wiberlüt sind doch recht wehldig!“ Wege einem Jahweh flü zu en Spetafel z'mache!“ murzte unwirsch der Breitmüller.

„I gang eh uff's Feld! Jerst hilf i de Kneacht u de Magd die letzte Heuwäge lade, u noher will i no de Alee mahe! La' mer jo s' Thor quet zue, Trudli, heich g'hört? (Es sind Zeginer!) im Dorf! Die verstoilene Raibe thätet i uffem Hof nett uffrumme), wenn s' ri lästigt! Wenn Du ganz alloa dohoam!) bist!“

„Ist scho reacht! Gang nu, Hannes!“ I laß soani Zeginer!“ nickte die Müllerin und setzte sich an den, trotz des Funitages, geheizten Kachelofen, um ihr Zahnweh zu einer Geschwulst auszubrüthen; denn, so hatte die Schlegelbäuerin gesagt: Wenn erst die Backen geschwollen sind, dann läßt das Zahnweh nach.

Aber es bohrt und wülkt und schnitt und ritz in den Zähnen, daß die Müllerin fast nicht mehr aus und ein wußte vor Schmerzen, und so oft sie auch nach den Backen griff, sie wollten nicht anschwellen. Kaum wissend, was sie that, rein mechanisch, langte sie von dem Wandbrett neben der alten Schwarzwälderuhr ein begriffenes, gerlesenes Büchlein herab und blätterte darin gedankenlos. Es war schon uralte, trug den Titel: „Des Landwirths Hausjag“, und war wohl schon

- 1) Es wird sich nicht verändern.
- 2) wähen.
- 3) wühlend, rajend.
- 4) empfindlich.
- 5) Zeginer.
- 6) aufräumen.
- 7) daheim.

auf drei oder vier Generationen vererbt worden.

Unter der Rubrik „Für Zahnrissen“ standen allerlei Mittel, aber — das waren entweder lauter lateinische Namen, oder Dinge, welche man nur in der Apotheke erhielt; aber die war in der Stadt, und wer lief jetzt schnell hin, wo alles in den Feldern bei der Feuerernte beschäftigt war? —

Doch da — ganz unten stand noch eine Anmerkung:

„Sintemalen das Zahnrissen gar zu wüetig thuet, und keine Pulverlein, Willen und Tröpflein aus der Apotheken helfen thun, nimmt man, so Zeginer um den Weg, eine von diesen Wiberlenten unbeschränkt in die Stuben und laßt sich für den Zahn thun. Die wissen gar viele Sprüchlein und Tränklein und helfen den Gebrechen für etliche Raiblein Brod oder etliche Kupferheller.“ —

Mit einem unterdrückten Schrei ließ Trudli das Büchlein in den Schoß sinken. —

„Zeginer! — Für's Zahnrissen thut! — Zeginer sind ja im Dorfe.“ —

Zur Bekräftigung dieser Worte tauchte eben jenseits des Gartenzauns, ein leuchtend rotes Kopftuch auf, welche das gelbe verwitterte Gesicht einer alten, daher humpelnden Zeginerin umflatterte. —

Die Müllerin litt Höllqualen.

Rajende Zahnschmerzen; dort wüetende Hitze — das Verbot des Müllers, Zeginer einzulassen. Sie eilte, leise stöhnend und jammern, die Hand an der Backe, wie von geheimnisvoller Macht getrieben, an das Fenster. Jetzt hatte die Zeginerin auch schon die Frau bemerkt und schrie etwas herüber, dabei heftig gestikulirend.

Die Müllerin zauberte geraume Weile. Dann aber öffnete sie, halb sinnlos vor Schmerz, den Fensterzieher.

„Armes Mutterle! Oh! — Armes Mutterle!“ rief die Alte, jankte, bedauernden Tones.

„Gast Du sehre Zahnschmerzen! Oh! Weiß ich Mittel! Feine Mittel! Gute Mittel! Ist sie gleich verschwunden, das Zahnschmerz! Gleich! Auf meine Mittel!“

Weshwörend hob sie die dünnen, braunen Hände.

„Kann ich nicht sehen, Mutterle, Deine Schmerz! Muß ich helfen bald! Weiß ich Sprüchlein! Viel! Heilige! Helfende! Gute! Weiß ich! Mit funkelnden Augen stand die Alte abwartend da.

Die Müllerin kämpfte abwechselungsweise mit dem Verbot ihres Mannes und mit ihren Schmerzen; schließlich siegte die letzteren!“

Er brauchte es gar nicht zu wissen, der Hannes! — Niemand brauchte es zu wissen! — Sie wollte der Alten schon auf die Finger sehen, daß sie nicht zum Krabben kommen kann.

„Hat das Mutterle eine alte Kessel? Eine große?“ fragte die Zeginerin, nachdem sie unter vielen Komplimenten die große Stube betreten und ließ ihre lebhaftesten Augen rastlos umherstreifen.

Gilg holte die Müllerin aus der Küche das Verlangte.

Nun mußte sie sich auf den Stuhl setzen, den die Zeginerin mehrere Male, Gebete murrend umtreifte. Hierauf stülpte diese ihr den schweren, eisernen Kessel über den Kopf und sagte: „Nun muß das arme, gute Mutterle fleißig beten. Mit sehr große Andacht! Was ich sage vor, eine Viertelstunde lange.“

„Der böse Geist fahr aus dem Zahn! Er wähl' für's ganze Rebelang! Und fleude in den Schoß der Erden — Dort möge er zu Asche werden! Nuhi nizi! Schahi nizi!“

Während die Müllerin unter Angst und Schwitzen dnmpt und langsam ihr Sprüchlein betete, war die Zeginerin mit einem Sage in das offene Küchenfenster, welches in die Stube führte, gestiegen. Blühschnell fanden

1) ungelesen.

2) Rügt es nichts! Schabt es nichts!

ihre gewandten Finger den Niegel, welcher den mächtigen Weichirschrant schloß. Hinter buntbemalten, bauschigen Kaffeekannen stand ein herkelloses Schüsselchen, bis zum Rande mit Münzen gefüllt — das Milchgeld der Mälerin. Von diesem gedachte sie sich am nächsten Jahrmärkte in der Stadt eine neue Saube und Zeug zu einer seidenen Schürze zu kaufen. — Daneben prangte in lieblicher Gemeinschaft ein Zeller aufgeschchnittenes Rauchfleisch. — Zigeuner haben ja Unterseite mit großen Taschen.

Von der Küche führte eine sogenannte Bühnersteige zum Speicher. — Zigeunerinnen können manchmal gut klettern, wenn sie noch so alt sind! —

„Mein Zahnweh läßt weg! Ganz weg! Wie wegblöse!“ rief die Mälerin wie neu geboren, als die Zigeunerin ihr nach Ablauf einer Viertelstunde den Kessel weg nahm, und ihr schweißtriefendes Gesicht sichtbar wurde. — Das Schwibbad hatte seine Wirkung getan!

„Daß ich viel gebetet, Mutterle! Sehr viele!“ — meinte die Alte feierlichen Tones. „Der böse Geist ist gefahren hinaus und wird niemals mehr fahren hinein! O, meine Mittel haben geholfen noch immer!“

Ueberglücklich, so schnell von ihren Schmerzen befreit zu sein, gab Trudli der Zigeunerin eine halbe Mark und noch den halben Laib Brod aus der Fischschublade.

„Sei vielmals bedankt, Mutterle, das Zahn thut nicht weh — nur das Fleisch wird noch schmerzhaft, bischen — Mutterle!“ sagte diese unterwürfig. „Ich will noch viele beten, für deine ganze Haus, und deine ganze Stall! Gutes Mutterle!“ Dann humpelte sie eilfertig hinaus.

Als sich am nächsten Morgen die Müllerburtschen, Knechte und Mägde zum Keimuhrenbrod auf der hölzernen Bank vor dem Tische niederlegten, sagte der Dreitemüller, während die Mälerin die Sauermilch austrug: „Die Zeginer hont!“ geteert 's ganz Dorf usg'stohle! Die kaibe!“ Baudi! Im Schlegelbur fehlt a Noß! Im Lindenwirth zwoa Ente und im Riehemer Frieder hont die Deser de Speck us em Kämig!“ g'holt! Drum sag' i allemil! Nu 's Thor zue vor dem Kaibe! Heinerkl!“ — hier wandte er sich an den Oberknecht und reichte ihm das Brotmesser — „gang uff und schmed e Meckli Speck ab! Mich gluschtet's derno!“

Wald kam dieser schreckensbleich die Stiege heruntergepolstert.

„Schüßli ist fort!“ — schrie er keuchend. „Sag'schmitt Schüßli!“

„Nu des no!“ seufzte, auf den Küchenstichend sinkend, die Mälerin. „O de Zunder! Koh Satambendel! — 's Milchgeld fort! — 's Rauchfleisch us em Kuchilaste, 's Schüßli us em Kämig — o jesse! Die schlecht Baudi — Nu! — Und de Zah — sorret!“ scho wieder!“

Die spanische Nachtigall.

Von M. Walter (Frankfurt am Main.)

Vor etwa fünfundsiebenzig Jahren, als Adeline Patti auf der Höhe ihrer Berühmtheit stand und ganz Europa mit ihrem wunderbaren Gesang bezauberte, äußerte der verstorbene König Ludwig II. von Bayern den Wunsch, die Diva singen zu hören. Doch diese zeigte sich wenig geneigt, dem Rufe des Monarchen Folge zu leisten. Sie hegte nämlich eine geheime Furcht vor ihm, denn schon damals sprach man viel von seinem excentrischen Wesen und seinen unberechenbaren Launen. Schließlich jedoch ließ sie sich für eine beträchtliche Summe bereit finden, nach München zu kommen, um dem König in seinem Palast einige italienische Arien vorzusingen. Als sie

in der bayerischen Hauptstadt eintraf, glaubte sie, großartig empfangen oder mindestens mit königlicher Equipage nach ihrem Hotel gebracht zu werden. Doch nichts von alledem. Von Niemand bemerkt, und wie gewöhnliche Sterbliche mußte sie mit ihrer Hofe eine Droschke besteigen und nach dem Gasthof fahren. Das verstimmt sie schon sehr und als sie dann auf einer Rundfahrt durch die Stadt entgegen ihren Erwartungen keinerlei sensationelle Ankündigungen ihres Erscheins an den Lifschäulen bemerkte, stieg ihr Verger noch um ein Bedeutendes.

Nach dem Hotel zurückgekehrt war sie schon halb und halb entschlossen, mit dem nächsten Zug wieder abzureisen, als sich ein Kammerherr bei ihr melden ließ, der ihr respektvoll ein Schreiben überreichte. Dasselbe erhielt Anweisung, Frau Patti möge sich Punkt sieben Uhr im Schloße einfinden. Die Primadonna der Münchener Hofoper, Madame Fischer, werde anwesend sein, um diejenigen Duette mit ihr zu singen, die Se. Majestät zu hören wünsche. Ein Programm lag bei. Adeline war außer sich vor Enttäuschung, daß man es wagte, ihr Vorschriften zu machen; sie erklärte, eine solche unbillige Behandlung sei sie nicht gewohnt, weshalb sie München unverzüglich verlassen werde.

Der Kammerherr erbleichte. „Madame“, rief er beschwörend, „das dürfen Sie Se. Majestät nicht antun. Er ist so freudig erregt in der Erwartung Sie singen zu hören, daß er die vorige Nacht kaum geschlafen hat. Mit der größten Ungeduld sehnt er den Abend herbei, und wenn Sie ihn enttäuschen würden — es wäre schrecklich!“ — Sie wissen —

„Ich weiß“, fiel die noch immer Rärende ein, indem sie den Finger an die Stirn legte — „ich weiß, was Sie meinen. Wirklich — sehr verlockend!“

Vergerlich wollte sie das Schreiben, das sie noch in der Hand hielt, zusammenfalten, als ihr Blick auf ein Postskriptum fiel.

„O, das ist stark!“ rief sie in neuerwachendem Jörn aus. „Das seht der Sache die Krone auf! Hören Sie nur!“ — Und sie las dem Kammerherrn folgenden Passus vor: „Signora Patti wird ersucht, in einfach weissem Kleide ohne jegliche Farben zu erscheinen und zwar nicht in Seide, sondern in Wolle, da Se. Majestät erlerter Gewebe nicht liebt.“ — „Wie finden Sie das?“

„Eine kleine Laune“, entschuldigte der Hofmann.

„Der ich mich aber nicht fügen werde“, lautete Adeline's heftige Entgegnung. „Ich habe überdies auch keine weißwollene Toilette außer meinem Morgenrock. Sagen Sie, bitte, Se. Majestät, daß es mir nicht möglich ist, seiner extravaganten Forderung nachzukommen. Ich werde in dem roten Sammetkleid erscheinen, das ich für diese Gelegenheit mitgebracht habe.“

„Rot?“ wiederholte der Kammerherr ganz entsetzt. „Um Gotteswillen nur nicht! Diese Farbe ist ihm so zuwider, daß ihr Anblick ihn in die größte Aufregung versetzt. Legen Sie diese Toilette nicht an, Signora, ich beschwöre Sie! Haben Sie ein wenig Geduld, ich sende Ihnen Madame Fischer, die Ihnen sicher auszuweichen kann. Aber bitte bleiben Sie!“

Der arme Hösling sprach in so beweglichem Ton, daß die Diva sich schließlich erweichen und besänftigen ließ.

Eine halbe Stunde später erschien die Primadonna bei ihr. Sie war weder hübsch noch grazios, aber sie besaß das wunderbarste, goldblonde Haar, das je eines Weibes Haupt geziert, und der phantastische König war so entzückt davon, daß sie nie anders vor ihm singen durfte als in diesen goldschimmernden Mantel gehüllt.

Unter ihren geschickten Händen verwandelte sich das einfache weiße Kaschmirkleid der Patti in ein klassisches, einer Druidenpriesterin würdiges Gewand und in lebenswürdigster Weise machte sie ihre Kollegin mit den Eigenheiten des Monarchen bekannt, damit die ohnehin

neröse Diva durch dieselben nicht außer Fassung gebracht würde. Pünktlich um sieben Uhr holte eine Hofequipage die beiden Damen ab und im Schloß angelangt, wurden sie in den prächtigen Konzertsaal geleitet, der vollständig dunkel war. Nur die bleichen Strahlen eines künstlichen Mondes fielen hier und da durch die verhängten Draperien, Alles in ein gespenstisches Licht tauchend. Adeline vermochte kaum das Gesicht des Monarchen zu erkennen, der ganz allein in seiner Loge saß. Und so starr, so unheimlich hielt er die Augen auf die Sängerin gerichtet, daß diese dadurch außer Fassung gebracht, keinen Ton hervorbringen konnte. Sie raffte sich energisch auf und ihre Umgebung ganz vergehend, brachte sie die große Arie aus der „Traviata“ hinreichend schön zu Gehör.

Bei den ersten Tönen aus der Kehle der spanischen Nachtigall war der König aufgesprungen; nach einer Weile aber sank er in den Sessel zurück, vergaß das Gesicht in den Händen und blieb unbeweglich sitzen. Auch nach Schluß des Vortrags rührte er sich nicht.

Die Patti fühlte sich nicht wenig beleidigt, daß der Monarch ihr keine Anerkennung für ihre brillante Leistung zollte, und schon wollte sie Madame Fischer gegenüber ihren gekränkten Gefühlen Luft machen, als ein Diener meldete, Se. Majestät wünsche keine Fortsetzung des Konzerts; er habe sich bereits in seine Gemächer zurückgezogen. Adeline stand sprachlos, Madame Fischer bemerkte jedoch vollkommen gelassen: „Das hatte ich erwartet!“ Und sich zu ihrer Kollegin wendend, fragte sie ganz ernsthaft: „Waren Sie jemals einem Geliebten untreu?“

Adeline mußte unwillkürlich lachen. „Weshalb wollen Sie das wissen?“ fragte sie neugierig.

„Weil Sie dann verstehen würden, was der König in diesem Augenblick empfindet. Er ist seiner bisherigen, einzigen Liebe untreu geworden und diese Liebe heißt — Richard Wagner. Ihre Stimme hat ihn entzückt, bezaubert, hingekissen. Die Arie aus der „Traviata“ hat ein Echo in seinem Herzen gefunden. Ich weiß, er wird in diesem Moment die göttliche Stimme der wunderbaren Nachtigall bewundern, weil sie ihn mit ihrem süßen Haubergefang die mächtigen Harmonien jenes Meisters vergehen ließ, den er als einzig und unerreicht verehrt.“ — Adeline zuckte die Achseln; sie war mit dieser Erklärung nicht zufrieden und Lehrte tief verstimmt in das Hotel zurück.

Am nächsten Morgen überbrachte ihr ein Kammerherr ein prächtiges Geschenke in Brillanten und Rubinen, ein königliches Honorar und ein eigenhändiges Dankschreiben des Monarchen. Ludwig II. hat aber nie wieder den Wunsch ausgesprochen, die spanische Nachtigall singen zu hören.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Schleberästel:
S C H E R B E N
F R E I H E I T
B I L D W E R K
H A U S D A M E
B O D E N S E E
U N T U G E N D
Reihen bildet.
Synonyme: Wagen.

Sirchenskalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 21. September. Matthäus, Apostel. ● Maria Himmelfahrt: Morgens 5 Uhr Hoch- und Tebeum.

Freitag, 22. September. Moriz, Martyrer.

Sonntag, 23. September. Iffesa, Jungfrau und Martyrin. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

¹⁰⁾ haben.

¹¹⁾ durchtrieben.

¹²⁾ Kamin.

¹³⁾ bohrt.



Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus IX, 1-8. „In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr aber und kam in seine Stadt. — Und siehe, sie brachten zu ihm einen Sichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben! — Und siehe, Einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott.“ — „Und da Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denkt ihr Arges in euerm Herzen?“ — „Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Stehe auf und wandle umher? Damit Ihr aber wiisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden, sprach er zu dem Sichtbrüchigen: Steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus.“ — „Und er stand auf und ging in sein Haus.“ — Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.“

Saulus — Paulus.

Jesus zeigt, lieber Leser, daß Er Arzt sei nicht nur für die leiblichen Krankheiten, sondern auch für die Leiden der Seele; also für den ganzen Menschen. Er ist zudem ein überaus weiser Arzt, der bei seinen Kuren die Ordnung einhält, das Wichtigere und Vorzüglichere zuerst zu heilen, und vor allem die eigentliche Wurzel des körperlichen Uebels zu beseitigen. So begnügte Er sich also nicht, die nach Außen sich kundgebenden Erscheinungen der Krankheit zu beseitigen, sondern er wollte die Quelle, den Grundkeim des Leidens zerstören, damit dieser nicht mehr neue ungesunde Wucherungen hervorbringen könne: nicht eine halbe, sondern die ganze und volle Gesundheit wollte Jesus dem Kranken verleihen. — Welchen Trost und welche Beseitigung mag wohl der Kranke in seiner Seele empfunden haben bei dem Worte des Herrn: „Deine Sünden sind Dir vergeben!“ — Wie ganz anders aber wurden bei diesem Worte die Schriftgelehrten und Pharisäer bewegt! Auch sie hören das Messianische Wort: „Deine Sünden sind Dir vergeben,“ aber für die Macht des Trostes, der mit diesem Worte in die erlösungsbedürftige Welt hineintönt, haben sie keinen Sinn, obwohl sie sehr gut wissen und es wissen müssen, daß Sünden zu vergeben nur göttliches Vorrecht sei. Ihr Unglaube, lieber Leser, findet seine Fortsetzung in dem Unglauben unserer Tage, der auch fest und frivol leugnet, daß Jesus von Nazareth der wahre Sohn Gottes sei. Unsere Ungläubigen sagen in ähnlichem Sinne: Wunder sind nicht möglich, darum sind die Wunderberichte nichts anderes, als Erzeugnisse einer überreizten Phantasie, Märchen, an denen Kinder und alte Weiber sich genügen lassen können, nicht aber „denkende“ und „wissenschaftliche“ Männer. Aus dem Satze: „Wunder sind unmöglich,“ einem Satze der nicht bewiesen, sondern einfach als „wahr“ vorausgesetzt wird, ziehen sie in ihrer Thorheit die Folge-

zung, daß Jesus die Ihm zugeschriebene Wundermacht nicht gehabt, und daß man Ihm daher nur die reine menschliche Natur zusehen könne. — Die falsche Voraussetzung der Ihn umgebenden Schriftgelehrten und Pharisäer deckte nun Jesus auf, indem Er ihnen den tatsächlichen Beweis dafür lieferte, daß Er mehr, als ein gewöhnlicher Mensch, mehr als der größte Prophet sei: durch einen Machtspruch heilt Er den armen gelähmten Menschen vor ihren Augen, nachdem Er ihnen ihre geheimsten Gedanken offenbart! — Wir erwarten, lieber Leser, daß sie beschränkt dem Sohne Gottes zu Füßen fallen. Nichts von alledem; sie beharren in ihrem Unglauben, obwohl sie die übermenschliche, göttliche Kraft Jesu vor ihren Augen wirksam sehen. — Wir kehren nun zurück zu unserer Betrachtung über die jüngst (nach der Apostelgeschichte) erzählte Bekehrung des Saulus. Fragt Du (sagt der hl. Chrysostomus) warum der Herr ihn zur Zeit seiner Verurfung gebenedet habe, so höre ihn selbst: „Ihr (Galater) habt wohl von meinem früheren Wandel im Judentum gehört, wie ich über alle Mäßen die Kirche verfolgte und sie zu zerstören suchte; ich übertraf im Judentum viele meiner Zeitgenossen und war ein sehr ungestümmer Eiferer für die väterlichen Satzungen“ (Gal. 1, 13, 14). Weil er nun so heftig und eifrig war, bedurfte er auch eines stärkeren Zaumes, damit er, von seinem ungestümen Eifer fortgerissen, den Ruf der göttlichen Gnade nicht überhöre. Darum besänftigte Gott zuerst seine Wäse, beruhigte die Wellen seines ungestümen Hornes durch die leibliche Blindheit, und dann erst redete Er mit ihm, zeigte ihm Seine übererwähnte Weisheit und Seine unaussprechliche Erkenntnis; so sollte er erfahren, gegen Wen er streite. Warum aber — fragt der hl. Chrysostomus weiter, — glaubte unser Saulus nicht eher, da er doch sah, wie die Jünger in ihres Meisters Namen Todte zum Leben erweckten? Er sah Lahme gehen, Teufel aus-



Kirchenkalender.

- Sonntag, 24. September. 18. Sonntag n. Pfingsten. Gerhard, Bischof. Fest Maria von der Erlösung der Gefangenen. Evangelium Matthäus 9, 1-8. Epistel Korinther 1, 4-8. St. Andreas: Morgens 8 Uhr hl. Kommunion der Gymnasialen. Nachmittags 3 Uhr Predigt mit Andacht. Nach der 4 Uhr Predigt Ursula-Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marian. Nünglings Kongregation und 12^{1/2} Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Maria Himmelfahrtkirche: hl. Kommunion und Versammlung der marianischen Nünglings-Kongregation. St. Martin: 7^{1/2} Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule an der Martinstr. Ursulinen: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Erstkommunikanten Vortrag, für den Marienverein.
- Montag, 25. September. Kleophas, Martyrer. St. Andreas: 1/10 hl. Messe für die Verstorbenen der Ursula-Gesellschaft. Kloster von armen Kinde Jesu: Montag, Donnerstag und Freitag Sakraments-Andacht.
- Dienstag, 26. September. Gyprian und Justiniana, Martyrer.
- Mittwoch, 27. September. Cosmas u. Damianus, Martyrer.
- Donnerstag, 28. September. Bengelau, Martyrer.
- Freitag, 29. September. Michael, Erzengel.
- Samstag, 30. September. Hieronymus, Kirchenlehrer.

fahren, Nichtbrüchige gesund werden! — Er erkannte das Alles recht wohl, er gab auf die Apostel acht, stand dabei, da Stephanus geheimgelacht wurde, sah sein Angeficht leuchten, wie das eines Engels, und dennoch glaubte er nicht! — Warum? — Weil er noch nicht von der Gnade Gottes berufen war. Allein wenn Du dieses hörst, so darfst Du nicht annehmen, daß die Berufung des Saulus erzwungen gewesen. Gott zwingt nicht; Er läßt auch nach der Berufung den Menschen noch Herr seines Willens sein. Hast Du eine verdorbene hartnäckige Seele, so wird Dir auch ein Zeichen vom Himmel nicht genügen.

Wie oft haben die Juden eine Stimme vom Himmel gehört und haben doch nicht geglaubt! Wie viele Wunder sahen sie im Alten und im Neuen Testamente und wurden dennoch nicht bekehrt! (Der Leser erinnere sich hier des Beispiels aus dem heutigen Evangelium.) Im Alten Testamente machten sie sich nach unzähligen Wundern ein Kalb, um es zu verehren! auch im verheißenen Lande sahen sie viele Zeichen und Wunder und blieben doch härter als Stein. Hingegen hatten die heidnischen Nindiviten den Propheten Jonas kaum gesehen, als sie glaubten, Buße thaten und das nahe gottliche Strafgericht abwendeten. Im Neuen Testamente betete ein Straßenträger in Gegenwart Christi selbst Ihn an, Kreuze an; die Juden aber sahen Ihn Todt auferwecken, und doch banden und kreuzigten sie Ihn. Und was geschah zu unsern (des hl. Chrysostomus) Zeiten? Fuhr nicht Feuer aus dem Tempel, aus den Fundamenten des Tempels, der in Jerusalem stand, und verzehrte die, welche ihn (frevelnd) wieder aufbauen wollten? Sie sahen zwar von ihrem Vorhaben ab, aber dennoch änderten sie nicht ihren Sinn und legten den Unglauben nicht ab! — Und verdient die Gegenwart (fährt Chrysostomus fort) nicht noch mehr Bewunderung? wird nicht das (verachtete) Kreuz gepredigt, und kommt nicht die ganze Welt herbei? Wird nicht der schmachtvolle Kreuzestod (Jesu) verkündet, und strömen nicht alle herzu? Sind denn nicht unzählige einigt gekreuzigt worden, und wurden nicht mit dem Heilande zwei Verbrecher gekreuzigt? Wessen Name hat sich denn so ausgebreitet, wie der Name des gekreuzigten Jesus? Selbst die Keyer beten alle den Jesus Christus an, der in Palästina unter Pontius Pilatus gekreuzigt wurde; auch sie predigen Christum, wenn auch nicht auf die rechte Art. — Scheint Dir dieses Alles nicht ein größerer Beweis von der Macht des Heilandes zu sein, als selbst jene Stimme vom Himmel, die an den Saulus sich richtete? Und warum wurde kein König so mächtig, wie Christus, der noch dazu tausend Hindernisse zu überwinden hatte? Die Könige und Kaiser bekämpften das Evangelium, ganze Völker lehnten sich gegen dasselbe auf, und die Lehre Jesu nahm nicht nur keinen Schaden dadurch, sondern verbreitete sich nur um so herrlicher.

Ja, lieber Leser, der Jesus, den der hl. Paulus nach seiner Belehrung predigte, war so mächtig, daß er alle Welt an sich zog. Hören wir, was der Apostel des Herrn in seinem ersten Sendschreiben an die Korinther selber darüber sagt: „Die Juden fordern Zeichen, und die (heidnischen) Griechen fragen nach Weisheit, wir aber predigen Christum, den Gekreuzigten, den Juden ein Vergerniß und den Heiden eine Thorheit!“ (1. Kor. 22, 23.) Der Irrthum — fährt der hl. Chrysostomus fort — vergeht, wenn ihn auch nichts hemmt; mit der (christlichen) Wahrheit aber ist es anders: sie wächst unter den Kämpfen. Das bestärkt der Erfolg; deshalb bedarf es keiner Worte, da die ganze (christliche) Welt redet, Städte, Länder, Reiche! Weil Paulus einen der Gnade würdigen Eifer zeigte, zeigte die Gnade sich auch reichlich, und mehr noch und Trefflicheres hat sie durch seine Predigt hervorgebracht, als ich zu sagen vermöchte. Da nun Gott einen einzelnen Menschen gewürdigt hat, so Großes anzuzuführen, wollen wir ihm nachstreben, ihm ähnlich zu werden suchen, und dies nicht für unmöglich halten. Denn ich habe es schon oft gesagt und muß es immer wiederholen, daß er (Paulus) denselben Leib, dieselbe Nahrung, dieselbe Seele, wie wir, gehabt hat; allein er besaß einen kräftigen Willen und einen feurigen Eifer, und dadurch wurde er so groß. Der Herr aber hat ihn gemacht und hat Dich gemacht; wie Er ihn belohnt hat, wird Er auch Dich krönen, wenn Du ihm nachstrebst. S.

Die kleinen Gespielen.

(Legende.)

Tief in Andacht, unter'm Palmenschatten
kriecht die Jungfrau in Egypten fern;
Sieh, es ist die Mutter unsres Herrn,
Und ihr Knäblein spielt auf grünen Matten;
Zummelt sich mit lieblichen Genossen,
— Englein hold, dem Paradies entschwabt —
Wo ein Blumenstör sich dustend hebt,
Von des Frühlings Purpur übergoßen.

Schälern sieh'n die Kleinen enge Kreise
Um das hochentzückte Jesukind,
Dreh'n sich dann im Ringeltanz geschwind,
Freudig jauchzend nach der Kinder Weise.

Neck'schen Spielen dienen farb'ge Blüten,
Unermüdet schafft die munt're Schar,
Windet Rosen Ihn in's Lockenhaar,
Hart besorgt, Ihn Lust und Scherz zu bieten!

Als Maria ihr Gebet vollendet
Schaut vernindert sie das sel'ne Spiel
Leise flüsternd: „Sieh der Engel viel!
Hat sein ew'ger Vater Ihm geendet!“

Als die kleine munt're Schar verschwunden
Fragt Maria: „Sprich mein liebes Kind,
Wer die lieblichen Gespielen sind,
Die den Kranz Dir in das Haar gewunden?“

Jesus spricht: „Derweil du dort gebetet
War's doch gar so schön o Mutter, hier,
Denn die Kinder kamen gleich zu mir,
Die man einst zu Bethlehem getödet!“

Ed. B.

Gesundheitsgefahren im Herbst.

Eine hygienische Betrachtung von
Dr. med. W. Schayer.

Schon lange bevor im zweiten September-drittel Tag und Nacht die gleiche Länge erreichen und damit der Herbst seinen offiziellen Anfang nimmt, geht eine Vorahnung des Herbstes durch die Natur. Es kann zwar noch recht drückend heiß sein; aber die intensive Hitze, die auch in der Nacht keiner ausgiebigen Abkühlung Platz macht, ist vorbei; die Sonne leuchtet nicht mehr mit dem blendenden Glanze des Mittsommers, sondern mit gelblichem Schimmer; kühl temperirte trockene Nächte treten an Stelle der schwülen feuchtigkeitschwangeren Sommernächte, welche mit jenen der Tropen mehr als eine Aehnlichkeit haben und wie jene ihre Eigentlichkeit den zahlreichen Gewittern und Regengüssen verdanken, die um die Zeit des Høstjundes der Sonne regelmäßig eintreten; wie ein dünner glänzender Schleier überzieht der weiße Nebel des Höhenrauchs die ganze Landschaft und auf den langen Häden des Altweibersommers segelt im sanften Winde die Spinnerin durch die Luft.

Die schaffende Natur hat in der Hauptsache ihr Jahreswerk vollbracht. Vorbei ist die Zeit des Blühens und Sprießens und an ihre Stelle tritt die Zeit des Reifens und Genießens. Man möchte nun glauben, daß dieser Teil des Jahres, der nach lauren Wochen für viele doch eine Reihe froher Feste bedeutet, auch der menschlichen Gesundheit recht zuträglich sein müßte; ein Blick in die Gesundheitsberichte der großen Städte belehrt uns aber vom Gegenteile; denn eine Anzahl von Krankheitszuständen, die in den übrigen Abschnitten des Jahres selten oder gar nicht auftreten, liefern den Beweis, daß der Herbst seine ihm eigentümlichen Gesundheitsgefahren hat. In erster Linie ist es der Genuß des Obstes,

aus Pomonas Füllhorn in oft überreicher Menge über die Lande ausgestreut, welches eine Reihe mehr oder minder schwerer Krankheiten, von einfachem Brechreiz und Diarrhoe angefangen, bis zur Cholera nostras, nach sich zieht. Obst ist nicht nur seines Wohlgeschmacks, sondern namentlich seiner ausgezeichneten, verdaunungsbefördernden Wirkung wegen ein höchst schätzenswertes Nahrungsmittel. Damit es seine wohltätigen Wirkungen auf die menschliche Gesundheit voll und ganz äußere, sind aber drei Bedingungen erforderlich; es darf nicht in zu großen Mengen genossen werden, es muß völlig ausgereift sein und es muß frei von Verunreinigungen sein. Die Außerachtlassung jedes einzelnen dieser drei Punkte rächt sich oft auf das empfindlichste.

Schon hinsichtlich der Menge der konsumirten Früchte werden häufig die unglücklichsten Diätfehler begangen. Jahraus jahrein besteht unsere Nahrung zum weitaus größten Theile aus gelochtem oder gebratenem Fleisch, Gemüsen, Kartoffeln, Käse, Butter und weißem oder schwarzem Brod, alles Dinge, die eine besondere Zubereitung durchgemacht haben, um als Nahrungsmittel Verwendung finden zu können. Der Wilde in den altersternen Kinderzeiten der Menschheit hat nun allerdings die meisten dieser Dinge roh genossen und das Menschengeschlecht ist dabei nicht zu Grund gegangen, aber das beweist nichts für den Nutzen einer aus rohen Wurzeln und Früchten bestehenden Nahrung. Im Gegenteil liegt in der Zubereitung der Speisen, wie sie sich im Laufe der Jahrtausende herausgebildet hat, ein gut Teil des menschlichen Kulturfortschrittes und durch zahlreiche Generationen hindurch hat sich unser Körper den Produkten der Kochkunst derart angepaßt, daß eine erhebliche Abweichung von denselben meistens, mit einer Gesundheitsstörung bezahlet wird. Wenn nun im August und September auf allen Bäumen die Früchte reifen und zum Genuße einladen, so sind dieselben trotz ihres Wohlgeschmacks immer doch nur als Dessert zu betrachten, das eine Abwechslung in unsere Nahrung bringt, sie dürfen aber die übrigen Nahrungsmittel nicht ersetzen und verdrängen, sondern sollen nur in mäßigen Mengen genossen werden. Gegen diese Gesundheitsregel stellt am häufigsten unsere liebe Jugend, welche namentlich, wenn sie sich gratis zu Tisch setzen kann, das heißt, wenn es gilt, einen fremden Obstbaum tüchtig zu pflündern, das unglücklichste an Massenvergessenheit leistet; aber auch die Erwachsenen vergessen nur zu oft, daß der menschliche Magen keine Ueberladung mit Früchten verträgt.

Ist das Obst obendrein nicht völlig ausgereift, so erhöht sich naturgemäß die Gesundheitsgefahr bedeutend. Denn die im Ausreifen begriffene Frucht gleicht einer Retorte, in der die mannigfachen chemischen Prozesse vor sich gehen und die Zwischenprodukte derselben, namentlich die zahlreichen im unreifen Obst enthaltenen organischen Säuren, sind Stoffe, welche oft geradezu giftig auf den menschlichen Organismus wirken.

Im Stadium der Vollreife und noch mehr in jenem der Ueberreife, wenn sich Zucker und Eiweißstoffe in den Früchten in großen Mengen angehäuft haben, neigen sich auf allen unseren Obstsorten Milliarden jener kleinen einzelligen Lebewesen an, die als Hefepilze und Bakterien in den letzten Jahrzehnten zu so großer Bedeutung gelangt sind. Das härtere Obst, die spätreifenden Birnen und die Äpfel, sind von ihnen noch einigermaßen verschont, dagegen sind die weichen saftreichen Obstsorten, alle Arten von Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen, Weintrauben, Feigen, Granatäpfeln u. s. w. der trefflichsten Nährboden für diese Kleinlebewesen. Wenn nun auch die Mehrzahl unschädlich ist, so kann man doch nie wissen, ob sich nicht unter ihnen auch gefährliche Krankheitserreger befinden. Man sollte daher derlei Obst nur nach sorgfältiger Reinigung und Wäsche genießen, umjomehr

als dasselbe, ehe es an den Konsumenten kommt, durch eine Reife oft recht unsauberer Hände gegangen ist. Bei Weintrauben empfiehlt sich diese Reinigung noch besonders aus dem Grunde, weil bei den vielfachen Erkrankungen des Weintodes die Bespritzung der Weinkulturen mit Kupfervitriollösung und anderen Stoffen allgemein üblich geworden ist, die für den Körper durchaus nicht indifferent sind und nach der Bespritzung auf den Beeren eintrocknen.

Nicht mit Unrecht klagt man im Volksmunde über schlechtes Bier in der Zeit, wo die Zwetschen reif sind. Die kleineren Brauereien in ländlichen Bezirken, die ein Bier verkaufen, was in der Regel schon wenige Tage darnach getrunken wird, liefern um diese Zeit in der That ein Getränk, zu dessen Bewältigung ein Entenmagen erforderlich ist. Aber auch die großen Brauereien, welche über die modernsten Kühlvorrichtungen verfügen, produzieren dann ein etwas minderwertiges Produkt, das, wenn es offen steht, einem schnellen Verderben ausgesetzt ist. Wenn man dann Augenzeugen davon ist, wie in einigen Gegenden Deutschlands noch immer trotz aller gegenständlichen Versicherungen das Abtropfbier, der sogenannte „Gansel“, zum Auffüllen der Gläser benutzt wird, so bekommt man eine leise Ahnung, daß manches Unwohlsein in dem Gemüthe dieses zweifelhaften Bierzinses seine Ursache hat, und man kann es dem Berliner z. B. nicht so sehr verdenken, wenn er um die Antiseptis der Verdauung zu erhöhen, ab und zu einen Kümmel, einen Nordhämer oder sonst einen starken Alkohol genießt. Daß die Kombination von Bier und Obst doppelt und dreifach gefährlich ist, dürfte zu bekannt sein, um noch besonders erwähnt zu werden. Mischungen wie Früchte und saurer Rahm etc. sind überhaupt eine Herausforderung an die Natur und sollten, von jedem, der keinen taktlosesten Magen hat, gemieden werden.

Auch in anderer Beziehung kann die Herbstzeit recht gefährlich werden. Mancher der den ganzen Sommer über gleichviel ob das Wasser kalt oder warm, frühmorgens kalt gebadet hat und sich gegen jede Erkältung gefest glaubt, wird im Herbst plötzlich von einem schweren Katarrh und Schweiß besfallen, der ihn daran erinnert, daß die Logik seiner Abhärtungsmethode ein Loch hat. Die sinkende Wassertemperatur trägt daran nicht die Schuld; denn bei richtiger Anwendung des kalten Bades kann ein gesunder Körper auch Wassertemperaturen von 8° R. und darunter ohne Erkältungsgefahr ertragen. Wenn man aber aus dem kalten Bade, gleichviel ob die Temperatur desselben einige Grade mehr oder weniger warm ist, heraussteigt, und den entblößten Körper der bewegten kalten Morgenluft aussetzt, entsteht plötzlich eine derartige Verdunstungskälte auf der Körperoberfläche, daß sich die Haut eiskalt anfühlt. Die Blutgefäße ziehen sich rapid schnell zusammen; das ganze Blut wird nach dem Körperinnern geworfen und das Resultat dieser bedeutenden Veränderung des Blutdrucks tritt alsbald in den Krankheitserscheinungen einer intensiven Erkältung zu Tage. Die Voraussetzungen hierzu sind nun besonders im Herbst gegeben, wenn die noch immer leidlich hohen Wassertemperaturen den Bereich des kristallinen Rasses zum Baden locken, während die Temperatur der Morgenluft sich bedenklich dem Nullpunkt nähert. Uebrigens wird alle Gefahr vermieden, wenn man sich nicht dem Lufthauch aussetzt und für eine ausgiebige Blutcirculation sorgt. Der Kaltwasserfreund, der die Allüren des Eisbären angenommen hat, begeben sich daher nach dem Verlassen des Bades sofort in einen geschlossenen Raum und lassen sich den Körper trocknen, bis tüchtige Rötung der Haut eintritt. Dann ziehe man sich schnell an und unternehme dann einen Spaziergang in flottem Tempo, womit jede Gefahr über Folgen beseitigt ist.

Erkältungsgefahr droht uns auch, wenn wir im Herbst den Uebergang zu einer

wärmeren Bekleidung nicht rechtzeitig vollziehen. Es ist um Mittag und Nachmittag noch so sommerlich warm, da der Himmel meist klar ist, und man glaubt daher, auch Abends noch ohne wärmere Kleider auszukommen. Wer nun gewöhnt ist, Tricotunterkleider, besonders wollene, zu tragen, wird bei dem abendlichen Gehen im Freien wohl weniger leicht zu Schaden kommen; wer aber Leinenwäsche auf den bloßen Leib trägt, wird für seine Unvorsichtigkeit sich sehr bald durch einen argen Schnupfen bestraft sehen. Daher heißt es, zur rechten Zeit für eine wärmere Bekleidung für die Abende Sorge zu tragen. Am besten ist es, diesen Uebergang zur Wintertracht allmählich in mannigfaltigen Abstufungen zu vollziehen, und man braucht keinen überreich gefüllten Kleiderschrank zu besitzen, um sich je nach Temperatur angemessen leicht oder schwer anzuziehen.

Zu engsten Zusammenhang hiermit steht das unvorsichtige Gehen im Freien zur Nachtzeit, wie es namentlich in den Konzertsalons und Biergärten künstlich großgezogen wird. In den kleinen Orten, wo das Tagewerk früher beginnt und früher endet, wo überhaupt noch nicht die Jagd nach Erwerb die beängstigenden Formen der Großstadt angenommen hat, geht man zeitig schlafen. Der Großstädter aber fordert nach des Tages Mühen seine Zerstreuungen und Vergnügungen und findet diese am mühselosesten und billigsten in dem bis tief in den Herbst hinein noch in vorgeklärter Stunde mit Menschen gefüllten Biergärten. Diesen Wohnstätten der Bevölkerung hat nicht mit Unrecht eine Mäandere medizinische Kapazität vor einigen Jahren das häufige Auftreten von Erkältungskatarrhen und Lungenerkrankungen in der bayrischen Hauptstadt zur Last gelegt, die durch ihre hohe Lage ohnehin ein ungewöhnlich rauhes Klima aufweist.

Es wäre Pharisäerthum, sich über das Gartenstehen der großen Massen aufzuhalten; der reiche Mann kann auf der Terrasse seiner Vorstadtvilla, der biedere solide Familienwater mit Tabakspfeife und Schloßrock auf seinem Küchenbalkon in einer kühlen Herbstnacht sich natürlich ebenso eine Erkältung zuziehen, wie diejenigen, welche die Biergärten bevölkern.

Im Herbst heißt es aber am meisten auf seine Gesundheit Obacht geben: ein im Frühjahr zugezogenes Leiden findet günstigere Heilungsbedingungen, weil der freundliche Sommer vor der Thür steht, nach dem Herbst aber harret unser der lichte- und lustlose Winter mit seinen Unbilden.

Die „andere Liebe.“

Novelle von Maria Stahl.

„Wo Du hast schon einmal geliebt? Weißt Du, das mußt Du mir erzählen!“

Sie sagte es mit der harmlosesten Miene von der Welt.

Frauen vermögen bekanntlich zu lächeln in dem Augenblick, wo ihnen das Herz gebrochen wird, und selbst wenn Jemand sie mit einem doppelt-rindlederbesohlenen Stiefel auf die empfindlichste Stelle des Fußes tritt.

Fälle, in denen die Männer immer schiefen, schlagen oder fürchterlich fluchen würden. Doch wehe, wer solchem Lächeln glaubt. Felix Golzen, obgleich sonst ein heller Kopf, war genau so verblendet wie Verliebte immer sind und mit der Erforschung des weiblichen Gemüths noch nicht auf die letzten Wahrheiten gekommen.

„Sie war meine Jugendliebe, weißt Du,“ begann Felix gemüthlich und verschränkte die Arme unter dem Kopf.

Er lag höchst behaglich und innerlich zufrieden, lang im Grase ausgestreckt, seiner Braut zu Füßen, die auf einer Moosbank saß.

Um sie herum der rauschende Herbstwald, mit Sonnensunken auf goldrotem Laub, mit dem Ruf des Häfers tief im Dickicht und dem Klopfen des Spechts über ihnen am Ei-

chenstamm — eine Situation, wie sie idealer für zwei Liebende nicht gedacht werden kann. „Sie war wohl sehr hübsch?“ fragte Elli im allerfreudlichsten Ton und fing an mit ihrem Schirmchen zu spielen.

„Einfach süß, schon als kleines Schulmädchen mit Tauschenschürzchen. So wilde, zauselige Locken um den Kopf herum und ein Paar Augen, wie große, schwarze Herzstichen. Und so amüsan, immer Raupen im Kopf. Wir hatten eine lustige Kindheit zusammen.“

Felix blickte in diesem Augenblick in die Baumkronen über sich und nicht in das Gesicht seiner Braut, sonst hätte er schwerlich so eifrig weitererzählt.

„Nein, weißt Du, ich muß jetzt noch lachen, wenn ich an unsere Kinderspiele denke! Was für eine tolle Bande wir da waren in der kleinen Stadt! Das ging immer in allen Häusern und Höfen rum. Und die Traute überall vorne an.“

„Ach sie hieß Traute?“

„Ja. Eigentlich der schönste Mädchennamen, nicht?“

„Wie hieß sie dann weiter?“

„Bäcker, Traute Bäcker hieß sie.“

„Ha, ha, ha! wie lächerlich! Traute Bäcker!“

„Ha, ha, ha—a—a!“

„Was ist denn dabei?“

„Na, weißt Du, ebenso gut könnte Einer Adolar Gimpel oder Tankred Schöps heißen.“

„Das ist mir nie aufgefallen,“ erwiderte Felix aufrichtig. „Ich erinnere mich noch, wie wir beide einmal die Bobentreppe bei Bürgermeisters herunterkollerten und uns dann prügelten, weil Jeder dem Andern die Schuld gab. Und wie wir immer Kessel mauschten in Nachbars Garten.“

Das Schönste waren die Jahrmärkte mit Karrouffels und Bienen, wo Traute sich regelmäßig an Wäpeltörchen den Magen verlorb. Es war eine besondere Sorte, in Schmalz gebacken, sehr fett und süß. Ich möchte wohl noch einmal solche Wäpeltörchen essen, so hat mir nie wieder etwas geschmeckt im Leben.“

Eine Pause entstand.

Elli sagte gar nichts, sie bohrte nur mit ihrem Schirmchen Löcher in den Waldboden.

„Ach, die herrlichen Sommerabende, wo wir vor den Hausstühlen zusammen saßen und schwärmten oder träumten!“ schwärmte Felix unbeirrt weiter, der jetzt recht in Zug gekommen war mit seinen Jugenderinnerungen, und glaubte, daß Elli ein warmes, herzliches Interesse daran haben müsse.

„Solch eine kleine Stadt hat doch gar so etwas Traulich-poetisches! Ich sehe noch so deutlich die schlecht gepflasterte Gasse, die alten Häuser mit den Zweichern und kleinen Fenstern, die Kugel-Akazien vor den backsteinernen Haustreppen! Und an den langen, dämmerhellen Sommerabenden, da öffneten diese Puppenstühle Häuser ihre Fenster und Türen und alles, was sie jetzt in sich verschlossen und überdachten an stillem Glück, an heimlichen Sorgen, an Liebe und Haß, Jugend, Schönheit und Altersschwäche, kam auf die Straße hinaus und erfüllte sie mit geheimnisreichem und reizvollem Leben.“

Da saßen die Alten, die lange Lebensgeschichten erzählen konnten, auf den Bänken und schüttelten und nickten mit den Köpfen über die wunderliche Welt. Der behäbige Wohlstand, die Großhändler und der Magistrat, tranken ihren Abendkoppchen in der Laube vor dem „Schwarzen Bären“, der Herr Pastor lehnte, gemüthlich sein Pfeifchen rauchend, über dem Gartenzaun, und macht mit dem Vorübergehenden ein Schwäzchen, im großen Thorbogen saß die stattliche Lammwirtin und die Frau Bürgermeister unterhielt sich aus dem offenen Fenster mit der Frau Stadtrat über die Straße hinüber, junge Ehepaare lauwandelten Arm in Arm und in irgend einem Vorgarten hörte man Mädchen lachen und Männer scherzen.

Und wenn es dunkelte, wenn über den hohen, spizen Dächern die und da ein Stern aufblickte in der warmen grauen Luft, und

der alte Lampenputzer angehumelt kam, um die schlecht riechenden Petroleumlaternen anzuzünden, dann hockten wir Kinder auf den Treppentritten, wir rückten enger zusammen und fingen an uns die alten, gruseligsten Geschichten zu erzählen, die so lieb und dumme und das Entzücken aller Kinder sind.

Traute wußte immer die allerschönsten! Von sagenhaften Wörtern, die mal in der Stadt poßiert sein sollten, von Männern ohne Kopf und weißen Frauen, von Hausgeistern und unermeßlichen Schätzen, von Erhängten und Lebendigbegrabenen, von heimlichen Verbrechen und ihrem Fluch.

Und wie sie erzählte! Sie sagte einem eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken. Ich sehe noch ihre großen Augen durch die Dämmerung leuchten und erinnere mich, wie sie die Stimme geheimnisvoll zu dämpfen und Knippenhaufen zu machen verstand, um uns alle auf die Folter zu spannen. Das machte ihr keine nach.

Die Bücher, die Elli bohrte, wurden immer tiefer, sie hatte den Boden schon ganz aufgewühlt und betrachtete ihn so andauernd, als hätte sie ein brennendes Interesse an seiner Beschaffenheit.

„Ihr bleibt aber nicht immer Kinder,“ sagte sie bößlich.

„Bewahre,“ versicherte Felix treuherzig. „Aber erst kam ich für lange Zeit in die Hölle, wo man nicht mit Mädchen spielt und es beinahe für eine Schande hält, mit Mädchen zu verkehren. Und Traute kam in die schulpfischen Jahre. Da sind selbst die nettesten Mädchen unausstehlich. Erst später fanden wir uns wieder. Ich erinnere mich noch so genau des Tages, wo ich mich zum ersten Mal in Traute verliebte. Es war auf dem Erntefest, draußen bei Amtmann Kulemanns.“

„Die Mädchen sind aber ganz unausstehlich hier! rief Elli aufspringend und hastig um sich schlagend. „Ich bleibe keinen Augenblick länger sitzen!“

„Mädchen?“ fragte Felix verwundert, „wo sind denn Mädchen? Aber lauf doch nicht so, ich komme ja mit.“

Elli hatte mit einem energischem Ruck den Sonnenschirm aufgespannt und ging den Waldpfad hinunter.

Felix war bald wieder an ihrer Seite.

„Solch ein Erntefest auf dem Lande ist an und für sich ein Hauptpaß,“ fuhr er mit rührender Arglosigkeit fort. „Ich sehe noch den dicken Amtmann auf dem Haustritt stehen, wie ihm die Großmagd die Erntekrone überreichte und eine andere einen großmächtigen Strauß und ein breites rotes Seidenband als Schleppe an seinem Arm befestigte. Und die letzte Ernteführer schaukelte mit allen Pferden bespannt zum Hofthor hinein und war mit Guirlanden und Papierfächchen geschmückt. Voraus die Dorfmusik mit einem lustigen Marsch. Die Knechte hatten diese Kränze auf den Hüften und die Mägde trugen sie um die Halsen gewunden. Und alle Weiber und Kinder und Männer aus dem Dorf liefen hinterher. Dann wurden Neben gehalten und „Nun danket alle Gott“ gesungen. Endlich sahste Amtmann Kulemann die Großmagd um die Taille und eröffnete feierlich mit ihr den Reigen auf dem großen Gradplatz vor dem Amtshaus, den Linden und Kastanien beschatteten. Tante Kulemann folgte mit dem Inspector und bald tanzte Alles, was tanzen konnte, auch die ältesten Weiber und die kleinsten Kinder.“

Und ich tanzte immerfort mit Traute. Es waren noch andere junge Mädchen aus der Stadt da, aber Traute war die allerschönste. Sie hatte ein weißes Kleidchen an und einen Kranz von dunkelroten Nelken im Haar — ich sage Dir, wie ein Wild.

Und so frisch und rund und rosig! Zum Anbeißen, wie ein süßer, reifer Apfel! Sie war auch immer noch ebenso lustig und toll; wenn wir tanzten, das war gerade als flögen

wir! Oh die Sonne unterging an dem Tage, war ich blind und rasend in sie verschossen, so wie sich eben nur ein junger Student zum ersten Mal verschließt.“

Mit einem hörbaren Knack schloß sich der Sonnenschirm neben ihm, mit flammendem Gesichtchen und funkelnden Augen stand Elli vor dem entsetzten Felix.

„Mein Herr, ich bedaure sehr, das erst heute zu erfahren. Sie haben mich belogen und hintergangen! Sie haben mir eine Liebe geheuchelt, die Sie für eine Andere empfinden, aber ich bedanke mich für die Ehre, die Nachfolgerin dieser „Anderen“, dieser reizenden, entzückenden Traute — Traute Bäcker — ha, ha, ha! zu sein! Nein, dafür danke ich!“

Und es Felix nur zu Worte kommen konnte, hatte sie ihm die Gartensforte der väterlichen Villa vor der Nase zugeschlagen und ihn draußen stehen lassen.

Wie ein Rasender stürzte Felix eine halbe Stunde darauf seinem besten Freund auf die „Bude“.

„Mensch, ich bin ruiniert, Alles ist verloren! Das Leben hat keinen Wert mehr für mich.“

„Ei! Ha! Ha!“ sagte Wolfgang Kersten, der sich durchaus nicht im Genuß seiner Abendmahlzeit fähren ließ und mit einem kräftigen Zug seinen Schoppen zum Matjeshering mit frischen Kartoffeln leerte. „Da steht der Pistolenkasten auf dem Bücherschrank. Aber wenn Du Dich erschossen hast, komme mir wieder zu mir, dann wollen wir sehen, wie sich die Sache wieder einrenken läßt.“

„Bist Du verrückt?“

„Im Gegenteile, durchaus auf der Höhe, Durst und Appetit normal. Ich spreche nur aus Erfahrung. Ich habe mich im Anfang meiner Brautzeit auch mehrere Mal erschossen. Das sind Krifen. Aber ganz ungeschädlich.“

„Mensch, sie hat mir den Laufpaß gegeben! Ich unseliger Thor habe ihre Liebe verschertzt und ich kann — ich kann doch nicht ohne Elli leben!“

„Sollst Du auch nicht. Meine Braut hat mir drei Mal den Laufpaß gegeben.“

„Aber es ist Ernst, schrecklicher Ernst! Ich Efel, ich Thor, ich habe ihr von meiner ersten Liebe erzählt, ich dachte es müßte sie amüsieren — mein Gott! Als ob das jetzt noch etwas zu bedeuten hätte, ich dachte, sie würde es ebenso harmlos auffassen wie ich —“

„Du bist ein Neuling in der Liebe, alter Junge, und scheinst von Mädchenherzen ungefähr so viel zu wissen, wie Ranjen vom Nordpol. Wehe dem Mann, der seinem Mädchen von der „anderen Liebe“ spricht. Aber tröste Dich, ein Bruch aus Eifersucht ist kein Bruch.“

„Was soll ich thun? Wie kann ich ihr Vertrauen wiedergewinnen?“

„Seh Dich ein Mal her und schreibe Deiner Braut. Du seiest im Begriff zur Schutztruppe nach Afrika zu gehen, um Dich lebenslänglich der Dressur von Negern mit der Nilpferdpeitsche zu widmen oder meinetwegen der Entdeckung des Südpols den Rest Deines verbleibenden Lebens zu weihen — batest sie aber vorher um ein letztes Zusammensein und eine Locke von ihrem Haar. Ich sage Dir, das wirkt. Solch einem Abschied auf Lebenszeit hält kein Frauenherz Stand.“

Wolfgang Kersten behielt Recht. Oh der folgende Tag zur Weige ging, war Felix mit seiner Elli ausgeführt. Aber noch mehr als die beabsichtigte Negern-Dressur und Südpol-Entdeckung hatte die Versicherung ihr Herz erweicht, daß Traute Bäcker längst eine behäbige Gattin und glückliche Mutter verschiedener Sprößlinge geworden sei.

Und daß sie selbst schließlich doch die einzig wahre, die erste und letzte erste Liebe ihres Felix sein und bleiben würde.

Allerlei.

* Nach dem Urteil. Angeklagter (der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt wurde): Revision können wir wohl nicht einlegen? Verteidiger: Doch, aber Sie kriegen wieder lebenslänglich! Angeklagter: Aee, da lassen Sie's nur, dann dauert's ja noch länger!

* Schrecklich. „Alo, Herr von Meier, Sie haben nicht den Erb, sondern nur den persönlichen Adel erhalten?“ — „Ja, denken Sie sich, wie schrecklich! Jetzt habe ich als Edelmann bürgerliche Kinder!“

* Individuelle Auffassung: Lehrer: „Welches ist die ergreifendste Scene aus Bürgers „Lied vom braven Mann?“ — Der kleine Josef: „Als der Graf hat hingeworfen den Geldbeutel!“

* Feiner Unterschied. Karl fällt im Abiturienten-Examen durch, wiewohl sein Oheim Vorsitzender der Prüfung war. „Das hätte ich von dem Bengel nicht gedacht,“ sagt der Vater. — „Das hätte ich meinem Bruder nicht zugetraut,“ sagt die Mutter.

* Kurz und bündig. Kläger: „Was, ich habe meinen Prozeß verloren, und das durch alle Anstalten?! Das ist stark! Die Gerechtigkeit des Urteils bestreite ich.“ — Advokat: „Papperlapapp! Sie haben gar nichts zu bestreiten als die Prozeßkosten.“

* O diese Kinder! Tante (zu ihrem kleinen Nissen): „Komm her, Fränzchen, gib mir einen Kuß. Fränzchen: Nein, Tante, ich gebe dir keinen Kuß mehr. Tante (verwundert): „Über warum denn nicht, Fränzchen?“ Fränzchen: „Weil Papa neulich gesagt hat, Du wärst eine gütige Person.“

* Wenigstens etwas. Student: „Na, wie ist's Dir in der Prüfung gegangen?“ — „Ein gerasselt. Aber die drei ersten Fragen hab' ich doch ganz gut beantwortet.“ — „Wonach haben sie Dich denn gefragt?“ — Nach Namen, Geburtsort und Alter.“

* Exklusiv. Herr Leutnant, lesen Sie einmal das Ballgespräch hier im Blatte.“ — „Ach, lese nur Hofballgespräche.“

* Zeitungstaxe. Erster Leutnant: „Ach, die ganze Presse ist doch höchst überflüssige Chose.“ Zweiter Leutnant: „Bis auf eine Ausnahme.“ Erster Leutnant: „Ramerad meinen?“ — Zweiter Leutnant: „Die Fahrpreispresse.“

Charade.

Die beiden Ersten sind verschieden, Ich seh' sie an dem Fenster stehn. Dann kann ich sie in Feld und Wiesen An jedem Wege immer sehn.

Das Letzte ist in jedem Hause Bald selten, groß und oft auch klein, Aus alter Zeit kann es zuweilen Dem Antiquar von Werte sein.

Die Ersten findest du im Ganzen; Sie stehen da in vollster Pracht. Das Ganze ist nur für die Ersten Und ganz allein für sie gemacht.

Magisches Quadrat.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben BBB, EEEEE, I, LL, RRR derart einzutragen, daß die waagerechten und senkrechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. Gemäch. 2. Säugetier. 3. Instrument. 4. Baum.

Buchstabenrätsel.

Ri Ri
 Ri Ri
 Ri AA Ri Ri
 Ri AA Ri Ri
 Ri Ri
 Ri Ri



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. u. b. G., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Neunzehnter Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 1-14. „In jener Zeit trug Jesus den Hohenpriestern und Pharisäern folgende Gleichnißrede vor: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der seinem Sohne Hochzeit hielt. Er sandte seine Knechte aus, um die Geladenen zur Hochzeit zu berufen, und sie wollten nicht kommen. Abermal sandte er andere Knechte aus und sprach: Saget den Geladenen: Siehe, mein Mahl habe ich bereitet, meine Ochsen und das Klostvieh sind geschlachtet, und alles ist bereit, kommet zur Hochzeit! Sie aber achteten es nicht und gingen ihre Wege; einer auf seinen Meierhof, der andere zu seinem Gewerbe. Die Uebrigen aber ergriffen seine Knechte, thaten ihnen Schmach an und ermordeten sie. Als dies der König hörte, ward er zornig, sandte seine Kriegsknechte aus und ließ jene Mörder umbringen und ihre Stadt in Brand stecken. Dann sprach er zu seinen Knechten: das Hochzeitsmahl ist zwar bereitet, allein die Geladenen waren dessen nicht wert. Geht also auf die offenen Straßen und ladet zur Hochzeit, wem ihr immer findet. Und seine Knechte gingen aus auf die Straßen und brachten alle zusammen, Gute und Böse; und die Hochzeit ward mit Gästen besetzt. Der König aber ging hinein, um die Gäste zu beschauen und er sah daselbst einen Menschen, der kein hochzeitliches Kleid an hatte. Und er sprach zu ihm: Freund! wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Kleid anhast? Er aber versummte. Da sprach der König zu den Dienern: Bindet ihm Hände und Füße und werfet ihn hinaus in die äußerste Finsternis: da wird heulen und Zähneknirschen sein. Denn viele sind berufen, Wenige aber auserwählt.“

Saulus — Paulus.

II.

Der Gastgeber im heutigen Evangelium ist nicht bloß ein reicher, angesehener Mann, sondern ein König. Die Annahme der Einladung sollte, wie es scheint, zugleich eine Huldbigung an den Sohn des Königs sein. Deshalb ist die Abweisung der Einladung so verhängnisvoll. — Offenbar ist der königliche Gastgeber Gott der Vater, der königliche Sohn der Heiland. — Zweimal schickt der König Seine Knechte: zuerst die Propheten, später die Apostel. Die Einladung ergeht zuerst auf ein Frühmahl (die Kirche des Alten Bundes), dann zum eigentlichen Hochzeitsmahl, welches die Kirche des Neuen Bundes versinnbildet: die bräutliche Verbindung Christi mit der Menschheit, die in der Menschwerdung des Sohnes Gottes begonnen und einst im Himmelreiche vollendet wird. Der Leser erinnert sich zweifellos der andern Parabel vom Hochzeitsmahle, die in der Fronleichnamsoctav verlesen wurde; dort waren Gewinn sucht und Vergnügensucht die Gründe der Abweisung; — hier aber wird die Einladung aus ganz feindseligem Gesinnung abgewiesen, mit Schimpf und Frevdel gegen den König, da seine Knechte mißhandelt und getödtet werden. Damit ist die Gesinnung der verstockten Juden gegen den Heiland, Seine Propheten und Apostel gekennzeichnet. Sie wollten nicht folgen, sondern verfolgen! Sprechlich ist daher die Strafe, die an Jerusalem und an dem jüdischen Volke vollzogen wird. Soweit ist die Parabel also eine Ergänzung jener andern, die wir am zweiten Sonntag nach Pfingsten hörten. Nun aber ergeht die

Einladung zum Hochzeitsmahle an Fremde, Heimatlose, kurz, an Alle ohne Unterschied: es sind die armen Heiden gemeint, die von den Aposteln zum Eintritt in die Kirche eingeladen wurden und folgten. — Aber fragen wir erstaunt, wie kann der König jenen armen Menschen so streng und hart behandeln, der ohne hochzeitliches Gewand sich eingefunden hatte? Trifft ihn denn eine Schuld, da er doch von der Straße hereingeholt wurde? — Freilich, lieber Leser, ist er sehr schuldig; aber warum? Nun, wenn ein morgenländischer Fürst zu einem festlichen Mahle einladet, so sandte er zugleich mit der Einladung auch das entsprechende Festkleid. Somit lag in dem Benehmen dieses Gastes eine strafbare Beleidigung des Königs, eine große Geringschätzung, da er nicht einmal für nötig gefunden hatte, das überjandte Festgewand anzulegen. Darum „versummt“ er auch, da der König ihn zur Rechenenschaft zieht. — Auch uns, lieber Leser, ist bei der hl. Lesung das hochzeitliche Kleid der heiligmachenden Gnade vom himmlischen Könige gesandt worden. Ohne dieses Festgewand können wir einst nicht am himmlischen Hochzeitsmahle teilnehmen; es würde uns vielmehr ähnelnd ergehen, wie jenem Unglückseligen, von dem das heutige Evangelium uns warnend erzählt. Nun geben wir wieder der Apostelgeschichte das Wort, um uns an dem, was sie von dem bekehrten Saulus berichtet, weiter zu erbauen: „Saulus aber erstarrte immer mehr und machte die Juden verstimmen, die in Damaskus wohnten, indem er darthat, daß Dieser (Jesus) der Messias sei. Als nun eine geraume Zeit vergangen war, hielten sie Rat mit einander, um ihn zu tödten. Dem Saulus aber wurden diese Nachstellungen be-

Kirchenkalender.

Sonntag, 1. Oktober. 19. Sonntag nach Pfingsten. Remigius, Erzbischof. Rosenkranzfest. Evangelium Matthäus 22, 1-14. Epistel Epheser 4, 23-28. ● St. Andreas: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kinder. Mittags 12 1/2, Fest-Officium für die Mitglieder der Kongregation für junge Kaufleute u. Künstler mit feierlicher Aufnahme der Aspiranten. ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Mitglieder der Rosenkranz-Bruderschaft, 9 Uhr feierl. Hochamt, 11 Uhr bei günstiger Witterung Prozession durch die Stadt, nachmittags 4 Uhr gemeinsame Weistunde, 5 Uhr Festpredigt, nach derselben feierl. Rosenkranz-Andacht. Während der Oktav morgens 9 Uhr Segensmesse und nachmittags 5 Uhr feierl. Rosenkranz-Andacht. Donnerstag nach der Rosenkranz-Andacht feierl. Segnung der Rosenkränze. ● Maria Himmelfahrtkirche: Monatl. hl. Kommunion der Mädchen. An den Wochentagen des Oktober ist Abends 1/8 Uhr Rosenkranz-Andacht. ● Dreifaltigkeitssparerkirche Das feierliche Hochamt ist um 1/10 Uhr. Nachmittags 1/5 Uhr Hirnungs-Unterricht, um 1/5 Uhr Beginn der Rosenkranz-Andacht mit Festpredigt. An demselben Tage gemeinschaftliche hl. Kommunion der Kinder. An allen Tagen im Monat Oktober abends 8 Uhr Rosenkranz-Andacht. ● St. Mariin: Nachmittags 3 1/2 Uhr Andacht und Anspache für die Jünglings-Kongregation. Morgens 8 1/2 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Schule in der Neugasse. (Fortsetzung siehe letzte Seite.)

kannt. Sie hingegen bewachten Tag und Nacht die Thore, um ihn zu tödten. Da nahmen ihn die Jünger bei Nacht und ließen ihn über die Stadtmauer in einem Korbe hinunter. — Als er nun nach Jerusalem gekommen war, suchte er sich den Jüngern beizugesellen; aber Alle fürchteten sich vor ihm, denn sie glaubten nicht, daß er ein Jünger sei. Barnabas aber nahm ihn zu sich und führte ihn zu den Aposteln und erzählte ihnen, wie er (Saulus) auf dem Wege (nach Damascus) den Herrn gesehen, daß Dieser zu ihm gesprochen, und wie er in Damascus freiwillig den Namen Jesu verkündigt habe. — Nun ging er (Saulus) mit ihnen (den Jüngern) aus und ein in Jerusalem und verkündigte freiwillig den Namen des Herrn. Er redete auch zu den Heiden und stritt mit den Griechischen (Juden); diese aber trachteten, ihn zu tödten. Als das die Brüder erfuhren, geleiteten sie ihn nach Cesarea und ließen ihn ziehen nach Tarsus (seine Vaterstadt). (Apostelgeschichte 9, 22—30).

Freunde und Feinde des Evangeliums, lieber Leser, waren auf gleiche Weise darüber erstaunt, daß aus dem fanatischen Verfolger der Lehre Jesu plötzlich der eifrige Verteidiger geworden war; beide Teile vermochten anfangs das Rätsel nicht zu lösen, bis allmählich der wahre Hergang der Sache bekannt wurde. So groß nun die Freude unter den Gläubigen war, so heftig wurde die Erbitterung der ungläubigen Juden. Allein bei Saulus wuchs, wie der hl. Lukas bemerkt, mit dem Widerstande, den er fand, und mit der Gefahr die Festigkeit und Stärke seiner Ueberzeugung. Dabei kam ihm seine hervorragende Kenntnis der heiligen Schriften des Alten Bundes sehr zu Statten; die göttliche Gnade that das Uebrige. So war er in den Stand gesetzt, die verstockten Juden, die ihm bei seinen Lehrvorträgen in den Synagogen widersprachen, so bündig und kräftig aus ihren heiligen Büchern zu widerlegen, daß sie bestürzt das Feld räumen mußten. Er stellte nämlich durch Vergleichung der Weissagungen der Propheten mit den Lehren, Thaten und Schicksalen Jesu den überzeugenden Beweis her, daß der Gekreuzigte wirklich der verheißene Messias sei, so wenig dies auch den irdisch gesimmten Erwartungen und Vorstellungen der Juden entsprechen möge.

Allein dieser Sieg der Wahrheit, die in des Saulus Munde geradezu unwiderstehlich war, reizte die Gegner in hohem Maße: es waren wichtige Brüder derer, die den Messias Selbst und Seinen Jünger Stephanus gemordet hatten. Wütlich trafen sie Anstalten, sich seiner Person zu bemächtigen; sie wußten nämlich, wie der hl. Paulus später selber im zweiten Korintherbriefe (11, 32) erzählt, den damaligen Statthalter von Damascus auf ihre Seite zu bringen; der erlaubte ihnen, Tag und Nacht Wache an allen Stadthoren zu halten, um die Flucht des Saulus unmöglich zu machen. Allein die Jünger fanden Gelegenheit ihn in ein Haus zu bringen, das an die Stadtmauer stieß, und so ließen sie den Verfolgten in einem Korbe über die Mauer hinunter.

Mutig geht Saulus nun nach Jerusalem, um in der Hauptstadt selbst für Jesus zu wirken, den er vorher bekämpft hat. Wie schmerzlich muß es für ihn gewesen sein, daß die Jünger sich schon vor ihm zurückzogen, weil sie ihm nicht trauten. Nur Barnabas faßte Mut, ließ sich näher mit ihm ein und schenkte ihm sein Vertrauen, als Saulus ihm von seiner Bekehrung erzählt hatte. Ohne Bedenken führt er ihn den Aposteln zu, denen Saulus nun auch von seiner wunderbaren Bekehrung berichten durfte. Von nun hatte der neue Jünger Jesu das volle Vertrauen aller Gläubigen zu Jerusalem gewonnen.

Die Liebe zu Jesus, von der er nun in so hohem Maße erfüllt war, ließ ihn aber auch in Jerusalem nicht unthätig sein. Er wandte sich mit seinen Predigten namentlich an die Griechisch-redenden Juden, weil er

diese für empfänglicher hielt. Allein die Unverbesserlichen unter ihnen kamen bald darauf, ihm dasselbe Loos zu bereiten, wie vordem dem hl. Diakon Stephanus. Deshalb drangen die Jünger in ihn, daß er, um sich der Kirche noch länger zu erhalten, Jerusalem verlasse und über Cesarea (wahrscheinlich zur See) nach seiner Vaterstadt Tarsus sich zurückziehe. Wie erhehend für uns, lieber Leser, ist die Bekehrungsgegeschichte des hl. Paulus. Sie ist ein neuer Beweisgrund für die Wahrheit: Jesus von Nazareth ist der Sohn Gottes, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der bei Seiner Kirche ist alle Tage bis an das Ende der Welt! S.

Lebendige Pflanzen.

Von F. Clemens.

Dem Laien erscheinen die Pflanzen als tote Organismen im Gegensatz zu den Lebewesen, den Tieren. Wo aber hört die Pflanze auf und wo beginnt das Tier? Die Grenze läßt sich nur schwer, vielleicht gar nicht bestimmen. Wie überall, so ist auch hier nur von einer allmählichen Entwicklung die Rede, die in ihren Uebergangsercheinungen zusammenläuft. Man kann von Tierpflanzen und Pflanzentieren sprechen, deren Zugehörigkeit zu einem der beiden Reiche zu bestimmen fast unmöglich ist und schließlich nur durch einen mehr oder weniger willkürlichen Akt bewerkstelligt werden kann. Aber — wird der Leser fragen — giebt es denn nicht einen untrüglichen Maßstab, mit dem Leben oder Tod ohne Schwierigkeit gemessen werden kann — die Bewegung? Ein Tier muß sich doch bewegen, während eine Pflanze dies nicht kann!

In dieser Annahme liegt ein großer Irrtum. Auch die Pflanze bewegt sich. Und zwar führt sie nicht nur allgemeine Bewegungen aus, wie sie sich z. B. in der Zulehre zum Lichte präferieren, sondern auch autonome, sogenannte Eigenbewegungen, Bewegungen, welche völlig den Eindruck von willkürlichen hervorrufen und ebenso in einer bestimmten Absicht ausgeführt werden, wie diejenigen der Tiere, bei deren untersten Formen wir ja oft ebenso in Zweifel sind, ob ihre Bewegungen willkürliche oder unwillkürliche genannt werden dürfen. Allerdings vollziehen sich die Bewegungen der Pflanzen langsamer als diejenigen der höheren Tiere, aber den kleinen Zeiger einer Uhr sehen wir ja auch nicht sichtbar vorrücken und wissen doch, daß er innerhalb 12 Stunden einen vollständigen Kreis beschreibe. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Wissenschaft erst spät über das Bewegungsvermögen der Pflanzen Aufklärung erlangt hat. Nicht etwa erst in allernuester Zeit. Schon Ausgang des vorigen Jahrhunderts drängten sich einige der hervorsteckendsten Erscheinungen der Forschung auf, ohne jedoch weitere Beachtung zu finden. Erst Darwin lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Gegenstand, der in der That dem Forscher eine Welt von Wundern enthüllt, von der wir im Rahmen dieser kurzen Skizze kaum einen flüchtigen Begriff zu geben vermögen. Zahlreiche Vorgänge des Pflanzenlebens, welche wir bisher wahrnahmen, ohne sie erklären zu können, erscheinen uns plötzlich in ganz anderem Lichte, wir erkennen ihren inneren Zusammenhang mit dem Wesen des Lebens selbst.

In erster Reihe fesseln unser Interesse die sogenannten Schlafbewegungen der Pflanzen. Fast alle beblätterten Pflanzen zeigen zu gewissen Zeiten des Tages ein anderes Aussehen. Sie stehen still und schläfrig in der heißen Sonnenglut und auch mit Einbruch der Nacht scheinen viele von ihnen in eine Art Schlafzustand zu versinken. Wir brauchen die außerordentlichen Repräsentanten der Schlafbewegungen ausführenden Pflanzen nicht in den Tropen zu suchen. Wir nennen hier nur unsere Wiesentlee, die Wöhnen, ferner Robinien, Akazien, Kornraden, Zaun- und Vogelweiden u. s. w. Zum Beispiel stellen sich Abends die

Blätter des kriechenden Kleeß derart, daß zwei Blättchen einander ihre oberen Flächen zukehren und das dritte ein schirmendes Dach über ihnen bildet. Unser gemeiner Sauerflee (*Oxalis acetosella*) nimmt sogar am hellen Tage bei irgend welcher Verfinsternung des Himmels, wie bei Gewitter, Schlafstellung an. Die Ursache dieser Bewegungen ist die Lichtempfindlichkeit der Pflanzen. Folgen doch fast alle Pflanzen dem Lichte, wie uns unser Zimmergarten beweist. Manche sind nun in so hohem Grade lichtempfindlich, daß sie, wie der Sauerflee, auf alle Abänderungen der Beleuchtung reagieren. Nicht nur die hereinbrechende Dunkelheit wirkt auf sie, sondern vielsach in eben dem Grade zu starkes Licht. Unser Sauerflee beispielsweise hält auch sein Mittagsschlafchen, das heißt, seine Blätter nehmen auch bei starker Weststrahlung Schlafstellung an. Am größten ist der Kontrast zwischen der Tag- und Nachtstellung der Blätter bei dem bengalischen Wunderklee (*Mesmodium gyrans*), dessen Blätter übrigens noch andere, vom Licht unabhängige Bewegungen ausführen. Die Blätter des Wunderklee bestehen nämlich aus zwei kleinen Seitenblättchen und einem großen Mittelblatt. Die beiden seitlichen sind nun fortwährend in einer schwingenden Bewegung begriffen. „Das eine derselben“, sagt Dodel, „hebt sich und lehnt sich mit seiner inneren Fläche an den Blattstiel an. Das andere, welches diese nämliche aufrechte Stellung zeigt, fängt nun an sich zu senken und lehnt mit seiner äußeren Fläche sich abwärts an den Blattstiel an. Hierauf setzt sich wieder das erste in Bewegung; es steigt herunter und lehnt sich ebenfalls an. Wenn dies geschehen ist, so beginnt das zweite Blättchen von neuem seine Wanderung nach oben. Die Bewegungen gehen nicht stetig, sondern rückweise von staten. Der ganze Weg von unten nach oben oder umgekehrt kann in weniger als einer Minute zurückgelegt werden. Mit Rücksicht auf die geschickte Erscheinung führt der Wunderklee auch den Namen Telegraphenpflanze.“

Bei den Schlafbewegungen lernten wir das Licht als nächstliegende Ursache kennen, bei dem Wunderklee erzeugt die Wärme die auffallenden Schwingungen. Doch wie sollen wir uns andere autonome Bewegungen mancher Pflanzen erklären? Da wächst in den Tropen ein weitverbreitetes Unkraut, die aus Brasilien stammende *Mimosa pudica*, gewöhnlich wegen ihrer seltsamen Eigenschaften als die „schamhafte Sumpflanze“ bezeichnet. Sie ist nach Dr. E. Gilg eine krautartige Pflanze, deren Stengel mit Stacheln besetzt ist. Ihre Blätter sind doppelt gefiedert und langgestielt. Diese Pflanze antwortet, falls sie in voller Entwicklung ist und die genügende Temperatur herrscht, auf die leiseste Erschütterung mit einer geradezu frappierenden Veränderung ihres Aussehens. „Momentan schlagen die Blätter nach aufwärts zusammen, die sekundären Blattstiele biegen sich etwas gegen einander, die Hauptblattstiele senken sich tief herab.“ (Dr. A. Hansen). Ein Mensch, der einen mit zahlreichen Sumpflanzungen bestandenen Platz überdeckt, löst durch seinen Schritt natürlich bei allen die geschickte Bewegung aus, die sich bei Beteiligung eines großen Pflanzenbestandes durch ein bemerkbares Geräusch kundgibt, ähnlich wie das, welches der die Blätter aneinander reibende Wind hervorbringt. Noch mehr: die Sensibilität der *Mimosa pudica* äußert sich in derselben Weise wie bei einem hyperempfindlichen Menschen, ein Reiz löst den andern aus. Dies geschieht, wenn man sich der *Mimosa* mit großer Vorsicht nähert und eins der äußersten Blätter, oder eins der Bewegungsorgane derselben (die knöchelförmige Anschwellung am Grunde) leise berührt. Dann klappt ein Paar der Blättchen nach dem andern in regelmäßiger Folge zusammen; nach kurzer Pause beginnt dann das Zusammenlegen der unteren Blätter der Nachbarschaft, dann folgt ein anderer Stiel mit seinen Blättern und schließlich

schlägt sich auch der Hauptstiel nach abwärts. So kann im Laufe einiger Minuten die ganze Pflanze in Willeidenschaft gezogen werden.

Könnte man angesichts so überraschender Vorgänge nicht fast annehmen, die Pflanze sei gleich den Tieren mit einem Nervensystem oder doch etwas Ähnlichem ausgerüstet? Und in der That bildet den wesentlichen Körper des Gelenkes der *Mimosa pudica* ein Gewebe, welches die Fähigkeit des Schwellens und Erschlaffens besitzt. Die Ursache der abwechselnden Zustände des Gelenkes sind aber Verschiebungen des Wassers. „Reizen wir das Gelenk eines Hauptblattstiels, so stößt“ — wie Bommel ausführt — „die untere Hälfte derselben ein Quantum Wasser aus. . . In Folge dieser Wasserabgabe verringert sich die Gewebeanspannung im unteren Gelenkteil, während sie im oberen zunimmt, weshalb das Blatt sich senkt. Allmählich wird aber das ausgestoßene Wasser wieder aufgenommen, die Spannung der Gelenkunterhälfte nimmt zu und der Blattstiel hebt sich wieder.“ Die Gewebeanspannung oder in letzter Linie die Schwerkraft, auf die auch das senkrechte Wachstum der meisten Pflanzen zurückzuführen ist, bringt also die wunderbaren Bewegungsphänomene der Sinnenpflanze hervor, wie Licht und Wärme diejenigen der vorerwähnten Gewächse. Eine ausreichende Erklärung ist damit indessen noch nicht gegeben. Denn Licht, Wärme und Schwerkraft sind nur die Reize, welche die Thätigkeit der Blätter auslösen, aber die Fähigkeit der Pflanze, solche Reize auslösen zu lassen, ist mit ihnen durchaus noch nicht klar gestellt. Auf welches physiologische Geheimnis ist diese Fähigkeit zurückzuführen? Wohl wissen wir, daß das eigentümlich reizbare und empfindende Organ in allen geschichteten Fällen das Protoplasma ist, jene weiche, feinstörnige, eimeißelhäutige Substanz, welche die Grundsubstanz der tierischen und pflanzlichen Zellen darstellt. Das Protoplasma der Pflanze muß also im Falle der *Mimosa pudica* die Eigenschaft besitzen, das Wasser aus Anlaß irgend eines besondern Reizes durchtreten zu lassen und wieder an sich zu ziehen. Mit dieser Erklärung müssen wir uns genügen lassen, obgleich wir im folgenden weitere Eigenschaften von Pflanzen kennen lernen werden, welche wir bisher nur bei lebendigen Wesen zu suchen gewohnt waren.

Noch weit zielbewußter und willkürlicher als die Bewegungen der Insektivoren (insektenfressenden Pflanzen) erschienen uns diejenigen der Schleimpilze, deren erstaunliche Beweglichkeit ihnen auch die Benennung „Kiltztiere“ eingetragen hat. Sie bilden den Uebergang vom Pflanzen- zum Tierreich und werden von vielen Forschern dem letzteren zugerechnet, weil sich eben eine bestimmte Grenze nicht ziehen läßt. Am frappantesten tritt die Mobilität der Schleimpilze bei der Lohblüte (*Rhizoglyphis*) in Erscheinung. Nimmt man im Monat Mai aus einer Gerberei eine kleine Menge Loh, so findet sich zwischen derselben eine schleimige, gelbe, halb flüssige, halb feste Masse, die Lohblüte, welcher die Loh als Nahrungsmittel dient. Streut man ein wenig von dieser Masse auf eine Glasplatte aus und bringt dann in die Mitte derselben ein kleines mit Loh getränktes Stück Flockpapier, so kann man alsbald wahrnehmen, daß sich die Pilze von allen Seiten nach der Mitte, also nach dem Nahrungsstoff zu bewegen. Tränkt man das Papier dagegen mit Salzsäure, so strömt die Masse nicht dem Mittelpunkt zu, sondern flieht denselben, weil Salzsäure kein Nahrungs-, sondern ein Zerstörungstoff für sie ist. Bringt man jedoch größere Haufen von Gerberlohe, in welcher Lohblüte enthalten ist, auf einen Teller liegend in einen dunklen Raum, so kriecht dieselbe in wenigen Stunden an die Oberfläche, stellt man den Teller dann in ein helles Zimmer, so verbirgt sie sich wieder im Inneren der Loh.

Hier kann man also nicht bloß von einem Bewegungs-, sondern sogar von einem Unterscheidungsvermögen der Pflanze sprechen, sie

unterscheidet zwischen zerstörenden und ihr zuträglichem Substanzen, letztere locken sie an, erstere flieht sie. Ihre Bewegung hat daher den ausgesprochenen Zweck, sich entweder vor Gefahren zu schützen oder sich Nahrung zu verschaffen oder auch die Fortpflanzung zu sichern und zu erleichtern, welche letztere Absicht besonders bei den Bewegungen der Schwammsporen der Schleimpilze deutlich erkennbar ist. Ähnliche Zwecke liegen den Bewegungen der übrigen von uns geschilderten Pflanzen zu Grunde.

Wer will leugnen, daß wir hier bereits Erscheinungen beobachten, die mit dem Instinkt der Tiere eine gewisse Ähnlichkeit aufweisen? Denn wo hört die bloße chemische oder mechanische Rückäußerung auf gewisse Reize (gleichviel ob chemische oder mechanische) auf und beginnt der Instinkt? Wo endet dieser und beginnt das bewußte Handeln? Und müssen wir nicht einen großen Teil der Bewegungen, welche wir als willkürliche zu betrachten gewohnt sind, bei genauer Lieberlegung ebenfalls auf uns unerklärliche Reize unseres Organismus zurückführen? Die Natur hat eben nicht beabsichtigt, Pflanzen und Tiere zu schaffen, wie sie der Naturforscher klassifiziert, sondern sie schuf eben Organismen in ununterbrochener Entwicklung von den einfachsten bis zu den kompliziertesten. Die Benennung derselben und ihre Einreihung in Reiche, Ordnungen und Klassen ist eben nur Menschenwerk, der Mensch aber thront über der Schöpfung im Besitze seiner unsterblichen Seele.

Die erste Rose.

Von L. Hüllinger (Berlin).

„Sorgen sah ich Baron Pragers Bienen vor Eurer Villa, Almie! Er ist mein gefährlichster Rivale, denn er hat alle Chancen für sich. Glaubst Du wirklich, daß für Deine ehrgeizige Mutter eine Wahl in Frage kommt zwischen dem Baron und mir, dem einfachen Ingenieur?“

„Und zweifelst Du etwa an meiner Treue, Viktor? Für solchen Frevel sollte ich Dich eigentlich krasen! Aber sieh, mein Herz schlägt so heiß für Dich, daß ich Dir Liebes erweisen muß, auch wenn du mir, wie soeben Schmerz bereitest. Hier nimm diese beiden Rosen, die eine so weiß und weiß, die andere dunkelglühend — sie sind symbolisch für meine Empfindungen! Und nun sage selbst: wer so rein, so stark liebt wird doch festhalten an seinem Glück?“

Viktor Segers küßte die Rosen und betrachtete entzückt die dunklen Köpfe, die schwer, in gesundem Glanz über Almes Nacken hinabhängten. All die tiefe unbeschreibliche Härlichkeit lag in seinem Blicke, und in der Bewegung, mit der er fast schüchtern, als berührte er ein Heiligtum, über ihre sammetweiche Wange strich.

Dann schritten sie Hand in Hand tiefer in die grüne Dämmerung des Tiergartens hinein. Nur eine Viertelstunde war ihnen zu diesem heimlich beglückenden Beisammensein vergönnt.

„Du liebst die Rosen sehr?“ fragte Viktor endlich, verstoßen in Almes vornehmem Untertone forschend.

Sie antwortete nicht sogleich. In ihre blaue Augen drang ein feuchter Schimmer. „Rosen“, sagte sie dann leise, „haben sogar eine bestimmte Bedeutung für mich, besonders die mit der tiefroten Farbe.“

„Dann knüpft sich eine besondere Erinnerung für Dich an die Blumenkönigin?“

„Allerdings, und zwar an die erste Rose, die mir von einem jungen Manne verehrt wurde.“

„Von jenem, welcher Dir zum erstenmale von Liebe sprach?“

„O — Du bist der einzige Mann, dem ich bisher gestattete, mir von Liebe zu sprechen. Rein sicher nichts dergleichen. Es handelt sich um eine rührende, halbvergeffene Geschichte,

an die ich aber selbstamerweise gerade in der letzten Zeit oft erinnert werde.“

Ein leises Lächeln umspielte Viktors geistvollen Mund. „Du machst mich neugierig, Geliebte —“

Sie sah ihn zärtlich beruhigend an. „Ich habe Dir längst verraten, daß mein Vater nicht immer den hohen Titel eines Barons führte. Ich müßte also hinabsteigen zu den simplen, bürgerlichen Leselern, wenn ich Dir mein Erlebnis erzählen wollte. Aber wie gesagt, es ist mir nicht mehr gegenwärtig. Ich könnte glauben, der ganze Vorgang beruhe auf Einbildung, wenn meine wohlbehütete Rose nicht einen greifbaren Zeugen bildete.“

„Wie, die Rose hast Du aufbewahrt?“

„Nicht eigentlich ich, sondern Mama. Später habe ich die sorgfältig gepreßte Blume dann in meinem Paritätenschränken geborgen.“

„Deine Mutter —?“

„Aber schnell, dunkel erglühend unterbrach sie seine Worte, die so starken Zweifel ausdrückten: „Du darfst Mama nicht für herzlos halten, nein, nein, Du thust ihr Unrecht damit! Sie ist ettel, hoffärtig, zugegeben! — Reichtum und Titel sind ihr ein wenig in den Knochen geflogen, aber im Grunde besitzt sie ein treues, liebreiches Herz, an das ich sicher nicht vergeblich appellieren werde.“

Baron Prager war von der Baronin Leseler empfangen worden.

„Willkommen, bester Baron.“ Begrüßte die kleine Dame ihn mit vertraulicher Herablassung, „wie wird meine Tochter, die leider nicht daheim ist, es bedauern —“

„D — glauben Gnädigste?“ machte Prager moquant. „Komtesse Luftwandelt heute sicher wie täglich mit dem Ingenieur Seger im Tiergarten. Die Begegnungen sehen verabredeten Zusammentreffens verzwiefelt ähnlich — Komtesse kompromittiert sich.“

Die Baronin rang nach Altem. „Das thörichte, verblendete Kind! Geloben Sie Schweigen bei Ihrem Manneswort, lieber, verehrter Baron! . . . Das hat mein Mann nun von seiner Menschenfreundlichkeit! Er schätzt in Seger einen tüchtigen, talentvollen Arbeiter und hat ihn mehrfach dadurch ausgezeichnet, daß er ihn in unser Haus lud —“

„Den Knaben aus der Fremde?“ ergänzte Prager gereizt. „Niemand kennt die Vergangenheit dieses Seger oder vielmehr, die Wenigen, die etwas wissen, hüllen sich in absolutes Schweigen. In meinem Staunen hat er Aufnahme in unserem Klub gefunden, der dunkle Ehrenmann, ich aber prophesie, daß er eines Tages hinausfliegt — fliegt, versichere ich Sie, meine allergnädigste Frau!“

„Sie behaupten, Baron, man kenne die Vergangenheit des Ingenieurs nicht! Welch eine Bewandnis mag es damit haben? Längst schon drängte sich mir die Vorstellung an, als sei ich Seger bereits vor langen Jahren begegnet. Bei welcher Gelegenheit aber? Auf diese Frage soll er selbst mir die Antwort geben! Ich werde Almie von ihrer romantischen Anwandlung gründlich kurieren!“

„Und darf ich hoffen, gnädigste Baronin, daß Sie meine Fürsprecherin sein werden bei Komtesse?“

„Ich verspreche es Ihnen hoch und heilig!“ rief die Baronin pathetisch, und Prager verabschiedete sich in der sicheren Hoffnung, daß der Fang des „kapitalen Goldfisches“ zweifellos gelingen müsse.

Als die Baronin eine Stunde später bei ihrer Tochter eintrat, lehnte diese träumend in einem Schaukelstuhl.

Ein paar Sonnenstrahlen verloren sich in der dunklen Haarpracht, die Almes schön geformtes Köpfchen schmückte, ihre blauen Augen aber strahlten wieder von jenem Feuer, das aus der heiligen Tiefe des Herzens emporkammt.

Der Anblick dieser glühenden Wangen und des glückverklärten Antlitzes gemahnte die

Mutter recht unbequem an die eigene Jugend, wo sie Ketten und Bauen zum Trotz dem Einen Treue gehalten, der sie hoch emporgetragen hatte über den ganzen Verwandtenkreis, welcher ihr zu danken wußte durch ein Leben voll Pflichterfüllung und unermüdlichem Fleiß.

„Alte eilte der Mutter entgegen. „Ach, Mama, liebste Mama, komm, setze Dich in meinen kleinen Lehnstuhl, und dann schließe die Augen, so, wie Du es früher machtest, wenn ich Dir etwas anzuvertrauen hatte.“

Die Baronin wollte streng sein, und sie war es. „Du bist kein Kind mehr, Alie“, sagte sie tadelnd, „und müßtest doch bedenken, daß ein erwachsenes Mädchen seinen Eltern Kummer bereitet, wenn es den Leuten Anlaß zu mißlichem Geschwätz giebt.“

Alie wollte antworten, die Baronin aber fuhr schnell fort: „Wie durckst Du einem Menschen Dein Vertrauen schenken, der jedenfalls alle Ursachen hat, seine Vergangenheit in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen?“

Der unerwartete Angriff betäubte das junge Mädchen fast, aber ihr Stolz und die Liebe gaben ihr schnell die Gelbesgegenwart zurück.

„Man hat Viktor und mich bei Dir angeschmäzt, Mama!“ rief sie, fest entschlossen, sich ferner durch nichts beirren zu lassen, „wie willst Du es aber verantworten, wenn Du über Jemand den Stab brichst, dessen Verteidigung Du nicht gehört hast! Ich liebe Viktor und glaube an ihn, oder ich müßte denn aus seinem eigenen Munde erfahren, daß er meines Vertrauens unwert ist.“

„Gut“, sagte die Baronin, „ich nehme Dich beim Wort! Ich werde Segen in meinem Salon empfangen, und Du magst, ohne ihm Deine Gegenwart zu verraten, Zeugin unserer Unterredung sein.“

„Ich habe doch wohl kein Recht, mich auf eine so wenig würdige Weise in Viktors Geheimnisse zu drängen, murmelte das junge Mädchen bekommen, der bestimmte Ton der Baronin ängstigte und verwirrte sie! Aber ebenso schnell schüttelte sie die dumpfe Furcht ab, wie ein lästiges Gewand, ihr Auge blickte klar, ein Leuchten ging über ihr schönes Antlitz.

„So mag mein festes Vertrauen Deinem Mißtrauen gegenübersehen“, entschied sie ruhig, „was Du auch mit meinem Verlobten zu verhandeln hast, ich bin überzeugt, seine Ehre geht sieghaft aus dieser Prüfung hervor.“

„Dein Verlobter — ich bitte Dich, Alie —“ Die Baronin eilte ans Telephon. Viktor befand sich, wie es ihr erwünscht war, im Klub. Sie bat ihn höflich, er möge sogleich zu einer Unterredung zu ihr kommen. Er versprach, ihrem Wunsche zu willfahren.

In bangem Herzklopfen verbrachte Alie die nächste Viertelstunde. Endlich aber war sie überstanden. Das junge Mädchen vernahm die Stimme des Geliebten. Sie schlüpfte auf ihren Laufschuhen.

Der Diener meldete und gleich darauf trat der Ingenieur ein.

„Handelt so ein Ehrenmann!“ rief die Baronin entrüstet, nachdem sie den jungen Mann sehr oberflächlich begrüßt hatte, „wir öffnen Ihnen unser Haus, und Sie belohnen durch schänden Undank unser Vertrauen, indem Sie unsere einzige Tochter kompromittieren!“

„In den Augen der Welt habe ich ein Unrecht begangen, wenn ich mit Ihrer Fräulein Tochter einige Tage nacheinander ein Zusammentreffen verabredete“, entgegnete Viktor ernst und innig, „aber ich bitte, entziehen Sie mir deshalb nicht Ihr Vertrauen, gnädigste Frau. Die Ungleichheit unserer Verhältnisse allein ist schuld, wenn Alie und ich uns nicht vor allen Dingen Ihres Segens zu unserem Bunde, sowie der Einwilligung des Herrn Vaters versicherten.“

„Und anhaft der Komtesse dieser Ungleichheit der Verhältnisse wegen fern zu bleiben, bedürften sie das leichtgläubige Mädchen —“

„Diesen Vorwurf weise ich entschieden zurück. Ich habe Ihre Tochter, die ich anbe-

weber betrübt, noch auf Ihre Leichtgläubigkeit spekulirt.“

„Nicht? — So haben Sie Alie Ihre Vergangenheit offenbart?“

Eine peinliche Ueberraschung verriet sich bei dieser Frage in den Zügen des jungen Mannes. „Rein, das habe ich nicht gethan“, antwortete er zögernd.

„Aha! Jetzt kommen wir Ihren Heimlichkeiten auf die Spur! Ich bin Ihnen übrigens bereits früher einmal begegnet — sehen Sie, wie verlegen Sie werden. Sicher wissen Sie ganz genau, wo wir vor langer Zeit einmal zusammengetroffen sind, leugnen Sie es, wenn Sie können!“

„Ich vermag es nicht zu bestreiten —“ Die Baronin triumphierte. „So! Nun kommen Sie doch einmal meinem Gedächtnis zu Hilfe, Verehrter, ich entinne mich nämlich trotz angestrengten Nachdenkens nicht mehr.“

Jetzt befreite sich der Ingenieur energisch von einer Pein, die seine Gesichtszüge so deutlich verriet. „Ich bitte Sie, meine gnädigste Frau, mir diese Aufklärung einstweilen noch zu erlassen“, bat er in einem Ton, der mehr einer stolzen Forderung glich, „der Herr Baron kennt mich als einen strebsamen Arbeiter und hat verschiedentlich meinen Leistungen die beste Anerkennung gezollt. Mag vorläufig doch die Vergangenheit ruhen.“

„Das ist feige“, sagte die Baronin mit vernichtender Stimme, „und mag ein Mensch das Vergle begangen haben, so vermag man ihm eine gewisse Achtung nicht, wenn er den Mut der Wahrheit befeh.“

„Wenn ich zu schweigen wünsche, so geschieht es Ihrewegen, Frau Baronin, um Sie zu schonen!“ rief nun auch Viktor unbedacht, mit erhobener Stimme.

„Sind Sie denn wahrhaftig? Sie wollen mich schonen, mich, die Baronin Teufel? Ich befehle Ihnen, zu sprechen, ich will wissen, ob ich in Ihrer Schuld bin, ob Sie mir je einen Dienst erwiesen haben, für den ich Sie nicht gelohnt hätte!“

„Ich bitte, ich beschwöre Sie, Frau Baronin.“ Es traf ihn nur ein Blick eisiger Verachtung. Viktor zögerte noch einige Sekunden, dann sagte er ruhig:

„Als ich vor Jahren, es war auch an einem solch blütenreichen Sommerabend, die Friedrichstraße hinabfuhr, bemerkte ich eine einfache, junge Frau, die fast ohnmächtig am Pfeiler eines Markspalastes lehnte. Es begannen sich bereits Neugierige um sie zu sammeln, so daß in kurzer Zeit ein Auflauf entstehen mußte. An die Kleider der halb Bewußtlosen klammerte sich ein kleines Mädchen, dessen blaßes Gesichtchen und erschrockene Augen mich besonders tief bewegten. Ich sprang aus dem Wagen, versicherte die Jüdlinglichen und schenkte der Kleinen, da ich im Moment nichts anderes hatte, die Kofe, die ich im Knopfloch trug. — Von der jungen Frau erfuhr ich noch, daß sie auf der Durchreise begriffen und das Opfer eines Gaunerstreiches geworden sei. Man hatte ihr nicht nur ihre Effekten, sondern auch das Bargeld abgenommen. In ihrer gänzlichen Unerfahrenheit war die Aermste der Verzweiflung nahe.“

„Der sie durch Ihre thatkräftige Hilfe, denn außer der Kofe spendeten Sie noch fünf blanke Goldstücke, entrisen wurde“, ergänzte die Baronin mit brennenden Wangen. „Das Geld ist uns zum Segen geworden, aber niemals konnte ich meinen Dank oder die Schuld abtragen, denn Sie nannten damals einen Namen, dessen Träger nicht zu ermitteln war!“

„Graf Seger Landsberg.“

„Ah — ganz recht! Aber weshalb?“

„Meine teure, gnädigste Frau, das Leben führt uns oft felsam verwegene Wege. Damals besaß ich einen Titel und Vermögen und Sie waren unbemittelt, und heute ist das Umgekehrte der Fall. Ich bürgte für einen Freund und verlor durch dessen Leichtsinm mein Kapital, und da ich nicht von den Unterstützungen meiner Staudegenossen leben wollte, so legte ich den mir lästigen Grafen-

titel ab und begann zu arbeiten. Erst seit dem heutigen Tage, wo Alie mit die rührende Geschichte ihrer ersten Kofe andeutete, wurde mir zur Bewußtheit, was ich bisher nur vermutete.“

Die Baronin war eine von den prächtigen Frauen, die begangenes Unrecht einsehen. Auch auf ihren Wangen brannten jetzt dunkle Rosen — die Gut einer christlichen Scham. — „Verzeihen Sie mir“, bat sie schlicht und herzlich, „wahrhaftig, Sie haben gehandelt wie ein echter Edelmann! Da das Schicksal unsere Lebenswege nun aber vereinigt, so dürfen Sie sich auch den Duzas gestatten, Rang und Titel weiterzuführen!“

„Sobald ich mir durch angestrengten Fleiß ein entsprechendes Kapital erworben habe, gnädigste Frau.“

Dabei blieb es. Alie verriet es dem geliebten Manne niemals, daß Sie Zeugin dieser Unterredung gewesen war. Sie erkannte, daß sie ihre Mutter nicht noch tiefer demütigen dürfte.

Die Geschichte der ersten Kofe wurde nie erörtert zwischen den jungen Gatten. Es giebt auch Geheimnisse, die man ehren muß, denn sie sind berufen, Segen zu stiften ohne Ende.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Elementopf.
Magisches Quadrat: Rebe, Eber, Bell. —
Buchstaben-Rätsel: Triumvirat.

Sirgenkalender.

(Vorfahrung.)

Sonntag, 1. Oktober. 19. Sonntag nach Pfingsten

● Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 6 Uhr Singmesse für die Mitglieder des 3. Ordens. 9 Uhr feierl. Hochamt. 1/3 Uhr feierl. Vesper. Um 5 Uhr Festpredigt und Andacht. Während des Oktober-Monates ist jeden Abend 7 Uhr Rosenkranz-Andacht und sakramentaler Segen. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag für die marian. Dienstmädchen-Congregation. Während des Monats Oktober jeden Nachmittag 6 Uhr Andacht mit Segen. ● Kar me lit sen - Kloster: 6 Uhr erste hl. Messe, 1/9 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festandacht. ● Kloster vom armen Kint e Jesu: Während des ganzen Oktober-Monates ist abends 6 1/2 Uhr Rosenkranz-Andacht mit Auflegung des Allerh. Sakramentes. ● Ursulin en-Kloster: Gemein-schaftliche hl. Kommunion des Marienvereins. ● St. Marie n-Hospital: Im Monat Oktober ist an allen Hochfesten nachm. 1/10 Uhr Rosenkranz-Andacht mit Segen. An den Sonntagen wird dieselbe m. d. Gottesdienste um 5 Uhr verbunden. ● Pfarrkirche zu Bolmer s wert h: Titular-sekt des Vereins vom lebendigen Rosenkranz. 1/8 Uhr Gemein-schaftl. Kommunion, 1/10 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 1/3 Uhr Firmungs-Unterricht und Rosenkranz-Andacht.

Montag, 2. Oktober. Leobegar, Bischof. ● Pfarrkirche Bolmer s wert h: 7 1/2 Uhr Rosenkranz-messe für die verstorbenen Mitglieder des Vereins vom lebendigen Rosenkranz, An allen Tagen des Monats Oktober 7 1/2 Uhr Rosenkranz-messe.

Dienstag, 3. Oktober. Ewald, Martyrer.

Mittwoch, 4. Oktober. Franziskus von Assisi, Ordensstifter. ● Dominikaner-Kloster: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, 1/3 Uhr feierliche Vesper und 7 Uhr Segensandacht. ● St. Anna-Stift: Morgens 6 Uhr hl. Messe, 8 Uhr Hochamt, nachmittags 5 Uhr Festpredigt und Rosenkranz-Andacht. ● Herz Jesu-Kloster: 6 1/2 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 6 Uhr Kommeliet mit Predigt. ● St. Marie n-Hospital: hl. Messe um 6 Uhr, das feierl. Hochamt 1/8 Uhr, nachmittags 5 Uhr Segensandacht mit Festpredigt.

Donnerstag, 5. Oktober. Floridus, Abt.

Freitag, 6. Oktober. Bruno, Ordensstifter. Herz Jesu-Andacht: In St. Maximilian um 6 Uhr, Dreifaltigkeitsparre 8 Uhr abends, Maria Empfangsfeier 7 Uhr abends mit Predigt, St. Maria Himmelfahrt 1/8 Uhr, Ursulinische 6 1/2 Uhr, Klaffen-Kloster 1/5 Uhr, Marien-Hospital 1/8 Uhr, Franziskaner-Kloster 1/6 Uhr mit Predigt.

Samstag, 7. Oktober. Sergius, Martyrer.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Johannes 4, 46-53. In jener Zeit lebte ein Königl. Beamter, dessen Sohn zu Kapernaum krank lag. Da dieser gehört hatte, daß Jesus von Judäa nach Galiläa gekommen sei, begab er sich zu ihm und bat ihn, daß er hinabkomme und seinen Sohn heile, denn er war daran zu sterben. Da sprach Jesus zu ihm: Wenn ihr nicht seiden und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königl. sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe mein Sohn stirbt. Jesus sprach zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebt. Und der Mann glaubte den Worten, welches ihm Jesus gesagt hatte, und ging hin. Und da er hinabging, begegneten ihm seine Knechte, verkündeten ihm und sagten, daß sein Sohn lebe. Da erforchte er von ihnen die Stunde, in welcher es mit ihm besser geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Weistern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da erkannte der Vater, daß es um dieselbe Stunde war, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebt. Und er glaube mit seinem ganzen Hause.

Der Apostelfürst Petrus.

Mehrere Umstände sind bei dem Wunder des heutigen Evangeliums bemerkenswert. Den Anlaß dazu gab ein höherer Beamter aus Kapernaum. Er hatte schon von Jesus gehört oder war selbst Zeuge Seiner Wunder gewesen. Not u. Unglück trieben ihn nun zum Heiland; nach seiner Meinung konnte Dieser allein ihm helfen. — Für die Heilung setzt der Heiland aber eine Bedingung: Er verlangt Glauben von dem Beamten; dieser soll im Glauben und Vertrauen auf das Wort, sein Sohn lebe und werde gesund, ohne daß der Heiland mitgehe, — sich wieder nach Hause begeben. Darin zeigt der Heiland Seine Weisheit und Güte, daß Er nicht nur dem Leibe des Kranken wohlthun will durch Wirkung des Wunders, sondern auch der Seele des Vaters durch den Glauben und das Vertrauen. — Die Heilung des Sohnes, die der Herr bewirkt, ohne persönlich zugegen zu sein, beweist so recht Seine göttliche Allmacht, die überall und unter allen Umständen wirken kann. Als solches wird das Wunder auch beglaubigt durch die Nachricht der Diener, die dem Herrn entgegenellen und melden, „um die siebente Stunde“ (ein Uhr Mittags) sei der Knabe gesund geworden: also um dieselbe Stunde, da Jesus dem Vater sagte: „Gehe hin, dein Sohn lebt!“ — Wir wundern uns nicht, lieber Leser, daß die ganze Familie dieses Beamten an Jesus glaubt; wir vermuten vielmehr, daß der Ruf dieses Wunders auch viele Andere zu Ihm hingeführt habe. Hier offenbart sich auch so recht der Wert zeitlicher Drangsale und Widerwärtigkeiten; sie veranlassen uns, etwas mehr, als wir gewohnt sind, an Gott zu denken, nach Ihm auszuschaun und Ihn zu suchen; bei zeitlichem Glück vergessen wir Gott gar zu leicht. — Auch machen Unglücksfälle demütig. Dieser hohe Beamte begibt sich selbst zum Heiland und bittet demütig und wiederholt. — Die Widerwärtigkeiten machen auch dankbar und

feleleneifrig: Der Beamte gewinnt die ganze Familie für den Glauben an Jesus, und so dient das Kreuz auch der Ehre Gottes. —

Nun folgen wir, lieber Leser, wieder den Aufzeichnungen des hl. Lukas in der Apostelgeschichte: „Die Gemeinde nun in ganz Judäa, in Galiläa und in Samaria hatte Frieden, ward befestigt, da sie wandelte in der Furcht des Herrn, und ward erfüllt mit dem Troste des Heil. Geistes. — Es geschah aber, daß Petrus, als er bei Allen umherzog, auch zu den Heiligen kam, die in Lydda (5 Meilen von Jerusalem) wohnten. Er fand dort einen Mann, Venesus mit Namen, der seit acht Jahren zu Bette lag, da er gichtbrüchig war. Und Petrus sprach zu ihm: Venesus! Der Herr Jesus Christus macht dich gesund: steh auf und bereite dir selbst dein Bett! — Und sogleich stand er auf. Und es sahen ihn alle, die zu Lydda und in Saron (bei Lydda) wohnten; und sie bekehrten sich zum Herrn. — In Joppe aber war eine Jüngerin, mit Namen Tabitha, welches verdolmetschet heißt: Dorkas (Gazelle); die sehr viele gute Werke und gab viel Almosen. Und es begab sich in jenen Tagen, daß sie krank ward und starb. Als man sie gewaschen hatte, legte man sie in das Oberzimmer (das auf dem platten Dache war). Da aber Lydda nahe bei Joppe war und die Jünger hörten, daß Petrus dort sei, sandten sie zwei Männer, ihn zu bitten: Säume nicht, zu uns zu kommen! — Da machte Petrus sich auf und ging mit ihnen. Und als er angekommen war, führten sie ihn hinauf in das Oberzimmer; und es traten zu ihm alle Wittwen und weinten und zeigten ihm die Unter- und Oberkleider, die Dorkas ihnen gemacht hatte. Petrus aber hieß Alle hinausgehen, warf sich auf die Kniee und betete; dann wandte er sich zu dem Leichnam und sprach: Tabitha, steh auf! — Sie aber öffnete die Augen, sah den Petrus an und setzte sich auf. Er aber gab ihr die Hand und richtete

Kirchenkalender.

- Sonntag, 8. Oktober. 20. Sonntag nach Pfingsten. **Virgilia**, Ordensstifterin. Evangelium Johannes 4, 46-53. Epistel Epheser 5, 15-21. Fest der sieben Schmerzen Marias. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der marianischen Jungfrauen-Kongregation 9 Uhr feierliches Hochamt, 1/4 Uhr Vortrag, und Andacht für die marianische Jungfrauen-Kongregation, 5 Uhr Festpredigt, feierliche Andacht und zum Schluß Almzug durch die Kirche und Tedeum. Dreifaltigkeitspfarrkirche: Titularfest der Kongregation der Frauen und Jungfrauen. Nachmittags 1, 3 Uhr Firmungs-Unterricht, um 1/5 Uhr Rosenkranz-Andacht in Verbindung mit der Bruderschafts-Andacht mit Predigt.
- Montag, 9. Oktober. Dionysius, Bischof.
- Dienstag, 10. Oktober. Gereon, Martyrer.
- Wittwood, 11. Oktober. Winmar, Bekenner. Karneleissen Kloster: 9. St. Josephs-Mittwoch. 6 und 8 Uhr hl. Messen. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach St. Josephs-Andacht und Verehrung der Reliquie des hl. Joseph.
- Donnerstag, 12. Oktober. Maximilian, Bischof und Martyrer. Maria Empfängniskirche: Nachmittags 5 Uhr Versammlung der Mitglieder des christlichen Müttervereins mit Vortrag und Andacht.
- Freitag, 13. Oktober. Kilmann, Bekenner.
- Samstag, 14. Oktober. Callistus, Papst und Martyrer. St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

sie auf. Und als er die Gläubigen und die Wittwen gerufen hatte, stellte er sie lebend ihnen vor. — Das ward kund in ganz Joppe, und Viele glaubten an den Herrn. Er (Petrus) aber blieb nun viele Tage in Joppe und wohnte bei einem gewissen Simon, einem Berber.“ (Apostelgesch. 9, 31—43).

„Saulus ist Christ geworden!“ — wie ein Donnererschlag aus heiterem Himmel mag diese Kunde auf die Feinde Jesu gewirkt haben; um so trüblicher war sie für die Gläubigen, denn nicht nur sahen sie sich von einem höchst gefährlichen Verfolger befreit, sondern auch ihre christliche Ueberzeugung erhielt durch die wunderbare Befreiung dieses hervorragenden Mannes neue Kraft und Befestigung; ihr Vertrauen auf Gottes gnädige Hilfe wurde neu belebt und gestärkt. Unzweifelhaft hat die Befreiung jenes einzigen Mannes dem Herrn auch wieder eine Menge Anhänger gewonnen.

Für die junge Kirche kamen nun friedlichere Tage, als vordem; dies hatte seinen Grund teilweise schon darin, daß das eifrige Werkzeug der Verfolgung ein Jünger des verhassten „Nazareners“ geworden war. Der Hauptgrund war indessen wohl in einer merkwürdigen Begebenheit zu suchen, die uns der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus (antiq. 18.) erzählt: Der Wahnsinn des damaligen römischen Kaisers Caligula ging so weit, daß er für seine Person göttliche Ehren forderte. Während die Heiden sich fügten, verweigerten die Juden sie, weil es gegen das Grundgesetz ihrer Religion ging. An Petronius, den Statthalter von Syrien, erging also der gemessene Befehl, mit einem Heere nach Jerusalem zu ziehen, das Bild des Kaisers im Tempel aufzustellen und die widerspenstigen Juden niederzubauen oder zu Sklaven zu machen. Das römische Heer war bereits bis Ptolemais gekommen, als die aufgeschreckten Juden in zahlloser Menge mit Weibern und Kindern in der Ebene vor der Stadt erschienen und in ergreifender Weise um Schutz für ihr Gesetz und für ihr Leben flehten. Petronius war ganz ergriffen von dem Schauspiel, das sich ihm darbot; er gab soweit nach, daß er die Armeen und die Wilsäule des Kaisers in Ptolemais zurückließ und das Volk mit seinen Vorstehern nach Tiberias, der Hauptstadt Galiläas, beschickte. Hier wandte er Drohungen, Bittstellungen und Bitten an, um die Juden für den Befehl des Kaisers geneigt zu machen. Vergebens; die Menge stürzte vielmehr vor ihm nieder und bat, lieber Alle sofort niederzulegen zu lassen, als ihr heiliges Gesetz und den Tempel Jehovas zu entweihen. Mehrere Tage dauerten diese aufregenden Verhandlungen; da erklärte endlich Petronius: „So will ich mich denn dieser gefährlichen Sache unterziehen; entweder werde ich, mit Gottes Hilfe, den Kaiser zu milderer Gesinnungen bewegen und mich gerne mit euch am Leben erhalten, oder, wenn er ungnädig sich zeigt, mein eigenes Leben für so Viele bereitwillig hingeben.“ In der That, ein Edelmut, der uns, lieber Leser, mit Bewunderung erfüllt! Er erkundete also Bericht an den Kaiser und stellte ihm vor, wie die ganze jüdische Nation zu Grunde gehen müßte, wenn sein Befehl wirklich ausgeführt werden sollte. Und obwohl gleichzeitig in Rom selbst Agrippa, ein Enkel Herodes' des Großen und Günstling am kaiserlichen Hofe, sich mit allem Nachdruck für seine Landsleute vermandte, so erneuerte trotzdem der Kaiser seinen Befehl und bedrohte den Petronius mit dem Tode, wofür er länger zauderte. Allein die Ueberbringer des schriftlichen Befehls wurden — bei der mangelhaften Schiffsahrt jener Zeit — drei Monate lang von Stürmen auf dem Meere umhergetrieben; inzwischen starb Caligula eines gewaltsamen Todes, und die Nachricht hiervon gelangte 27 Tage früher zu Petronius, als die Befehle des Wüterichs. So war das jüdische Volk einer entsetzlichen Gefahr, deren drohende Nähe an eine weitere Verfolgung der Christen für's erste wenigstens nicht denken ließ, entgangen.

Die Ruhe aber, welche die Kirche jetzt genoss, sowie das erfreuliche Wachstum und Gedeihen derselben bestimmten den Apostel Petrus, eine apostolische Rundreise anzutreten, um die Gläubigen in Judäa, Samaria und Galiläa zu besuchen. „Wie ein Feldherr,“ sagt der hl. Chrysostomus, „setzt er umher und sieht sich die Schaaeren an, welche von ihnen wohl geordnet, welche geschmückt seien, welche seiner Gegenwart bedürfen. Siehe! überall wandelt er umher und wird als Erster angesehen! Er ergreift die Initiative, als ein Apostel (Matthias) gewählt werden sollte; er war es, der den Lahmen heilte und an der Spitze Aller dann die Rede an das Volk hielt; er war es, der vor dem hohen Rate für die Andern das Wort ergriff; er war es, durch dessen Schatten sogar Heilungen bewirkt wurden! Wo eine Gefahr zu bestehen, wo eine Unordnung zu treffen ist: er ist der Erste! Darum verlangt er aber keine größere Ehre; denn wenn ringsum Friede ist, tritt er zurück, und alle Apostel handeln gemeinsam.“ (21. Hom.)

In der That, lieber Leser, der hl. Petrus tritt auf als der erste Papst; das ist für jeden, der sehen will, ganz unverkennbar! Die Verheißung aber, die der Herr ihm gegeben, erfüllte sich bis heute und wird sich erfüllen bis zum Ende der Tage.

Raum und Zeit.

Von F. Clemens.

So haarscharf unsere Geometer auch die Weglängen ausmessen, so pünktlich unsere Familienuhr die Stunden schlägt, es täuschen uns beide Erscheinungen doch bei näherer Betrachtung durchaus nicht über die Erkenntnis hinweg, daß Zeit und Raum im Grunde nur Begriffe sind. Gibt es eine Weltzeit, welcher die Natur und das All unterworfen sind, und welche für unser Leben und unsere Handlungen den Maßstab bildet? Nein! Die Natur weiß nichts von Zeit, nur der Mensch hat das Bedürfnis empfunden, die kleinen Zeiträume, in denen sein Schicksal sich abspielt, nach dem Maße seines Lebens und des Naturkreislaufs zu bestimmen. Die Natur vermag nicht zu bestehen ohne die Maße der Zeit und des Raumes — und doch, was bedeuten dieselben im Hinblick auf das ganze des Begriffs, zu dessen Veranschaulichung sie dienen? Zeit und Raum sind uralte Meere, die uns rauschend in unbekante Fernen tragen und in denen unsere Neugier uns nur einen kleinen Not- und Rettungshafen geschaffen hat, damit wir nicht in diesen Tiefen der Abstraktion rettungslos versinken. Beschwört uns doch der Begriff der Zeit sofort den der Unendlichkeit und der des Raumes den der Unendlichkeit herauf. Können wir uns denn eine Unendlichkeit und Unendlichkeit denken? So wenig wie das Gegenteil. Denn wenn die Welt einen Anfang hat, was war früher? Und wenn der Raum irgendwo aufhört, was kommt dann? Wer vermöchte auf diese Fragen zu antworten? Die meisten Menschen halten sich, wenn sie aufgeworfen werden, gleich die Ohren zu und wollen nichts weiter hören.

Das zeigt uns, daß es an dieser Stelle mit unserem Denken und Wissen ein Ende hat. Selbst die Phantasie des Dichters weiß uns nicht über diese Grenzen hinauszutragen. Deshalb wollen auch wir nicht darüber grübeln, sondern uns mit der Thatfache begnügen, daß unsere Messung und Wägung von Raum und Zeit eben nur Menschenwerk ist, daß sie dem Vergleich und der Erfahrung entspringt, daß wir die Dinge und Erscheinungen um uns her zum Maßstab genommen haben, um die Ereignisse unseres Lebens besser gegen einander abwägen zu können. Daß sich unsere Zeit- und Raummessung innerhalb eines kleinen, sehr kleinen Kreises vollzieht, ist erklärlich, da sie den Zirkel unserer Erfahrung nicht überschreiten kann. Und schon an den Gren-

zen dieses Kreises verwirren sich unsere Begriffe. Wer vermag sich im Ernste bei den Billionen und Trillionen Meilen der Astronomen und den Leuten der Paläontologen die zugemuteten Entfernungen und Zeiträume vorzustellen? Selbst die Phantasie des Höchstgebildeten, des Weisen verirrt und verirrt sich in diesem grenzenlosen Ozean, für den weniger Gebildeten sind alle diese Zahlen leerer Wortschwall, denn, es ist selbst und doch erklärlich, je weniger entwickelt der Verstand eines Volkes ist, je fremder es den Ergebnissen der Wissenschaft gegenübersteht, desto enger zieht sich die Grenze seiner Fähigkeit, größere Entfernungen oder Zeiträume zu erfassen. Für den gewöhnlichen Chinesen ist z. B. jeder Ort, der für seine Auffassung zu weit entfernt ist, „ganze 100 Li“ weit (1 Li ist etwa $\frac{1}{10}$ Meile).

Zur Bestimmung der Zeit bot die Natur den Menschen von selbst die nötigen Verhältnisse dar, wir finden daher auch die Kunst der Zeitmessung schon in den ältesten Kulturepochen. Die Tage drängten sich zuerst als deutlich erkennbare und in der Dauer einander gleichende Zeiträume der Beobachtung auf, ganz selbstverständlich bildeten sich in den Menschen, die bei fortschreitender Kultur sehr bald das Bedürfnis empfinden mußten, ihre Ergebnisse und sonstigen Angelegenheiten zeitlich unterscheiden und sondern zu können, die Begriffe des Gestern, Heute und Morgen aus, man lernte die Tage zählen und beobachtete die strenge Abgrenzung derselben durch den höchsten Stand der Sonne zur Mittagszeit. Die Zählung nach Tagen genügte aber für längere Kind- und Vorausbestimmungen nicht, man bedurfte längerer Perioden und fanden dieselben in dem Umlaufe des Mondes und der Sonne. So entstanden, entsprechend den vier Mondphasen, die Wochen, und entsprechend der Dauer des vollen Mond- und Sonnenumlaufs (d. h. des scheinbaren Sonnenumlaufs) die Monate und Jahre. Bei fortschreitender Kultur stellte sich die bloße Bestimmung nach Tagen auch für die bloße Festsetzung der Tagesereignisse als nicht genügend heraus, man unterschied die einzelnen Zeiten des Tages, als Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und geriet sodann auf die noch präzisere Einteilung des Tages in Stunden, Minuten und Sekunden. Selbstverständlich konnte es nicht ausbleiben, daß hierbei viel Willkür unterließ, manche Völker teilten den Tag in 2 mal 12, manche in 24 Stunden, deren Beginn von Mitternacht zu Mitternacht gerechnet wurde, manche Völker hatten Stunden von ungleicher Länge. Die Stundeneinteilung hatten schon die alten Juden und Babylonier, welche die Zählung mit dem Aufgang der Sonne begannen; die Römer und Griechen nahmen für die Tage kein Durchschnittsmaß an, sondern zergliederten jeden Tag nach seiner natürlichen Länge und die Nacht nach demselben Maßstabe in 24 nach den Jahreszeiten, also in ihrer Dauer ungleiche Stunden. In der Monats- und Jahreseinteilung herrscht dieselbe Verschiedenheit. So hatten die alten Ägypter ein Sonnenjahr von 365 Tagen, das in 12 Monate von je 30 Tagen geteilt war, wozu noch 5 Ergänzungstage kamen. Die Griechen zählten noch nach Mondmonaten und bildeten aus 12 derselben ein Jahr, das durch Schaltmonate berichtigt wurde u. s. w. Maßgebend für die bürgerliche Zeitmessung ist nicht der wahre Sonnentag, weil sich bei diesem die Länge der Tage und Nächte fortwährend ändert, sondern der mittlere Sonnentag, worunter man einen Zeitraum versteht, welcher dem fiktivsten Teile der genauen Jahreslänge gleich ist, als es wahre Sonnentage im Jahre giebt. In der Astronomie findet dagegen der Sterntag zur Zeitmessung Verwendung, d. h. diejenige Zeit, welche ein Stern zu seiner scheinbaren Kreisumdrehung um die Erde bedarf, also die Zeit von einem Aufgange eines Sterns im Osten bis zu seinem Wiederaufgange. Der Sterntag stimmt mit dem Sonnentag nicht genau überein, weil die Sonne außer ihrer

scheinbaren täglichen Bewegung um die Erde auch noch eine scheinbare jährliche ausführt.

Nun genügt es aber für die Menschen nicht, bei der Darstellung eines Ereignisses zu sagen: „Das geschah vor so und so viel Jahren“ oder „das soll nach so und so viel Jahren geschehen“, man mußte auch eine Bezeichnung des Jahres finden, von dem aus die Rechnung gehen sollte, da sonst die größte Willkür und Unsicherheit Platz gegriffen hätte. So kam man überein, die einzelnen Jahre von einem bestimmten Jahre an zu zählen, und man wählte als Ausgangspunkt (Epoche) irgend ein für das betreffende Volk besonders bedeutungsvolles Ereignis, dessen Zeit sich mit möglicher Sicherheit feststellen ließ. Oder man ging möglichst bis zu dem äußersten Punkte der betreffenden Völkereinerinnerung oder Völkereistenz zurück, sogar bis zu dem Termin, an dem die Welt nach der Anschauung des betreffenden Volkes entstanden war, und in der That müßte der Weltanfang für jede Jahreszählung und Zeitrechnung die Idealepoche sein, wenn sich derselbe nur irgend mit einem Schimmer von Genauigkeit ermitteln ließe. Zu ungleichen Zeiten und selbständig bei den einzelnen Völkern entstanden, mußten sonach die einzelnen Zeitrechnungen oder Ären wiederum bei den verschiedenen Völkern verschieden sein, nicht nur aus dem Grunde, weil die Epochen verschieden waren, sondern auch schon deshalb, weil die Jahresberechnung allenthalben eine andere war. So rechneten die Spartaner nach den Jahren ihrer Könige, die Athener nach ihrem ersten Archonten, außerdem bestand eine Rechnung nach Olympiaden. Die Römer begannen von der mutmaßlichen Erbauung Roms an zu rechnen, die Juden zählten die Jahre seit der Erschaffung der Welt, die Mohammedaner seit der Auswanderung ihres Religionsstifters von Mekka nach Medina. Unsere Ära von Christi Geburt verbanen wir dem römischen Abte Dionysius dem Kleinen (im 6. Jahrh. nach Christus); sie bürgerte sich bald unter den abendländlichen Christen ein, schon Karl der Große bediente sich ihrer, und in den nächsten Jahrhunderten gewann sie immer weitere Ausdehnung.

Sobald man anfing, die einzelnen Zeitpunkte des Tages genauer zu unterscheiden — zuerst wohl mit Rücksicht auf die Stunden der Arbeit, der Nahrungsaufnahme u. s. w. — machte sich auch das Bedürfnis nach einem Hilfsmittel geltend, das die Festsetzung dieser Zeitpunkte ermöglichte. Die Sonne gab auch hierfür wieder den Weg an. Die Menschen nahmen sehr bald wahr, daß die Länge und Richtung des Schattens sich nach dem Stande der Sonne bestimme und sich hiernach die Tageszeit berechnen lasse. Um den Schatten der Sonne besser messen zu können, steckte man einen Stab senkrecht in die Erde. So entstand der erste Zeitmessapparat, der (oder das) Gnomon, der weiter nichts war, als ein senkrechter Stab, der durch die Länge seines Schattens die Zeit angab. Um richtige Zeitbestimmungen zu erhalten, waren natürlich genaue Beobachtungen der verschiedenen Schattenlängen erforderlich. Der Leser, welcher bei der Lektüre dieses Artikels an dieser Stelle vielleicht einen Blick solcher Verrieditung auf seinen goldenen Taschenuhr-Chronometer wirft, wird nicht verächtlich von dem Gnomon denken, wenn er vernimmt, daß die alten Astronomen mit seiner Hilfe sowohl die Länge des Jahres als die Schiefe der Ekliptik zu bestimmen vermochten.

Allmählich vervollkommnete man den Gnomon — so entstand die Sonnenuhr. Da sich in derselben der immer mehr fortschreitenden Menschheit kein hinreichend verlässlicher Zeitmesser darbot — weil die Sonne Nachts gar nicht und auch am Tage nicht immer scheint — so fertigte man später Sanduhren und in der Folge Wasseruhren. Die Erfindung der letzteren fällt bereits in eine unendlich ferne Zeit, denn schon vor 2500 Jahren waren sie bei den Ägyptern in Gebrauch. Auch mit

ihnen war es indessen nicht möglich, die kleineren Zeitteile zu messen, daher wurden sie von Nadeluhren abgelöst, deren Erfindungszeit und Erfinder nicht bekannt ist. Im 12. Jahrhundert gelangten sie, zuerst in den Klöstern, mehr und mehr zur Verwendung. Die Taschenuhren erfand Peter Henlein in Nürnberg (1480—1542); sollte er, wie von manchen Seiten behauptet wird, nicht der eigentliche Erfinder sein, so hat er dieselben doch mindestens in hohem Maße vervollkommen. Dagegen wurde die eigentliche Pendeluhr erst möglich, nachdem Galilei (1564—1642) in dem Pendel das Mittel dazu an die Hand gegeben hatte. Die ersten stellte Huyghens 1656 her.

Das Bedürfnis der Bestimmung räumlicher Verhältnisse ist wohl eben so alt wie das der Zeitmessung. Lange vorher, ehe noch die Menschen über den Begriff des Raumes an sich nachdachten, gab sich aus praktischen Verhältnissen heraus die Notwendigkeit kund, Entfernungen zu bestimmen und das Gewicht gewisser Gegenstände festzustellen. Wann und wo das zuerst geschehen ist, wissen wir nicht. Auch hier lieferte, wie bei der Zeitmessung, die Natur die Vorbilder, nach Füßen, Schritten, Armen u. s. w. schätzte man die festzustellenden Längen ab. Bei der Ungleichheit der betreffenden Maßeinheiten mußten sich naturgemäß erhebliche Unzuträglichkeiten herausstellen, sobald daher die Menschheit zur Bildung geordneter Gemeinwesen gelangt war, sahen sich die betreffenden Gemeinde- oder Staatsverwaltungen gezwungen, wenigstens für die ihnen unterstellten Bezirke eine einheitliche Regelung des Maß- und Gewichtssystems herbeizuführen, indem sie die Länge der Füße, Ellen, Spannen u. s. w. auf eine im Voraus genau berechnete Größe festsetzten und dem Verlehr die für den Gebrauch erforderlichen Maßstäbe an die Hand gaben. Man kann sich denken, daß auf diese Weise mit der Zeit ein wahrer Wirrwarr entstand, jedes Land, ja jede Gemeinde besaß andere Maße und Gewichte, während der sich immer internationaler gestaltende Verlehr gebieterisch eine Vereinheitlichung des Maß- und Wägungssystems forderte. Auf diesem Gebiete war die Auffindung bestimmter Einheiten jedoch nicht so leicht wie auf dem der Zeitmessung. Der Vorschlag Huyghens', die Länge des eine Sekunde schlagenden Pendels als Maß zu wählen, kam nicht zur Ausführung, hauptsächlich, weil die Länge des Sekundenpendels nicht überall dieselbe ist, wogegen der Vorschlag des französischen Astronomen Mouton, die Erde selbst als Maßstab zu nehmen, von der französischen Regierung auf Empfehlung der zum Zwecke der Beratung dieser Frage ernannten Kommission aufgenommen und 1791 der zehnmillionste Teil des Viertels eines Meridiankreises als Maßeinheit bestimmt wurde. Auf Grund genauer Gradmessungen erhielt man diese Maßeinheit, den Meter. Derselbe stellt demnach ein unveränderliches Naturmaß dar, wenigstens soweit die Schaffung eines solchen im menschlichen Vermögen steht, und welches seiner Vorzüge wegen von Frankreich aus, wo das neue System bereits 1799 zur Einführung gelangte, seinen Weg allmählich durch fast alle Kulturstaaten machte. Auf demselben System basieren die Flächen- und Raummaße, sowie die Gewichtseinheit, das Kilogramm, das so viel wiegt wie ein Kubikdezimeter destillierten Wassers im Zustande seiner größten Dichte im luftleeren Raume. Mit der Entwicklung der Wissenschaft und des Handels wuchsen die abzuschätzenden Distanzen; immer größere Maßeinheiten wurden erforderlich, um sie zu beherrschen. Für die ungeheuren Entfernungen der Fixsterne und Nebelsternen reichten schließlich nicht einmal mehr die Meilen aus, selbst wenn sie nach Millionen und Billionen benannt wurden, man mußte sich der Sonnenweiten und Lichtjahre bedienen. Bei den ersteren setzt man die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne als Einheit, unter einem Lichtjahr versteht man diejenige Entfernung, welche das

Licht, das bekanntlich die 148 Millionen Kilometer Weg von der Sonne zur Erde in 8 $\frac{1}{2}$ Minuten zurücklegt, in einem ganzen Jahre durchläuft. Die bisher vorgenommenen Entfernungsschätzungen der Fixsterne haben nämlich zu Ergebnissen geführt, welche gradezu Schwindel erregen müssen. Die entlegensten Sterne unserer Milchstraße sind tausende von Lichtjahren von uns entfernt, und in ihr erblicken wir doch nur eins der zahllosen gleichartigen Sternsysteme des Welttraums! Mit bewundernder Ehrfurcht sprechen wir vom endlosen Welttraum, in dem die Sonne und Planeten ihre Kreise beschreiben, in dem die feurigen Kometen dahinwandern und aus Nebeln und Gasen neue Welten sich entwickeln.

Fragen wir nun, was befindet sich zwischen der Sonne und Planeten, resp. womit sind die die einzelnen Himmelskörper trennenden gewaltigen Räume überhaupt ausgefüllt, so antwortet uns die Wissenschaft, daß diese Räume in der That nicht leer sind. Der Begriff eines leeren Raumes ist ja überhaupt dem Menschen nicht faßlich. Nicht nur denkt man sich den Welttraum mit einer äußerst feinen und elastischen Substanz, einem feinen Fluidum, dem Aether, erfüllt, sondern nimmt auch an, daß derselbe Stoff auch die Zwischenräume der kleinsten Teilchen der Körper ausfüllt. In diesem Aether pflanzen sich auch die Licht- und Wärmestrahlen, sowie die elektrischen und magnetischen Zustände fort. Außerdem erfüllen den Welttraum meteorische Staub- und Steinwolken, und nach der neuesten Theorie Johnstone Stoneys enthält der interplanetarische Raum sogar eine regelrechte Gasatmosphäre, deren Entstehung aus die nach der Bildung der Planeten zurückgebliebenen Reste der ursprünglich den ganzen Raum erfüllenden Gase, sowie auf die der Sonne entweichenden und die sich nach Stoneys' Anschauung von der Sonnen- und den Planetenatmosphären zurückzuführen ist. Freilich kann diese Atmosphäre nur eine sehr dünne sein — die Hypothese an sich ist aber recht annehmbar.

So müht sich der Mensch unermüdet ab, der Zeit und dem Raum ihre undurchdringlich scheinenden Geheimnisse zu entreißen. Aus den Tiefen der Erde gräbt er die Kulturdenkmäler entlegener Zeiten, um aus ihnen die Geschichte der Vergangenheit zu lesen, mit seinen Rohren durchdringt er die fernsten Räume des Welttraums und schrebt vor den ungeheuerlichsten Schwierigkeiten nicht zurück. Wie weit wird ihn der Weg der Forschung noch führen? Das Problem der Ewigkeit und Unendlichkeit wird der Menschengeist nicht zu lösen vermögen, solange er an die irdische sterbliche Hülle gebunden ist.

Edith's Wünsche.

Novellette von F. v. Kapff-Eberther.

Die unerfüllten Wünsche tug- und vergnügungssüchtiger Frauen sind ein nie erschöpftes Thema für satirische Geschichten und Wigblätter. Sehr häufig las Edith derselben, ohne lächeln zu können. Sie war jung und hübsch, hatte einen zärtlichen, wohlstuirten Mann und sehr viel übrige Zeit. Ihre Ehe war bisher kinderlos, der junge Hausstand vortrefflich versorgt, der Gatte, ein Baumunternehmer, sehr beschäftigt.

Jedoch, sie war immer eine ernste Natur gewesen und konnte nicht recht verstehen, wie man sein Leben mit Puz, Klatsch und leichtem Vergnügungen ausfüllen kann. Zu ihrem Kummer war ihr Georg damit nicht einverstanden. Sie wünschte sich viel zu wenig. Am liebsten hätte er ihr jeden Tag irgend einen recht thörichten Wunsch erfüllt. Häufig beschenkte er sie, ohne daß sie ein Verlangen geäußert hatte, und war dann sichtlich enttäuscht, daß sie sich über die hübsche Probe, das neueste Prachtwerk, den edsten Spitzenshawl so wenig freute. Aber sie besaß schon so viel von diesen hübschen Dingen und dachte sich überreich nach ihrer entbehrungsreichen Jugend, und überhaupt — Georg's Absicht

schmerzte und demütigte sie. Ihre Ehe hatte eine eigene Vorgeschichte.

Edith war die schöne Tochter einer mittel-losen, adeligen Offizierswitwe, zu keinem bürgerlichen Erwerb erzogen, ohne Aussicht auf eine gute Partie. Sie hatte einen kurzen, stürmischen Liebesroman erlebt, dessen Held ein begabter, junger Journalist war, den sie bei einem Wohltätigkeitsfeste kennen gelernt. Aber der Roman nahm kein gutes Ende!

Dem der Held erwies sich als charakter-schwach und fand nicht den Mut, ohne Geld zu heiraten. Als Edith einen anderen Ver-werber fand, Georg Bauer, den Besitzer des eleganten Neubaus, in welchem Edith mit Mutter und Schwestern „trocken wohnten“, wurde ihm diese Episode von der Mutter natürl-ich mitgeteilt. Der junge Bauherr, ein un-scheinbarer, etwas unbeholfener, aber hoch-begabter Mann, hatte jedoch eine tiefe, leidens-chaftliche Neigung für Edith gefaßt, die frei-lich nicht erwidert wurde. Und wie alle jungen Hören seines Schlages hoffte er, Gegenliebe zu gewinnen, und frug nicht weiter nach dem abgethanen und verflohenen Neben-buhler.

Wie hätte Edith „Nein“ sagen, ein so un-verhofftes Glück anschlagen sollen? Sie ver-gab sich — um Geld, wie sie mit heimlicher Bitterkeit zu sich selber sagte. Und das ließ sie Georg mit seinen ewigen Geschenken fühlen — unbeabsichtigt natürlich. Denn er betete sie an, aber wie ein Götzenbild, zu dem man keinen rechten inneren Zusammenhang hat. Einmal war er wirklich glücklich gewesen, als sie sich zu einem „ganz großen“, ganz un-bescheidenen Wunsche aufraffte: eine Reise in's Seebad mit Mama und den Schwestern!

Georg freute sich wie ein Kind, besorgte Toiletten und sonstige Reiseausstattung für alle vier Damen, spielte den Reisemarschall. Aber er mußte wegen seiner Geschäfte in Verlu bleiben, kam nur jeden Sonntag zu Besuch, indem er zwei Nächte auf die Reise verwannte. Und Edith fühlte sich schmerz-licher bedrückt denn je durch die Opfer die er unaufhörlich brachte für eine undankbare Frau, wie sie! Ja undankbar war sie, und unerschöpflich seine Güte!

Eine ganze Weile lang erklärte sie, gar nichts zu wünschen. Er war ganz traurig darüber.

Eines Tages kam er auf einen Punkt zu sprechen, den er bisher noch nie berührt hatte.

Sie saßen bei Tisch, einander freundlich anlächelnd, einander mit Aufmerksamkeit über-schüttelnd und doch recht einsilbig, denn sie vermochten nicht, sich ganz offen gegeneinan-der auszusprechen. Da sagte er:

„Dein Freund hieß doch Dr. Hausmann?“

Sie suchte zusammen. „Ja, so hieß er,“

versetzte sie, „wie kommst Du zu dem Namen?“

„Ich habe den Mann gestern zufällig im Caféhans kennen gelernt. Er kam mir sehr freundlich entgegen. Du hältst ihn doch für einen — Mann von Charakter?“

„Gewiß, sprach sie fest, „trotz alledem! Aber er ist für mich ein blasser Schatten. Sage mir doch —“

Nicht der Rede wert, wir sprachen nur von Geschäften! Er ist am Börsen-Journal, wo meine neuen Pläne Unterstützung finden. Das ist alles.“ Er drückte ihre Hand.

Sie fühlte sich unbehaglich. Der Gedanke war ihr peinlich, daß diese beiden Männer miteinander verkehrten.

Dennoch gewann sie es nicht über sich, noch-mals nach ihm zu fragen, seinen Namen zu nennen.

Und doch — es war, als hätte dieser Name, zwischen ihr und Georg genannt, irgend eine fatale Wirkung gehabt; als knüpfte sich ein Verhängnis an den Schatten jenes Berge-sejener!

Denn Georg veränderte sich schließlich von Tag zu Tag. Sein gutes, volles, etwas ge-wöhnliches Gesicht mit den nicht großen, aber klugen, hellen Augen verlor die Farbe. Er war gereizt und nervös, er, der Unverwü-

liche! Und er arbeitete auch die Nächte hin-burch. Auf Ediths Fragen hatte er immer nur die eine Antwort: „Du weißt — die neuen Bebauungspläne im Tempelhofer Feld!“ — Mein Kind, Du hast ja keine Ahnung, welche Unsumme von Arbeit darin steckt! Sei froh! Hast Du sonst noch einen Wunsch?“

Er sagte das schon ganz gewohnheitsmäßig.

Und um ihm eine Freude zu machen, wünscht sie sich einmal ein paar neue Noten!

„Und sonst nichts?“ frug er lächelnd.

„Es thut mir ja leid, mein Lieber, daß ich für Brillanten keinen Sinn habe“ — ver-setzte sie.

Er brachte auch keine Brillanten, nicht ein-mal die Noten. Er hatte vergessen. Ja er vergaß, daß er vergessen hatte!

Und nun, da es Frühling wurde, begann er eines Tages:

„Ihr müßt wieder Alle an die See, mein Lieb, Mama braucht dringend eine Erholung. Und Du auch! Und die Mädels — pardon — Mill und Mir — die würden sich doch sehr freuen“ —

Sie unterbrach hastig: „Das darf nicht wieder sein! Rämlich, daß Du Dich hier quälst und raderst — während wir uns amü-sieren“ —

„Kind, das Du bist,“ sagte er mit mattem Lächeln, „mir wird es eine Beruhigung, eine Freude sein, wenn Du Dich mit den Deinen wohl fühlst! Zeile mir nur dann Euerer Wünsche mit! Hörst Du!“

Und er ging. Wie versteinert blieb sie stehen — am Wendepunkt eines Schicksals.

Es war urprünglich ein ehelicher Handel gewesen. Er hatte Geld und bot ihr eine Versorgung. Sie gab ihm dafür ihre Schön-heit, ihren guten Namen, ihre vornehme Er-ziehung, ihren ehrlichen Willen, ohne leidens-chaftliche Neigung ihre Pflicht zu thun. Aber schon längst war es kein ehelicher Handel mehr. Er gab mehr als Geld — er gab un-erschöpfliche Güte und Liebe. Sie blieb ihm Weides schuldig — abgrundtief stand sie in der Schuld des hochherzigen edlen Gatten!

Von einem plötzlichen Entschluß beflügelt, eilte sie ihm nach in sein Kontor, das sie während der Bureaufunden noch nie betreten hatte.

Georg sprang erschrocken auf, als sie so plötzlich eintrat. „Was ist geschehen?“

„D gar nichts, lieber Georg ich will Dir nur etwas sagen. Bitte — nur einen Augenblick!“

Noch immer betroffen, verabschiedete er den Maurer-Volker, mit dem er verhandelte.

„Was hast Du, meine Edith?“ Und in steheboller Besorgnis faßte er ihre beiden Hände.

„Was ich habe — Georg? Einen großen — ganz großen Wunsch!“

„Endlich.“ Er lächelte beglückt.

„Versprich mir aber, daß Du ihn erfüllst. Du kannst es!“

„Ich gebe Dir mein Wort! Oder soll ich schwören?“ entgegnete er bebend vor Freude.

Sie sprach erdönd wie eine junge Braut:

„Ich will an die See — mein Lieber, Bester — aber nur mit Dir — mit Dir allein und für lange — wir wollen — immer — miteinander sein —“

Sie hatte erwartet, daß er mit einem Freudenschrei sie an sich ziehen würde, und diesen Augenblick hatte sie sich wunderschön gedacht.

Er machte auch eine Bewegung dazu, wurde dunkelrot, dann todtendlaß — ließ die Arme sinken, trat einen Schritt zurück.

„Edith Du machst mich stolz und selig! Aber ich kann nicht fort — ebenjowenig wie eine Schildwache von ihrem Posten. Ich muß ar-beiten, Tag und Nacht!“

„Das kann nicht stimmen!“ rief sie erregt.

„Du bist ein wohlhabender Mann, Du kannst — Du mußt Dich frei machen!“

Er schüttelte mit dem Kopfe. „Nein — nein — ich muß arbeiten — arbeiten!“

Sie trat ihm näher mit finsterner Miene:

„Warum, warum? Haben wir nicht reich-

lich genug? Willst Du nur für den Geld-erwerb leben, und nicht auch für mich? Ich will dein Geld nicht!“

Ein ungewohnter Glanz lag in ihren sanften blauen Augen, eine leidenschaftliche Energie in ihrer Stimme.

Noch einen Schritt wich er zurück vor der schönen Anklägerin. Fast willenslos geworden entgegnete er:

„Ich muß arbeiten, um meine Schuld an Dich abzuführen —“

„Welche Schuld?“ Sie schrie es laut und leidenschaftlich. Der dunkle Schatten, der bisher auf ihrer Ehe gelegen, mußte gebannt werden.

Er hatte sich gefaßt und zog sie neben sich auf das schmale, dunkle Ledersofa, wo sonst seine Klienten, Geldnehmer und Geber saßen. Ihre Hand hielt er fest:

„Meine Schuld an Dich! Du glaubtest einen Mann mit Vermögen zu heiraten und heute habe ich nichts. Kurze Zeit nach un-serer Verheiratung war ich — durch mein neues Projekt — in einige Schwierigkeiten geraten. Du durstest nichts davon merken. Hatte ich Dir doch nichts zu bieten, als eine völlig sorgenlose Existenz. Da lernte ich — Dr. Hausmann — kennen! Er riet mir und Andern an jenem Abend eine Börsen-Spekulation in russischen Papieren, die gelingen mußte. Für Eingeweihte natürlich: Er hat mich nicht täuschen wollen — denn er instrui-erte mit mir noch Andere. Seine glänzende Verebamtzeit besiegte uns, ein Vierdelbühend strebender Menschen. — Wir haben uns Alle getäuscht — Alle haben wir in den rus-sischen Papieren verloren. Gewiß er hat sich selbst getäuscht — er hat sich „aufgespielt“, wie man sagt“ —

„Und weiter“, drängte sie athemlos.

„Was weiter?“ fuhr er ruhig fort. „Ich habe mein unbedeutendes, selbst erworbenes Vermögen verloren. Und nur mit übermens-chlicher Kraft halte ich — durch Kredit — mein hoffnungsvolles Geschäft aufrecht. Deinet-wegen! Ich muß meinen Posten behaupten und werde es! Der neue Bebauungsplan wird uns retten — ja vielleicht Deinen Schwestern eine Zukunft sichern — aber — — was willst Du? — — es ist meine Pflicht!“ —

Mit Blickklarheit war es über sie ge-kommen, welche ein Held er war, wie er gekämpft hätte für sie mit dunklen Mächten, deren Namen sie kaum kannte.

„Du bist mir nichts schuldig“ sagte sie be-bend — „im Gegenteil — ich Dir — für Deine wunderbare Güte, Großmut und Liebe! Ich habe keine Wünsche, ich will Dein Geld nicht. Wir wollen uns einschränken und Alles gemeinsam tragen, was Du zu tragen hast. Es wird mir nicht schwer werden — denn — dies ist mein letzter Wunsch: — ich liebe Dich von ganzem Herzen — und Du sollst es mir glauben!“

Und sie fanden sich in einer jener seligen Stunden, die den Erdenmenschen wunderfester vergönnt sind und die vergessen machen, daß das Geld in dieser Welt eine so wichtige Sache ist.

Magisches Quadrat.

In die selber vorstehender Figur sind die Buch-staben EEEEE, 1, LL, MM, P, RR, S, UU derart einzutragen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen folgende Bedeutung haben: 1. Ein Land in Amerika. 2. Sängerin. 3. Einen bei der Poesie vorkommenden Ausdruck. 4. Baum.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Grundwauzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 18, 23-35. „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern dieses Gleichnisses: Das Himmelreich ist einem Könige gleich, der mit seinen Knechten Reichenschaft halten wollte. Als er aber nichts hatte, wovon er bezahlen konnte, befaßl sein Herr, ihn und sein Vieh und seine Kinder und alles was er hatte, zu verkaufen und zu bezahlen. Da fiel der Knecht vor ihm nieder, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Und es erbarmte sich der Herr über diesen Knecht, ließ ihn los, und schenkte ihm die Schuld. Als aber dieser Knecht hinausgegangen war, fand er einen seiner Mitsknechte, der ihm hundert Denare schuldig war; und er packte ihn, wirgte ihn und sprach: Bezahle, was du schuldig bist! Da fiel ihm sein Mitsknecht zu Füßen, bat ihn und sprach: Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen. Er aber wollte nicht, sondern ging hin und ließ ihn ins Gefängnis werfen, bis er die Schuld bezahlt hätte. Da nun seine Mitsknechte sahen, was geschehen war, wurden sie sehr betrübt; und sie gingen hin, und erzählten ihrem Herrn alles, was sich zugegetragen hatte. Da rief ihn sein Herr zu sich und sprach zu ihm: Du böser Knecht! die ganze Schuld habe ich dir nachgelassen, weil du mich gebeten hast: foltest denn nicht auch du meines Mitsknechtes dich erbarmen, wie auch ich mich deiner erbarmte? Und dein Herr ward zornig und übergab ihn den Peinigern, bis er die ganze Schuld bezahlt haben würde. So wird auch mein himmlischer Vater mit euch verfahren, wenn ihr nicht, ein Jeder seinem Bruder von Herzen verzeihet.

Der Apokelfürst Petrus.

II.

Simon Petrus trat, lieber Leser, einst zu Jesus und fragte ihn: „Herr, wie oft muß ich meinem Bruder vergeben, wenn er mich beleidigt? siebenmal?“ Und Jesus antwortete ihm: „Ich sage dir, nicht nur siebenmal, sondern du sollst ihm siebenzigmal sieben Beleidigungen verzeihen!“ — Offenbar wollte der Herr sagen, so oft immer unser Bruder uns beleidige, wir müßten immer wieder verzeihen! — Unmittelbar an diese Antwort knüpfte der Herr dann die lehrreiche Parabel des heutigen Evangeliums: Das Gleichnis handelt vom Vergeben, vom Verzeihen, von der unendlichen Schuld Gottes mit uns Menschen und andererseits von der Bosheit des Menschen, der seinem Nächsten nicht verzeihen will.

Aber (fragt der Leser) wie kann denn ein „Knecht“ eine Schuld von zehntausend Talenten (etwa 78 Millionen Mark) kontrahieren? das ist doch wohl unmöglich! — Gewach, lieber Leser, wir haben's hier nicht etwa mit einem gewöhnlichen Diensthoten zu thun, sondern mit einem hohen Beamten, einem Verwaltungsvater der Kronländer, der jedenfalls die Erträge einer ganzen Provinz dem Könige vorzulegen hat; dennoch nur ein „Knecht“, in anbetrachter des despotischen Regierungsförm in den Königreichen des Morgenlandes.

Die Darmherzigkeit Gottes wird zunächst beleuchtet durch die Ungeheuerlichkeit jener unbezahlbaren Schuld; dann durch die Art und Weise, wie der König sie erläßt: auf eine bloße Bitte hin ohne irgendwelche Strafausübung, die nach damaligem Brauch

und Gesetz wahrlich streng genug war! — Wie dieser König, so handelt Gott dem Menschen gegenüber, wenn Er ihm die Schuld vergibt. Der Mensch ist ja auch ein „Knecht“ Gottes gegenüber; durch Mißbrauch der Geschöpfe, die Eigentum Gottes sind, zieht er sich eine unerlöschliche Schuld zu; er kann nichts, als bitten; und Gott erläßt ihm die Schuld, weil er bittet.

Wie grell, lieber Leser, tritt der unbegreiflichen Güte jenes Königs das unvorsichtige, empörende Benehmen des begnadigten Schuldners gegenüber! Er vergißt sofort die ihm widerfahrenen Gnade und erlaubt sich ein hartes, grausames Verfahren gegen seinen Schuldner, wozu er wohl an und für sich das Recht hatte, das aber unter diesen Umständen eine Noth war; dazu wegen einer geringfügigen Schuld von hundert Denaren (etwa 65 Mark), die verhältnismäßig leicht zu zahlen war! — Als Strafe erfährt der Schuldige nun aber auch die ganze Strenge des königlichen Zornes: Der Schuldverlaß wird zurückgenommen, der Hartherzige strenger Gefängnishaft, ja, ewiger Gefangenschaft überantwortet. „So“, schließt der Herr erst während die Parabel, „wird auch euer himmlischer Vater thun, wenn ihr eurem Bruder nicht von Herzen verzeihet!“

Nun, lieber Leser, kehren wir wieder zur Apostelgeschichte zurück. Der Apokelfürst Petrus (erzählt sie) kam auf seiner apostolischen Rundreise auch nach Syddca, einem Flecken, so groß wie eine Stadt (Jos. antiq. 20, 8.). Auch hier hatte sich schon eine christliche Gemeinde (wahrscheinlich auf die Predigt des Philippos hin) gebildet; aber die meisten Juden waren doch noch ungläubig ge-

Kirchenkalender.

Sonntag, 15. Oktober. 21. Sonntag nach Pfingsten. Theresia, Jungfrau. Fest der jungfräulichen Kei- heit Marias. Evangelium Matthäus 18, 23-35. Cöstfel Ephefer 6, 10-17. St. Lambert u. s. Monats-Sonntag des Vereins der christlichen Familien, zu Ehren der hl. Familie zu Nazareth. Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kom- munion der Mitglieder, nachmittags 4 Uhr Ver- ständnis für das verstorbene Mitglied des eucha- ristischen Männerbundes Joseph Spinrath. St. Maximilian: Fest des Pfarrpatrons, des hl. Bischofs u. Martyrers Maximilian. Das feierl. Hochamt beginnt morgens 9 Uhr, darnach ge- gen 11 Uhr Prozession durch die Pfarre und zwar durch die Hasen-, Berger-, Klinger- und Mittelstraße zum Karlsbad (1. Segen) dann durch die Hofstraße zum Schwannmarkt (2. Segen), von Schwannmarkt durch die Wilfer-, Bästions- und Poststraße zur Mariensäule (3. Segen) und durch Wädel-, Utadell- und Schulstraße zur Kirche zurück. Nachmittags 4 Uhr Rosenkranz- Andacht, 6 Uhr Festpredigt, darnach feierliche Komplet und lauterantische Vtonel. St. Mar- tin: 9. Uhr Firmunterricht. Franzis- kaner-Klosterkirche: Nachmittags 3 Uhr Ver- ständnis der Mitglieder des III. Ordens für die Verstorbenen. Kar me litessen-Kloster: Fest der hl. Theresia. Morgens 7.7 erste hl. Messe, 1/9 Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, dar- nach Festandacht und Verehrung der Reliquien der hl. Theresia. St. Anna ist: Nachmit- tags Vortrag für die marianische Dienstmädchen- Kongregation.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

blieben. Die jungen Christen wollte Petrus in ihrem Glauben stärken, die andern aber dem Reiche seines Herrn und Meisters einverleiben. Für beide Zwecke konnte daher nichts zweckmäßiger sein, als wenn der Apostel einen augenscheinlichen Beweis seiner göttlichen Sendung und der Macht des Gekreuzigten lieferte. Dazu bot ihm ein gewisser Aeneas Gelegenheit, der, an allen Gliedern von der Gicht gelähmt, seit acht Jahren an das Krankenlager gefesselt war. Vermuthlich lag der Kranke auf einem tragbaren Bette unter freiem Himmel an der Straße, nach morgenländischer Sitte, um von den Vorübergehenden ein Almosen zu erhalten oder ein Mittel zu seiner Heilung zu erfahren. Petrus war eben von vielen Zuhörern umgeben und hatte vielleicht gerade einen belehrenden Vortrag auf einem offenen Plage beendet, als er, ohne den Kranken zu berühren, ihm laut zurief: „Aeneas! Jesus heilt Dich! Steh auf und mache Dir selbst dein Bett!“ Und wie er sprach, so geschah es. Augenblicklich erhob sich vor allen Anwesenden der Lahme mit verstärkter Kraft von seinem Schmerzenslager; er war ganz hergestellt — nicht etwa durch Petrus, sondern, wie er selbst erklärte, durch Jesus Christus, den Sohn Gottes.*

Dieses Wunder erinnerte zweifellos die Augenzeugen an ähnliche Thaten, die Jesus verrichtet hatte, als Er noch auf Erden wandelte; um so überzeugender sprach dieses neue Wunder für die Wahrheit der Auferstehung Jesu. Wirklich bekehrten sich, wenn auch nicht alle, so doch die meisten Einwohner von Lybba; auch in der Umgegend faßte nun das Evangelium festen Fuß.

Nicht weit von Lybba, am Meere, lag Joppe, heute Jaffa genannt, eine uralte Stadt mit einem ziemlich großen Hafen. Unter den christlichen Einwohnern dort zeichnete sich besonders eine gewisse Tabitha (Griechisch: Dorkas d. i. Gazelle) durch Werke der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit aus. Diese Kirche der dortigen Gemeinde erkrankte in jenen Tagen und starb. Allgemein war die aufrichtige Trauer um die Hinschiedene, namentlich unter den Armen. Doch ein Strahl der Hoffnung belebte sie noch: die Kunde, daß Petrus in dem nahen Lybba sei und daselbst ein großes Wunder gewirkt habe, war schnell bis Joppe gedrungen, und die dortigen Christen dachten: was der verherrlichte Erlöser durch seinen Apostel in Lybba gethan, das und wohl auch noch mehr könne nun auch in Joppe geschehen. Darum eilten sie nicht, wie es damals bei den Juden Sitte war, mit der Beerbigung der Tabitha, sondern legten sie in das, auf dem platten Dache befindliche Übergemach des Hauses und sandten eine Botenschaft nach Lybba, um den Petrus gleich nach Joppe zu bitten. Der Apostel entsprach ihrem Wunsch; bei seiner Ankunft wurde er unverzüglich in das Gemach geführt, wo die Leiche aufgebahrt lag. Eine rührende Szene erwartete den Jünger des Herrn: die armen Witwen, denen Tabitha Gutes gethan, drängten sich mit dem Apostel in das Gemach und unter reichlich vergossenen Thränen des Dankes zeigten sie ihm die Ober- und Unterkleider, mit denen die unermüdete Hand der edlen Frau ihre Blöße bedeckt hatte. Und wie ehemals sein Herr zu Naim, von Mitleid gerührt, schnell die Thränen der Witwe getrocknet hatte, so vertraute er jetzt wieder auf das liebende Herz des Meisters, daß Er Seine Herrlichkeit offenbaren werde an Tabitha durch ihn. Und weil bei Gottes Werken ein eitles Schaugepränge nicht Platz hat, gebietet er allen das Zimmer zu verlassen. Inständig betet er und, der Erhörung gewiß, steht er auf und ruft die Verstorbene in's Leben zurück. Auf sein Wort schlägt Tabitha die Augen auf, sieht Petrus an und richtet sich auf. Dieser reicht ihr, wie Jesus oft gethan hatte, die Hand und hilft ihr auf vom Lager; dann öffnet er die Thüre, ruft die Jünger und die Witwen herein und führt ihnen die schmerzlich ver-

mühte Wohlthäterin lebend und vollkommen gesund vor. Wer aber mag, lieber Leser, das Staunen, die Freude, den Dank der Anwesenden beschreiben! wen könnte es wundern, daß, wie der hl. Lukas erzählt, nun Viele in Joppe an den Herrn glaubten!

Darin (daß Viele sich bekehrten) ist wohl auch der Grund zu suchen, daß der Apostel „noch viele Tage in Joppe blieb.“ Seine Wohnung nahm er „bei einem Gerber, namens Simon.“ Der hl. Chrysostomus macht dazu die schöne Bemerkung: „Siehe doch, wie so gar nicht eitel, vielmehr wie bescheiden Petrus ist! Er nimmt seinen Aufenthalt nicht bei der zum Leben wiedererweckten Tabitha, noch bei irgend einem angesehenen Bürger von Joppe, sondern bei einem schlichten Gerber; so giebt der Apostel ein schönes Beispiel der Demut: er will die Geringen nicht beschämen, aber auch die Großen sich nicht überheben lassen“ (21. Hom.).

S.

Der gute Ton im Gasthaus.

Von Otto Richter.

Vor einigen Jahren erregte in Dresden ein Vorfall allgemeines Aufsehen und wurde vielfach besprochen. In einem der vornehmsten Hotels, in welchem nicht selten Firmlichkeiten abzusteuern pflegen, hatte ein Gast bei der Table d'hôte in unmanierlicher Weise gegessen, d. h. er hatte beim Essen das Messer zum Munde geführt. Der Hotelbesitzer hatte diese Unschicklichkeit bemerkt und dem Gast durch einen Kellner in diskreter Weise sagen lassen, daß er ihm die Fortsetzung des Dinners auf dem Zimmer des Gastes serviren lassen werde.

Natürlich bildeten sich über diesen seltsamen Vorfall verschiedene Meinungen, indessen war die Zahl derer im Publikum doch größer, welche den Hotelier wegen seiner Handlungsweise tadelten und bespöttelten.

Ich muß gestehen, daß ich zu der Minderheit gehöre, die den Hotelier wegen seiner Handlungsweise belobte. Ein Hotelier hat nach meiner Meinung darauf zu achten, daß seine Gäste nicht durch die Unmanieren Einzelner gestört werden.

Wenn es in einem gut bürgerlichen Restaurant einem Gaste einfiel, sich plötzlich den Kopf und die Weste auszustrecken, so würden sich die anderen Gäste sicherlich auch durch diese Unmanier belästigt fühlen. Demjenigen aber, der gewohnt ist, beim Essen die feinsten Manieren zu pflegen und von seiner Umgebung gepflegt zu sehen, ist das zum Munde führen des Messers sicher ebenso zuwider, wie einem weniger vornehm erzogenen Menschen der Umstand, mit Jemandem speisen zu müssen, der in Hemdbärmeln dasißt. Würde sich der Wirt eines gut bürgerlichen Restaurants daselbe erlauben, wie jener Besitzer des von den vornehmsten Kreisen frequentirten Hotels, so würde das entschieden zu tadeln sein, denn, in Deutschland wenigstens, wird es selbst in einem gut bürgerlichen Restaurant zwar Einzelnen auffallen, aber nicht grade allgemeinen Anstoß erregen, wenn man beim Essen das Messer zum Munde führt. In England und Frankreich, wo mehr auf gute Manieren beim Speisen gegeben wird, ist dies selbst in niederen Kreisen verpönt.

Ja, selbst wenn ein Arbeiter, der, von der Arbeit heimkehrend, in seinem Arbeitskitzel erscheint und den Schmutz der Arbeit noch an seinen Händen trägt, in einem bürgerlichen Restaurant Erholung suchte, hätte nach meiner Ansicht der Wirt das Recht und die Pflicht, diesem Manne, der sicherlich nicht das Bewußtsein und die Absicht einer Unschicklichkeit damit verbände, auf einen Platz zu weisen, wo er durch seinen wenig einladenden und den Appetit und die Erholung der anderen Gäste störenden Anblick Anderen nicht auffalle.

Die Frage, die ich hier berühre, ist gewissermaßen actuell, denn grade in der letzten Zeit, in der das Radfahren mehr und mehr verbreitet ist, sieht man nicht selten Personen, die den sogenannten besseren Kreisen angehören, in einem Aufzug in Restaurants einkehren, der gradezu ekelerregend ist. Triefend von Schweiß, in einem Kostüm, das nicht selten die Körperteile so deutlich hervortreten läßt, daß man sofort sieht, der Betreffende trägt außer diesem Radfahreranzug keinerlei Unterkleider — so wagen es diese Personen zuweilen in einem Restaurant Einkehr zu halten, in welchem anständige Leute beiderlei Geschlechts verkehren, und man braucht wirklich nicht sonderlich präde zu sein, wenn man an solchen Gestalten Anstoß nimmt. Trifft man sie in Restaurants, die als Absteigequartier für Radfahrer von vornherein kenntlich gemacht sind, so hat man keine Berechtigung, darüber zu klagen, in anderen Restaurants aber sollte der Wirt sich solche Gäste entweder fern halten, oder ihnen Plätze anweisen, an denen sie die anderen Gäste nicht stören.

Nicht selten begeht das Publikum in seiner Gedankenlosigkeit Unmanierlichkeiten. So sah ich neulich in einem der vornehmsten Restaurants, wie eine Dame, die sich beim Speisen die Finger unsauber gemacht hatte, in ein leeres Weinglas Wasser goß, darin die Finger eintauchte und wusch. Das Bewußtsein, daß es für alle Umstehende höchst ekelerregend sein muß, zu denken, sie könnten dieses Waschgefäß der Dame als Glas zum Trinken später erhalten, schien der Unmanierlichen auch nicht im Entferntesten zu kommen.

Das erinnert mich aber an einen Vorfall, der sich vor etlichen Jahren in einer deutschen Großstadt ereignete.

Ein Herr saß mit seinem Hündchen in einem Restaurant, und als der Herr mit dem Verzehren seines Abendessens fertig war, setzte er die Ueberreste auf demselben Teller, den er benutzt hatte, dem Hunde vor. Ein anderer Gast, der in der Nähe saß, stellte den ersteren wegen seiner ebenso gefährlichen wie ekelerregenden Schmutzerei zur Rede; aus den Worten wurden Thaten, und mit einer stolzen Prügelfei aller beteiligten Personen endigte das Hundesouper. Die Prügel wurden sicherlich von den Gerichten bestraft, aber jener Hundefreund, der durch seine Schmutzerei die Gesundheit, ja das Leben anderer Menschen in fürchterlicher Weise gefährdete, wird kaum irgendwie deswegen zur Verantwortung gezogen werden, wohl aber ward wahrscheinlich jener vernünftige Mann, der ihn in etwas vielleicht zu handgreiflicher Weise auf das Angehörige seiner Handlungsweise aufmerksam machte, noch dazu bestraft.

Die Hundeschmutzerei ist ja leider bei uns in Deutschland allzu verbreitet, und doch kann man ein großer Hundefreund und Hundeliebhaber sein, ohne sich und andere Personen durch allzu innige Verührung mit den Thieren in große Gefahr zu bringen. Daß der Echinococcus oder Blasenwurm sich leicht vom Hunde auf den Menschen überträgt, ist allgemein bekannt, ebenso daß die Uebertragung dieses Bandwurms auf den Menschen diesem eine langwierige schwere und meist tödtlich verlaufende Krankheit eintragen kann. Es sind Krankheitsfälle vorgekommen, wo Leute am Blasenwurm erkrankten und starben, die in ihrem Leben niemals einen Hund besessen haben, die sich nicht erinnern konnten, jemals von einem Hunde beleckt worden zu sein, die also nur durch die ekelhafte Schmutzerei eines Hundeliebhabers, in der Weise wie im eben erwähnten Falle, die dem bloßen Auge völlig unsichtbare Finne des Echinococcus erhalten haben konnten.

Der Gastwirt, der die Rücksicht gegen einen Gast so weit treibt, ihm zu gestatten, daß er Leben und Gesundheit seiner übrigen Gäste einem Hunde zu Liebe in Gefahr bringt, begeht entschieden einen Fehler gegen sich selbst und seine Gäste, und er hat die Pflicht, darauf

zu achten, daß Schmutzereien dieser Art in seinem Lokale nicht vorkommen. Will ein Gastwirt sich die Gunst der Hundefreunde erwerben und erhalten, so mag er ein Lebriges thun und für die Hunde der Gäste besondere Plätze an schaffen, oder durch ein Allen sichtbares Plakat den Hundebesitzern verkünden: „In meinem Lokal ist es verboten, die den Gästen vorgelegten Teller und andere Gefäße von Hunden benutzen zu lassen.“

Ist nun aber die Hundenaertheit aus besseren Restaurants glücklicherweise verbannt, so ist doch die Kindernartheit, die sich in den vornehmsten Hotes föhrend bemerkbar macht, nicht minder zu tadeln. Von Eltern, die ihre Kinder lieb zu haben meinen, wird oft an der Table d'hôte, wie überhaupt in Gasthäusern den Kindern gegenüber eine Nachsicht geübt, welche die anderen Gäste vertreiben muß. Daß die Kinder sich nicht wie Erwachsene benehmen, ist selbstverständlich; daß sie mit den Fingern mehr als schön und manierlich ist, essen, ist auch natürlich. Aber wenn man sich das auch gern zu Hause von den eigenen Kindern gefallen läßt, so verzichtet man gerne auf derartige Kinderstubenbelustigungen im Hotel und Gasthaus, wo man nicht gern Gefahr läuft, sich die Kleider von den nebenan sitzenden Kindern beschmutzen und beschmierian zu lassen. Kinder gehören nur ausnahmsweise in das Gasthaus, und wer mit Kindern reist, soll, wenn dieselben noch nicht reif für die Table d'hôte sind, lieber allein auf dem Zimmer speisen, denn nicht minder föhrend wie die Ungezogenheit der Kinder für die anderen Gäste ist es, Zeuge der Erziehungsversuche an den Kindern sein zu müssen.

Ebenfalls gegen den guten Ton im Gasthaus verstößt meines Erachtens eine Nummner, die man in der Badesaison besonders oftmals lästig empfindet: das Table d'hôte-Gespräch über die Krankheiten. Es giebt Leute, die mit Vorliebe von ihrer Krankheit und deren Heilung oder Nichtheilung sich unterhalten. Daß es dabei oft nicht ohne Berührung von Dingen abgeht, die Gefunden oder auch anderen Kranken lästig, ja oft recht schädlich sein können, liegt auf der Hand.

Ich will hier nur noch einen Fall erwähnen. Eine mir bekannte Dame ward von ihrem Arzt wegen eines leichten Magenleidens in ein Bad geschickt. Da hörte sie an der Table d'hôte eine andere Dame ihrem Gegenüber ihre Leiden in ausführlicher Weise schildern mit der Quintessenz, daß der Arzt ihr gesagt, ihr Leiden sei glücklicherweise vollständig ungeschädlich, da dies und jenes Symptom bei ihr nicht vorhanden sei. Wäre das der Fall, so wäre sie unrettbar verloren. Welch' fürchterliche Lage nun für die erstere Dame, die genau jene angeblich gefährlichen Symptome zu haben glaubte.

Entsetzt eilte die Dame sofort zum Arzt, erzählte ihm das Erlebnis und schilderte ihm die Angst, und obwohl eine Untersuchung ergab, daß sie nichts zu befürchten habe, ward die Dame doch so erregt, daß sie sich Tage lang nicht von dem gehabten Schreck zu erholen vermochte.

Daß solche und ähnliche Fälle sich oftmals ereignen können, ist leicht erklärlich, und daher kann nicht genug gegen diese Nummner gekämpft werden.

Die Maus.

Eine lustige Geschichte von Max Mundt.

Das war einfach unerhört! Wenn man's nicht selber erlebt hätte... man hätte es nicht glauben können. Und die Natur war dabei nicht einmal aus den Fugen gegangen; die Steine hatten nicht zum Himmel emporgeschrien! Aber wenn Steine schweigen, werden Menschen reden, aber ganz gewiß. Und sie redeten, redeten schon Tage lang, die Frauen

des erleuchteten Städtchens Klugenthal. Es war aber auch in der That schrecklich! Hatten die Mitglieder der patriotischen Ressource das diesjährige Winterfest veranstaltet unter striktem Ausschluß des weiblichen Elements — als Herrenabend! Man hatte ja schon vorher davon gemunkelt, als es noch Zeit war zum Einschreiten, aber da hatten die Frauen von Klugenthal, insbesondere aber Frau Amalia, Gattin des Ressourcepräsidenten Fabrikbesitzer Kunibert Immerfroh, ein heilloses Lachen angelächelt und ihre Glossen gemacht und sich sichernd zugewispert: „Was können die denn ohne uns anfangen? Es ist ihnen ja gar nicht möglich, ein Fest zu feiern ohne Damen. Laßt sie nur machen; sie werden schon ganz von selbst reumütig zurückkehren und de- und wehmütig um unsere Teilnahme bitten. Aber dann...!“

Und nun war das unmöglich Scheinende doch geschehen!

Die Herren der Ressource hatten nicht nur ihren Herrenabend abgehalten... sie hatten sich auch kolossal schneidig amüsiert, wie der Schluß um die Xte Morgenstunde und die Verlosung, in der die Herren zu ihren Gobieterrinnen zurückkehrten, deutlich genug bewies. Das war einfach unerhört! Das wagte man ihnen, den Frauen Klugenthal's, das sonst an der Spitze des Fortschritts zu marschieren pflegte, anzuthun? Lebte man denn noch in den Zeiten des Mittelalters? Wollte man die Frauen etwa wieder zu rechtlosen Geschöpfen, so zu sagen Menschen zweiter Klasse herabdrücken? Draußen in aller Welt tagen Frauentongresse, die mit Eifer kämpfen für die Befreiung des Weibes von den Ketten der Abhängigkeit, der Vorurteile, der Bevormundung, und hier wagte man es, das Rad der Weltgeschichte um ein paar hundert Jahre zurückzudrehen.

Im Hause des Vorsitzenden, Herrn Kunibert Immerfroh, jagte eine Vorlesung die andere. Die ganze überschäumende Freiheitswut eines lange geknechteten Volkes fand seine schönste Illustration in den Sturmreden von Frau Amalia Immerfroh, und wenn Herr Immerfroh seinem Namen nicht gar so viel Ehre gemacht hätte — es wäre wohl zu furchtbaren Kriegsjahren in seinem Heim gekommen. In Frau Amalias Gardinenpredigten lohte der gesammte Eifer um die in den Staub getretene Würde des weiblichen Klugenthal empor; aber dieser abscheuliche Mensch, dieser Wachtvogel, dieser brutale Unterdrücker hielt es gar nicht einmal der Mühe für wert, den ihm stänblich zehmal vor die Füße geworfenen Fehdehandschuh aufzuheben. Er hatte das pfiffig-harmloseste Gesicht von der Welt aufgesteckt, lächelte höchstens amüsiert über Amalias Reden an die deutsche Nation und war im übrigen so freundlich und nett, als befände man sich im tiefsten Frieden. Er hatte für den Ernst der Situation so wenig Verständnis, daß er fand, diese komische Begeisterung und ihr heiliger Zorn ständen seiner Frau reizend. Er war viel zu verliebt in sie, um ihr böse zu sein, und er kannte sie zu genau, um nicht zu wissen, daß ihr Kunibert nicht doch schließlich das Alpha und Omega ihres ganzen Lebens war, und diesen kleinen Anfall konnte er sie ruhig austoben lassen; es machte ihm obendrein Spaß.

Frau Amalia war mit einer so gering-schätzend-überlegenen Auffassung gar nicht einverstanden. Er war halt zu verbohrt in seinem Ueberlegenheitsdünkel, in seinem beschränkten Gewaltthol, aber es würde eine neue Zeit heranzubringen, und schrecklich würde es den Herren der Schöpfung tagen! Es war ganz unheimlich, wieviel Cigarren Herr Immerfroh in dieser Zeit verbrauchte. Nicht etwa, weil er stärker rauchte, sondern weil er sie meist zerbiß, um sein übermütiges Lachen bei Amalias Apostrophen wenigstens etwas zu verstecken.

Jawohl, den Männern würde es schrecklich tagen. Auch die Frauen tagten bereits schreck-

lich. Vertrauliche Besprechungen beim Kaffee, Vorversammlungen bei verschlossenen Thüren wurden abgehalten und endlich kündigte Frau Amalia Immerfroh, jetzt nicht mehr Präsidentenfrau, sondern selbst Präsidentin des „fortschrittlichen Frauen-Emancipations-Klubs von Klugenthal“, aller Welt und ihrem Gatten an, daß die „besseren“ Frauen Klugenthal's am nächsten Donnerstag eine große Versammlung abhalten würden, in welcher man definitive Beschlüsse fassen wollte, wie man sich in Zukunft zu dem Geschlecht stellen werde, das die Gutmütigkeit des andern Geschlechtes bisher in ganz unerhörter Weise gemißbraucht hat und das sich lächerlich genug das „starke“ nennt. Diese Versammlung wird natürlich nur von Damen besucht werden, doch ist der Beschluß gefaßt worden, den Präsidenten der Ressource zur Anwesenheit aufzufordern, damit er die Stimmung der Begner kennen lerne und die Entschlieungen des fortschrittlichen Frauen-Emancipations-Klubs von Klugenthal der Mitgliedern der Ressource zur Kenntnisnahme unterbreiten könne.

Kunibert Immerfroh verriet nicht das geringste Unbehagen.

„Du wirst doch hinkommen, Kunibert?“ erkundigte sich die Präsidentin des Klubs bei dem Präsidenten der Ressource.

„Aber natürlich, Schatz!“ entgegnete der jovial. „Muß mir den Nummel doch mal ansehen; kann ein ganz kapitaler Spaß werden.“

Frau Amalia kochte, d. h. vor Wut. Dieser Gleichmut brachte sie fast um.

Es ist Dir vielleicht ganz gut, mal gründlich die Wahrheit über euch Männer zu hören. Von mir glaubst Du sie ja nicht!“ hatte sie spitz erwidert. „Zeit wirst Du ja finden; die Versammlung findet erst gegen Abend statt.“

„Das ist vernünftig,“ bemerkte Kunibert trocken. „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.“

„Das sieht Dir ähnlich, solche heilige Sache für ein Vergnügen zu erklären,“ gab sie zurück.

„Verzeihe, Herz“, antwortete der Gatte mit unerschütterlichem Gleichmut, „ich muß Dir schon wieder Recht geben: Es ist wirklich kein Vergnügen. Aber lieber Gott, wir Männer sind ja nicht so! Wenn's Euch nur Spaß macht...“

Amalia war schon aus der Stube gelaufen.

Ueber Kuniberts Gesicht flog ein lustiges Leuchten. Wer ihn kannte, wußte, daß er einen seiner stadtbekanntesten lustigen Streiche ausgeheckt hatte. Worten der bestand, das sollte sich am Donnerstag schrecklich offenbaren.

Sämtliche Frauen von Klugenthal, die Anspruch erheben konnten auf die Bezeichnung „Dame“, waren im „blauen Efel“ versammelt zu üblichem Thun. Nur die junge Frau Rektor fehlte, obwohl auch ihr Mann damals für den Herrenabend strengster Oberbanz gestimmt hatte. Sie verlangte partout, wenn sie erscheinen solle, dann müsse es ihr gestattet sein, ihre „Männer“, d. h. ihren lieben guten Kerl von Ehegemahl, mitzubringen, da sie sonst vor Langeweile sterben würde. Anfangs begriff man nicht, wie einem weiblichen Wesen jegliches Gefühl für seine Würde derartig abhanden kommen könne, sah schließlich in der Sache ein neues Beispiel für den demoralisirenden Einfluß des Mannes und gab die Frau Schulkrektor als vorläufig noch nicht reif zur Erlösung auf.

Beiseidentlich in eine Ecke des Saales gedrückt, saß der Präsident der Ressource als Gast und hörte mit scheinbar ganz zerkürrtem Gemüt die niederdrückenden Anklagen und die furchtbaren Drohungen an, die hier von holden Frauenlippen gegen die ruchlose Männerwelt geschleudert wurden. Zuweilen nur flog ein ganz unsagbar pfiffiger Zug um die Mundwinkel; dann fuhr seine Hand in die Tasche, als wollte sie sich überzeugen, ob

die Schätze, die er darinnen verwahrte, auch noch vorhanden seien.

Eben hatte Fräulein Eulalie Dürckling, Leiterin des Klugenthaler Mädchenpensionates, eine fulminante Rede beendet, in welcher sie streng wissenschaftlich nachgewiesen, daß die Frau in jeder Beziehung dem Manne bedeutend überlegen wäre und daß es endlich an der Zeit wäre, der lächerlichen Redensart von dem stärkeren Geschlecht ein Ende zu machen.

„Der Tag der Freiheit ist angebrochen“, so schloß die Rednerin, deren Name sich so harmonisch ihrem Wesen anpaßte; wir wollen endlich die Stellung einnehmen, die uns gebührt. Stehen wir fest zusammen . . . wenn es nicht lächerlich wäre, würde ich sagen, wie ein Mann! Wir haben geistige Kraft und Mut genug in uns, einer Welt zu trotzen! Kämpfen wir für unsere Rechte, für welche die Natur uns bestimmt hat und die wir uns aus schwächlicher Gutmütigkeit von den Männern haben entreißen lassen. Kämpfen wir für unsere gesellschaftliche und soziale Stellung mit dem Mut einer Löwin, die ihre Jungen verteidigt; dann wird die Männerwelt uns respektieren lernen und genötigt sein, uns als gleichberechtigt anzusehen!“

Es waren etwa dreißig Damen im Saale, aber fast hätte man behaupten können, daß tausendstimmiger Beifall die Rednerin lohnte. O, das war eine Begeisterung, wie ihrer die entartete Männerwelt kaum noch fähig war! Lange dauerte es, ehe die Erregung sich so weit gelegt hatte, daß die an sich nicht sehr scharfe Stimme der Präsidentin sich bemerkbar machen konnte.

„Wir wollen jetzt in die Beratung über unsere Resolution eintreten“, begann Frau Amalia Immerhoff, „wobei ich darauf hinweisen möchte, daß es aus praktischen Gründen nicht empfehlenswert ist, der Würde dieser Versammlung auch wenig entsprechen würde, wenn mehr als zwei Damen zu gleicher Zeit das Wort ergreifen. Fräulein Dürckling hat in so schönen Worten und mit so großer wissenschaftlicher Schärfe unsere Ueberlegenheit über die Mannswelt dargelegt, daß es unrecht wäre, ihr nicht zu glauben. Beweisen wir es jetzt durch unsere Haltung, durch unsere Entschlüsse. Sehen die Männer erst einmal, daß wir ihrer nicht im mindesten bedürfen, daß wir ihnen mindestens gleich sind an Intelligenz, an persönlichem Mut, an Entschlossenheit, dann wird man uns auch nicht mehr so von oben herab behandeln. Wie hochmütig, uns als das schwächere Geschlecht zu bezeichnen! Wir bedürfen ihres Schutzes nicht, wir sind selber — Verzeihung, meine Damen — Mannes genug, jeder Gefahr zu begegnen. Gehen wir jetzt ans Werk. Geben wir dem Vertreter des anderen Geschlechts, der unter uns weilt, ein Beispiel unserer Entschlossenheit und unserer Stärke! Die Liebe der Männer ist ein Almosen, sie ist ein Verrat an unserer Würde!“

— einzelne Ausrufe des Entzückens und der Begeisterung werden laut. — „O über die schwachen Seelen unter uns, die vor den Wüten und Stürmen des Lebens Schutz suchen in den Armen eines Mannes! Ein Beispiel wollen wir geben allen Frauen der Welt, ein Beispiel von Frauenmut und Frauenthatkraft! Keine Macht der Erde soll uns hindern, unser Werk zu vollenden! Streiten wir, wie meine Vorrednerin so schön sagte, für unsere Rechte mit dem Mute, mit dem eine Löwin für ihre Jungen kämpft!“

Ein satanisches Lächeln hatte einen kurzen Augenblick um die Züge des Resourcèpräsidenten gezeichnet, dann eine unauffällige Bewegung mit der Hand, und dann saß er wieder mit der harmlosesten Miene da und zählte aufmerksam die Glaspriemen am Kronleuchter. Dreißig Paar Frauenaugen richteten sich triumpfhierend auf ihn und sahen ihn an, wie der Hahn den Regenwurm ansieht, den er zu verpeisen im Begriff ist.

Plötzlich freischte die Frau Amtsgerichtsrat Zettig im höchsten Diskant:

„Um Gotteswillen . . . eine Maus! Eine Maus!“

„Allmächtiger! Eine Maus! Zu Hilfe! Hilfe! Eine Maus!“ schrie es jetzt mit einem Male durcheinander.

Eine furchtbare Panik entstand. Einige Damen fielen in Ohnmacht, die übrigen kletterten auf die Stühle. Frau Amalia war furchtbar bleich geworden, hatte sich dann aber als die mutigste von allen auf den Schooß ihres Gatten geflüchtet, ihre Arme um seinen Hals gelegt und wehklagte nun in den herzzerreißenden Tönen:

„Rette mich, Kunibert! Rette mich . . . eine Maus . . .“

Dann hatte sie den Kopf auf seine Schulter gelehnt, war noch bleicher geworden und hatte einzuweilen ihren Geist, mit dem sie momentan nichts anfangen wußte, aufgegeben.

Die Frauen standen auf ihren Stühlen, wie Bildwerke auf ihren Sockeln; nur ganz so steif waren sie nicht. Sie vollführten im Gegenteil in ihrer Verzweiflung die seltsamsten Capriolen, schreien und wünschten dazwischen absolut zu wissen, warum grade ihnen dieses entsetzliche Unglück passiren mußte, und stöhnten dann, wohl im Zustande völliger Geistesabwesenheit — Jammerlaute hervor, aus denen auch ein weniger geübtes Ohr die Namen der diversen Ehegatten herausgehört konnte.

Werkwürdigerweise erschienen in der plötzlich geöffneten Thür sämtliche Ehemänner des fortschrittlichen Frauen-Emancipationsklubs von Klugenthal, als hätten sie da längst auf den furchterlichen Moment gewartet, stürzten sich mit hochroten Gesichtern (Berleumber wollen behaupten, daß diese hochrote Farbe von unterdrücktem Lachen und nicht etwa von der Aufregung des Augenblicks hergerührt habe) in den gefährlichen Saal und führten ihre bedrohten besseren Hälften in das gesicherte Heim.

War es Vergeßlichkeit? war es Scham über den schmachlichen Ausgang dieses Meetings? . . . Von einer weiteren Sitzung ist nie mehr die Rede gewesen.

Zu Hause lag Frau Amalia alle Augenblick in den Armen ihres Mannes, lächelte, schmollte und klagte:

„Ach, Kunibert, ich habe mich doch so geängstigt!“

„Ja, wenn ihr uns Männer nicht hättet!“ lachte er.

„Kunibert, wir wollen Frieden schließen, ja?“

„Aber selbstverständlich! Gott sei Dank! Den kriegerischen Geist wären wir los und eine Maus hätten wir glücklich auch weniger.“

„Eine Maus . . .?“

„Aber freilich, Schatz, die ich gestern expresse fangen mußten!“

„Kunibert! Abscheulicher!“

„Ach gut sein, Schatz, sie hat ihre Schuldigkeit gethan.“ lachte er und umarmte seine Amalia, die bald fröhlich in sein Lachen einstimimte.

Anerkei.

* Vor dem Mandver. „So, der Herr Oberstaatsarzt hat Euch jetzt den Sonnenstich und wie man denselben vorbeugt, erklärt. Ihr wißt also, was Ihr zu thun habt: wer ihn aber dennoch kriegt, erhält drei Tage!“

* Ein Schländerger. „. . . Also mit der jüngsten Tochter Ihres Prinzipals haben sie sich verlobt. Wie sind Sie denn grade auf diese von den drei Schwestern gekommen?“ — „Ja, wissen Sie, das habe ich mir sehr lange überlegt. Ich sagte mir Melo-nie, Gelse-ne, Eulal-ia!“

* Eine Naturfreundin. Dame (auf dem Dampfer, der vor Stubbenkammer hält): „Also das sind die berühmten Krebseisen! . . . Aber in meinem Album zu Hause sind sie viel deutlicher abgebildet!“

* Fallgespräch. „Finden Sie nicht auch mein Fräulein, daß dieser Saal sehr wie erdig ist?“

* Vom Kasernenhof. Feldwebel: Sie, Einjähriger, haben Sie vielleicht die Berichte vom Dreihusprozes gelesen? — Einjähriger: Ja, Verzeih, Herr Feldwebel! — Feldwebel: Wo! Und da glauben Sie jetzt, wenn Sie sich recht bumm stellen, werden Sie es auch bis zum — General oder Kriegsminister bringen! . . .

* In der Apotheke. Behering: „Bitte, Herr Magister, was ist denn in der großen Flasche ohne Etikette?“ — Magister: „Eine Medizin, die schon vielen Leuten das Leben gerettet hat!“ — Behering: „Wie so, bitte?“ — Magister: „Die schiden mir nämlich den Patienten, wenn wir ein Rezept absolut nicht lesen können.“

* Aus der Schule. Lehrer (im grammatischen Unterricht): „Wir wollen jetzt Sätze bilden mit den persönlichen Fürwörtern: ich, du, u. s. w. Wenn z. B. der Vater sagt: Ich gehe aus, wie sagt dann die Mutter zum Vater?“ — Schüler: „Du bleibst zu Hause!“

* Erster Gedante. „Drei Wochen schwammen die Frauen im Boote hilflos auf dem Meere!“ — Dame: „Die Vermieten, und jedenfalls immer in derselben Toilette!“

* Im Dorfwirtschaftshaus. Fremder (der sich Cigaretten bestellt hat): „Sind sie auch gut?“ — Wirt (in der Kiste suchend): „Natürlich . . . hier ist sogar noch eine mit einem Deckblatt!“

Charade.

Erste Silbe.

In meiner stillen Kammer
Schläft sich's so sanft, so süß,
Da ruht man ohne Jammer
Einst, wie im Paradies.

Zweite Silbe.

Der Reich' und Arme eilet
Zu mir mit süßem Drang,
Doch nur der Reich' weilet
Bei mir oft Stunden lang.

Das Ganze.

Ich vrang' zu ew'gem Ruhme
Verkürter Menschen hier:
Wald schmückt mich eine Blume,
Dit auch ein Kranz von dir.

Buchstaben-Rästel.

FFF
FFF
St FFF dr
FFF
FFF
FFF

Auflösungen der Rästel aus voriger Nummer:

Magisches Quadrat: Fern, Fiel, Reim, Ulme.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Sonntag, 15. Oktober. ● Maria Himmelfahrt: An den Wochentagen des Monats Oktober abends 7/8 Uhr Antragsandacht. ● Maria Empfängnisfeier: Jeden Abend 7 Uhr Rosenkranzandacht mit Segen. ● Pfarrkirche zu Wolmerswert: Patrocinium des hl. Dionysius; 7/8 Uhr Frühmesse, 10 Uhr Hochamt mit Segen und Festpredigt, 11 1/2 Uhr sacramentale Prozession. Nachmittags 4 1/2 Uhr Komplet.

Montag, 16. Oktober. — Gallus, Abt. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr hl. Messe für Joseph Spinath leitens der eucharistischen Männerbruders. ● St. Maximilian: Abends 6 Uhr Festandacht zu Ehren des hl. Maximilian, feierlicher Umzug durch die Kirche und Ledern. Während der Oktav von Sonntag, den 15. bis zum 22. ist morgens hl. Messe zu Ehren des hl. Maximilian mit Segen und zwar an den beiden Sonntagen morgens 8 Uhr und an den Wertagen 7 1/2 Uhr.

Dienstag, 17. Oktober. Hedwig, Witwe.

Mittwoch, 18. Oktober. Lukas, Evangelist.

Donnerstag, 19. Oktober. Ferdinand, Bekehrter.

Freitag, 20. Oktober. Wendelinus, Abt.

Samstag, 21. Oktober. Ursula, Jungfrau und Martyrin. ● St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse. ● Ursulinenkloster: Fest der hl. Ursula, Morgens 7 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Andacht. Während der Oktav jeden Nachmittags um 6 Uhr Andacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Straßle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Zweihundwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 22, 15-21. „In jener Zeit gingen die Pharisäer hin und hielten Rat, wie sie Jesus in einer Rede fangen könnten. Und sie schickten ihre Schüler mit den Herodianern zu ihm und sagten: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und den Weg Gottes nach der Wahrheit lehrst, und dich um Niemanden bekümmert; denn du siehst nicht auf die Herion der Menschen, sage uns nun, was meinst wohl du: Ist es erlaubt, dem Kaiser Zins zu geben oder nicht? Da aber Jesus ihre Schalkheit kannte, sprach er: Ihr Heuchler, was verjuchet ihr mich? Zeiget mir die Zinsmünze. Und sie reichten ihm einen Denar hin. Da sprach Jesus zu ihnen: Wessen ist dieses Bild und die Leberschrift? Sie antworteten ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“

Der Apostelfürst Petrus.

III.

Die Herodianer, von denen im heutigen Evangelium die Rede ist, waren Anhänger des Königs Herodes, aber Gegner der Pharisäer. Hätte Jesus auf die arglistige Frage im Sinne der Herodianer geantwortet, so müßte das jüdische Volk, das die Römer und die um ihre Gunst hühelnde Herodesfamilie haßte, sich von Ihm abwenden, und man hätte Ihn ohne Furcht ergreifen können; — entschied Jesus aber umgekehrt gegen Herodes und den Kaiser, dann konnte man Ihn des Hochverrats beschuldigen. Die Juden betrachteten sich noch immer als „das Volk Gottes“, als Gottes Unterthanen; deshalb war zur Zeit Jesu die Frage eine sehr strittige, ob man beim Steuerzahlen, wodurch zugleich die Oberherrschafft des römischen Kaisers anerkannt wurde, nur der Gewalt der That sache n sich fügen dürfe, — oder ob diese Tributleistung an einen „fremden“ Herrscher auch nach göttlichem Rechte erlaubt sei. Die Gegner der Tributleistung veriefen sich für ihre Ansicht irrtümlich auf eine Stelle aus dem fünften Buche Moses, die also lautet: „Und wenn du (Israel) in das (gelobte) Land eingezogen sein wirst, das der Herr, dein Gott, dir geben wird, und du es besitzest und in demselben wohnest, und du sagst: ich will einen König über mich setzen, wie ihn alle Völker ringsum haben, — so bestelle den, welchen der Herr, dein Gott, auswählen wird aus der Zahl deiner Brüder! Du kannst nicht zum Könige machen einen Mann aus einem anderen Volke, der dein Bruder nicht ist!“ (17, 14-15). Der Leser wird begreifen, wie verhänglich unter diesen Umständen die an den Herrn gerichtete Frage war, ob es (mit Rücksicht auf das Gesetz Moses) erlaubt sei, die vom heidnischen Kaiser auferlegte Steuer zu zahlen. Aber wie überrascht mögen die tüchtlichen Feinde Jesu bei dessen erstem Worte gewesen

sein: „Ihr Heuchler, was verjuchet ihr Mich?“ Sie sehen sich durchschaut; sie müssen die Steuermünze vorzeigen, müssen selber antworten, daß sie das Bild des Kaisers trage, dessen Herrscherrecht dadurch bewiesen und von ihnen anerkannt sei. Und nun der weisheitsvolle und doch so natürliche Bescheid: „Gebet also dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist!“ — Mir dieser Entscheidung sieht die Laternde Hinterlist sich entwasfen; denn der Herr ist auf diese Antwort hin weder vor dem römischen Landpfleger anzulagen, noch kann der eifrige Verehrer des Gesetzes leugnen, daß die gebührende Rücksicht auf Jehova dadurch irgendwie außer Acht gelassen sei. —

Nun lassen wir, lieber Leser, die Apostelgeschichte weiter erzählen: Es war aber in Caesarea ein Mann mit Namen Cornelius, ein Hauptmann in der Heeresabteilung, welche die Italische hieß; der war fromm und gottesfürchtig mit seinem ganzen Hause, gab viel Almosen dem Volke und betete immerdar zu Gott (obwohl er Heide war). Derselbe sah in einem (wunderbaren) Gesichte ganz klar um die neunte Stunde des Tages (3 Uhr) einen Engel Gottes zu sich kommen, der zu ihm sprach: Cornelius! — Er aber schaute auf ihn (den Engel), ward von Furcht ergriffen und sprach: Was ist's, Herr? — Der aber sprach zu ihm: Deine Gebete und deine Almosen sind emporgestiegen zum Andenken vor Gott (d. i. Er gedenkt ihrer mit Wohlgefallen); und nun sende Männer nach Joppe und laß den Simon holen, der mit Juncamen heißt Petrus! Dieser wohnt bei Simon, dem Gerber, dessen Haus am Meere liegt; der wird dir sagen, was du thun sollst! — Als nun der Engel, der zu ihm geredet, sich entfernt hatte, rief er zwei seiner Knechte und einen Soldaten, der den Herrn fürchtete, einen von denen, die unter ihm standen. Diesen erzählte er Alles und sandte sie nach Joppe. Des anderen Tages, als sie auf dem Wege waren und schon nahe bei der Stadt

Kirchenkalender.

Sonntag, 22. Oktober. 22. Sonntag nach Pfingsten. Cordula, Jungfrau und Märtyrin. Evangelium Matthäus 22, 15-21. Epistel Philwver II, 6-11. St. Andreas: Titularfest der Ursula-Gesellschaft, Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion, 9 Uhr feierliches Hochamt, 4 Uhr nachmittags Festpredigt, Ursula - Andacht und Umzug durch die Kirche und Lebenum. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion der Mitglieder der Jünglingskongregation. Nachmittags 12, Uhr Vortrag u. Andacht. Maria Himmelfahrt: hl. Kommunion und Versammlung der Jünglingskongregation. An den Wochentagen des Monats Oktober abends 7,8 Uhr Rosenkranzandacht. St. Martin: Nachmittags 7,4 Andacht u. Ansprache für die marian. Männer-Sodalität. Ursulinenloster: Nachmittags 6 Uhr Fest-Andacht und Predigt zu Ehren der hl. Ursula. Montag, 23. Oktober. Severin, Bischof. St. Maria Himmelfahrt: feierliches Hochamt um 9 wegen der Bischofswahl. Clarissenloster: 1. hl. Messe 6 Uhr, 8 Uhr Hochamt zu Ehren des hl. Geistes für die Wahl eines Erzbischofes. Ursulinenloster: Morgens 7 Uhr Hochamt um eine geeignete Bischofswahl. Dienstag, 24. Oktober. Evergislau, Bischof und Märtyrer. St. Andreas: Morgens 7,10 Uhr Seelenamt für die Verstorbenen der Ursula-Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt letzte Seite.)

(Koppe), ging Petrus nach oben im Hause, um zu beien um die sechste Stunde (12 Uhr mittags). Er war hungrig und wollte essen. Als man ihm aber zubereitete, kam über ihn eine Verzückung: er sah den Himmel geöffnet und ein Behältnis herabkommen, wie ein großes leinenes Tuch, an vier Zipfeln gebunden und vom Himmel herabgelassen zur Erde, in welchem allerlei vierfüßige und kriechende Tiere der Erde und Vögel des Himmels waren. Und es erging eine Stimme an ihn: Auf Petrus, schlachte und is! — Petrus aber sprach: Herr, daß sei ferne! Denn ich habe noch nie etwas Gemeines und Unreines gegessen. — Und wieder sprach die Stimme zum zweiten Male: Was Gott gereinigt hat, das sollst du nicht gemein nennen! — Solches geschah dreimal; danach wurde das Tuch wieder hingegenommen in den Himmel. — Als nun Petrus für sich im Zweifel war, was wohl das Gesicht, welches er geschaut, bedeute: siehe! da standen vor der Hausthür die von Cornelius gesandten Männer, die sich nach dem Hause des Simon erkundigten.“ (Apostelgesch. 10, 1—17.)

Von Koppe, wo Petrus noch weilte, führt der hl. Lukas uns nach Cäsarea, das ungefähr neun Meilen nördlicher an der Küste des Mitteländischen Meeres lag. Die Schönheit und die günstige Lage der Stadt bewog die römischen Landpfleger, dort ihren Sitz aufzuschlagen, und nur an hohen Festen und sonst bei wichtigen Anlässen kamen sie nach Jerusalem. Aus diesem Grunde lag in Cäsarea stets eine starke römische Besatzung, die damals von der sogenannten italischen Cohorte gebildet wurde, die nur aus geborenen Römern bestand und darum nicht unbedeutende Vorränge genoß. Bei dieser Cohorte befand sich ein Hauptmann Cornelius, den Gott zum Gegenstande besonderer Gnadenverweilung ausersehen hatte. Da er von Geburt ein Heide war und in dem weltbesiegenden Heere der Römer eine geachtete Stellung bekleidete, so gereichte das, was der hl. Lukas von ihm sagt, seinem Charakter zu großer Ehre: „Er war fromm und fürchtete Gott.“ Ihn konnte die Verachtung, mit der die übrigen Römer den Juden begegneten, nicht abhalten, die Vorränge der Mojaischen Religion mit Unbefangenheit zu würdigen, im Stillen dem Götzendienste zu entsagen und mit aufrichtigem Herzen den Einen wahren Gott zu verehren. Wie erucht er es damit nahm, beweist der Umstand, daß er „sein ganzes Haus“ zum Glauben an den Gott Israels brachte. Diese Ehrfurcht und Liebe, welche er gegen Jehova im Herzen trug, erzeugte in ihm aber auch Achtung und Liebe gegen das von Gott auserwählte Volk; er ließ sich darin auch nicht irre machen durch manche Schwächen und Fehler, die den Juden anklebten, sondern „er gab dem Volke viel Almosen.“ Fürwahr, ein bemerkenswerter Zug an diesem Manne! Wir finden denselben Zug nicht nur an dem Hauptman im Evangelium (Luk. 7, 5.), sondern Lukas bezeugt dasselbe, wie wir jüngst sahen, von der Thabitäa, — zum unwiderleglichen Beweise, daß es tief und wesentlich auch im Geiste des Alten Bundes lag, den lebendigen Gottesglauben auch zur Nächstenliebe und Wohlthätigkeit zu bilden, nach dem Ebenbilde des „Gottes der Erbarmung“, — zum unverkennbaren Zeichen, daß im Neuen Bunde dieser Geist des Alten Bundes nur noch mehr geläutert und gleichsam verklärt werden sollte in dem Sohne Gottes, „der uns geliebt hat bis zum Tode an dem Kreuze.“ S.

Maler Herbst.

Von Paul Passig (Zimenau).

„Bunt sind schon die Wälder,
Gelb die Stoppelfelder,
Und der Herbst beginnt.
Rote Blätter fallen,
Graue Nebel wallen . . .“

so begrüßt der „poetische Landschaftsmaler“

Salis-Seewis (1764—1834) den nahenden Herbst, auf dessen Palette er an Farben das bleiche Gelb der Stoppelfelder, das in allen Abtönungen leuchtende Rot erdender Blätter, das graue Gemisch feuchter Nebel und das wunderbare bunte Colorit sich entfärbender Haine erblickt. In der That, unter allen Jahreszeiten trägt keine eine so ausgeprägte Maler-Physiognomie nicht nur, sondern vertritt auch zugleich so echtes Künstlerblut, wie unser nordischer, so häufig mit Unrecht verschrieener Herbst. Es ist eine wahrhaftige Kunstausstellung, die er im weiten Saale der Natur veranstaltet, und jeder, der Augen hat, zu sehen, ist ihm als Besucher willkommen. Ihm so bereitwilliger oder leister wir seiner Einladung Folge, als er nichts von jenem berichtigten Künstlerstolze besitzt: mögen die Besucher über einzelne der von ihm zur Schau gestellten Gemälde die Nase rümpfen oder abfällig kritisch mit der Achsel zucken, weil sie Farbengebung, Scenerie, Staffage u. a. m. nicht ganz dem Sinne unserer „Modernisten“ gemäß finden — liebenswürdig und bescheiden und im stolzen Bewußtsein seiner echten Künstlerwürde hält er sich im Hintergrunde, ohne etwas zu erwidern, und läßt die Vorkämpfer und Befürworter rätsonnieren, solange sie mögen, weil er weiß, daß es doch keiner besser machen kann als er. Und endlich lautet bei ihm die Parole: Eintritt unentgeltlich! Ist das nicht herrlich? Woju also für Gemäldeausstellungen das so sauer verdiente Geld hinauswerfen, da wir hier bei unserem Künstler den gleichen, vielleicht gar einen höheren Genuß „gratis“ haben können? Also wohlhan, frohen Mutes einzutreten in den Ausstellungs-palast des Malers Herbst!

Ein Vorjaal ist es, in dem der lebenswürdige Künstler uns empfängt, ein nicht zu umfangreiches Gärtchen, auf der einen Seite von einer hohen, altersgrünen Mauer umgeben, während nach den übrigen Seiten, die teils von Holz, teils lebendigem Zaun eingefast sind, der Blick frei in die nächste Umgebung hinweisen kann. Welch unvergleichlicher Farbenkünstler vor allem doch unser Maler ist! Präsentirt uns da gleich am Eingange ein mit Spätöstern und Leuloyen besetztes, in Kofettenform gehaltenes Beet, das in seiner blendenden Farbenpracht gradezu berückend wirkt! Und wie kunstvoll, wie genial die Farbzusammenstellung! Ein Farbenmeer rauscht uns hier entgegen, sanft und wirrend und doch zugleich beruhigend in seiner Harmonie, die verkörperte Einheit in der Mannigfaltigkeit, die ruhige Bestimmtheit im bunten Wechsel!

Darin zeigt sich allein der wahre, gottbegnadete Künstler, daß er selbst widerstrebende Punkte zur höhern, harmonischen Einheit zu vereinen, die Dissonanzen in die volltönendsten Harmonieen aufzulösen weiß. So hier! Blau, gelb, weiß, grün, violett, lila, rosa — die scheinbar widersprechendsten Farben zum wohlthuendsten Gesamtbilde vereinigt!

Daß unser Maler auch nach strengen Schulregeln, nach den Gesetzen des Maßes und den Anforderungen des verfeinerten Geschmacks zu verfahren weiß, das beweist das angrenzende, in Wappenform gehaltene Teppichbeet, das in blauen Vobellen sein Monogramm, ein gekröntes H, zeigt. Arabesken umrahmen das niedliche Genrebildchen, das unzweifelhaft jedem vornehmen Salon zur Zierde gereichen würde. Denn da liebt man bekanntlich das Bildliche, Allegorische, und das lichte Blau spricht eine gar bedeutsame Sprache. Auch jene mehr in die Ecke gedrängte Gruppe von buntfarbigem Dahlien und Cannas verrät unzweifelhaft künstlerischen Geschmak: diese feinen, hochragenden Kinder Flora's in ihren prunkenden Gewändern wollen offenbar etwas Partes sein, daher hat sie der Künstler abseits gruppiert, wo sie nun, vornehm, wie sie sind, in ihrer eigenartigen Schönheit sich von Liebhabern bewundern lassen mögen. Mein Geschmak freilich sind derartige steifnackige Gesellen mit ihrem Hoffahrsdübel nicht:

man stellt das Gemälde im Salon auf und gönnt ihm seine Verehrer. Weit mehr gefällt mir das prächtige Bild, mit dem der erfindungsreiche Maler die verfallene Mauer dort zur Rechten geschmückt hat. Der wilde Wein, der dieselbe überwuchert, ist in das prächtigste Rot gekleidet, aus dem hie und da schwarze Beeren hervorlugen, ein wahres Kabinetsstück, das die Verse Schillers bewahrheitet:

„Das Alte fällt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.“

Wie? höre ich meine Leser kopschüttelnd fragen. Neues Leben? Und doch erweckt solch purpurfarbiges Gewand unwillkürlich die Vorstellung vom frischen, in der Vollkraft der Jugend stehenden Leben! Das war auch unseres Künstlers Meinung; daher schmückte er den abgeblühten Rosenstrauch zur Seite mit zahllosen roten Hagebutten, und Rot ist die Farbe des Lebens! Unser Künstler will offenbar die abgedroschene Legende vom Welken und Sterben zerstreuen, das sich in seinen Schöpfungen ausdrücken soll, und ist sichtlich bemüht, denselben den Stempel des lachenden, blühenden Lebens aufzudrücken. Zu unsern Hauptern lachen rotbäckige Kespel aus dunklem Laube herab, und saftige Pflaumen, von zartem, blauem Wachstreu umhüllt, laden verführerisch zum Genuße.

Allein wir dürfen uns auch solchen Genrebildchen, so reizend sie an sich sind, kein Urteil über unseres Malers Fähigkeiten bilden. Das sind gewissermaßen nur Vorstudien, die er im Wartezimmer ausgeübt hat. Darum hinein in sein eigentliches Atelier, hinaus auf Feld und Flur, im Wald und Rain! Wie ganz anders muten uns die Gemälde an, die hier vor unsere Augen treten! Vor allem fällt uns auf, daß der Maler sich offenbar hier die edelsten Künstler des frühern Mittelalters zu Vorbildern nahm, welche ihre Heiligen u. a. Gemälde auf Goldgrund malten. In alten Kirchen u. a. erregen dieselben noch heute die Bewunderung aller wahren Kunstkenner. Ebenso Maler Herbst.

Wir staunen, sobald wir hinausgetreten sind in die weiten Räume: Gold, nichts als lauterer, reines Gold als Hintergrund dieser entzückenden Gemälde! Golden klar der lichte Himmel über uns, golden klar die reine durchsichtige Luft um uns her! Fürwahr, der Dichter hat recht: es scheint, als habe Maler Herbst seinen jüngern, im übrigen ja gar nicht zu verachten und Kollegen und Rivalen, Herrn Lenz, in edlem Künstlerwettkreite bejegen wollen:

„Das Grün des Frühlings mühte
Sich um vergeb'nen Mühen,
Ganz aufzugeben in Wäde,
In Gold und Purpurflüh . . .“

Was nicht dem Lenz gelungen
Am grünen Lebensstrauch,
Das hat der Herbst errungen
Mit seinem Todeshauch:

Nicht ein'le Purpurdolben,
Nicht gold'ne Sternlein matt:
Die ganze Welt ist golden
Und Purpur jedes Blatt . . .“

Und auf diesen Goldgrund malt er mit genialer Hand die entzückendsten Vorwürfe: da die abgemähte Weide mit den verführerisch anziehenden, violetten Kleeblättern der gefährlichen Herbstzeitlose, an denen eine Herde Kühe, gleich als ahne sie das tödliche Gift, achtlos vorbeizieht; . . . dort weiterhin jenseits des murmelnden Bächleins eine Allee mit Vogelbeerbäumen, die im Schmucke ihrer ziegelroten Früchte den gedeherten Sängern Labfal und Stärkung für die kurze Winterzeit verheißt . . . Aber das herrlichste ist das alles noch nicht! Wollen wir das Kabinetsstück unseres Künstlers bewundern, so müssen wir in sein eigentliches Heiligthum eintreten, den Laubwald oder den gemächten Wald. Wunderbar und ergreifend! Zu unsern Füßen ein goldener Teppich, bald heller, bald dunkler leuchtend und von den spärlichen Strahlen der untergehenden Sonne magisch verklärt. Der Spitzahorn ist eben erst im Begriffe, sein

hellgrünes Kleid mit einem ernsteren, braunen zu vertauschen, während die Bude bereits in rotgelbem Gewande prangt und die Birke sich ganz in leichtes Gold gekleidet hat. Nur die zähe, knorrige Eiche hält trotzig ihr grünes Sommerkleid noch fest, aus Eifersucht wahrscheinlich gegen die hier und da auftauchenden Nadelbäume, die dem ungemein lichten Bilde eine ernste Färbung verleihen. Ja, licht, heiter, sonnig ist der Eindruck dieses Gemäldes, zumal wenn die Strahlen des scheidenden Tagesgestirns es vergolden, und heben wir unsere Blicke empor, so glauben wir in einen lichtgoldenen Himmel zu versinken. Staunend fragen wir den Künstler, wozu all diese Lichte, zauberhafte Pracht jetzt, da die Welt sich auf ihren Todesschlaf vorbereitet? Die Antwort, die er uns gibt, ist einleuchtend:

Licht und golden glänzt der Himmel,
Wenn die Welt zur Ruhe geht,
Wenn der Wälder Raubgewölbe
Hell in gold'nem Glanze steht:
Licht und golden sei dein Innres,
Wenn dein Lebenstag sich neigt
Und dein Geist, dem Staub entflohen,
Auf zur lichten Heimat steigt!

Darum stimmen wir gewiß auch dem Dichter bei, welcher spricht:

Schönste Zeit im ganzen Jahre,
Tage vor dem ersten Schnee,
Wolkenlose, sonnenklare,
Euch gebührt des Preises Höß!

Iwar an Blumen müßt ihr darben,
Täglich kalter Nächte Raub,
Doch es malt mit bunten Farben
Herbst das buntgestirnte Laub.

Purpur glänzt die Hagedutte,
Und in süßem m Seren
Tränkt in die vereinte Bütte
Wälglich rot der süße Wein . . .

Da haben wir's! Nicht nur, daß uns Maler Herbst in uneigennützigster Weise den Besuch seiner Sammlung gestattet, nein, nachdem wir uns am Umblick derselben geweidet, klopft er uns vertraulich auf die Schulter, gleich als wollte er sagen: „Wie wär's, Freunden, mit einem Schöppchen Weißer oder Roten?“ Wir sind natürlich keine Unmenschen und wissen einen guten Tropfen wohl zu würdigen. Wir folgen also dem lebenswürdigen Künstler in sein Privatabinett, dahin, wo die Blüten lustig knallen und Winger und Wingerinnen noch vollbrachtene Tagewerte sich lustig im Tanze drehen. Da, beim Gläschen, vertraut uns Maler Herbst auch süßes Geheimnis an, denn ein echter Künstler ist ohne solches undenkbar. Aber das Geheimnis seiner edeln Kunst verschweigt er uns. Und das ist lobenswert. Nur zweierlei ward uns bald klar: die herrliche Gotteswelt ist das unübertrefflichste Kunstwerk und der Herbst ein echter Künstler von Gottes Gnaden!

Winks über das Einwintern der Bienen

Von A. Kräger.

Wie das Wirtschaftsjahr des Landwirts so schließt auch das Wirtschaftsjahr des Bienenzüchters im Herbst mit der Einwinterung ab, welche nach dem Schluß der Herbsttracht erfolgen muß. Wie die ganze Natur, so tritt auch das Bienenvolk im Oktober allmählich in den Ruhezustand ein, in welchem es bis zum nächsten Frühjahr verharrt. Diese Periode des Bienenzüchters nennt man die Ueberwinterung der Bienen, welche von berühmten Bienenzüchtern als das Meisterstück der gesamten Bienenzucht bezeichnet wird. Da hauptsächlich von der Ueberwinterung die Erfolge und Erträge des nächsten Jahres abhängen, so seien im Folgenden einige Winks über die naturgemäße Einwinterung der Bienen gegeben.

Bei der im September vorgenommenen Herbstrevision muß sich der Züchter von dem vorhandenen Honigvorrat, der Volksstärke, der Beschaffenheit der Königin und der Be-

schaffenheit des Hauses überzeugt haben. Honigarme Völker sind eingefüttert, schwache bereinigt, Weiserlose geheilt und schlechter Honig (Drohnenbau) ist durch guten ersetzt worden.

Wenn uns ein Blick auf das Thermometer von der Wärmeabnahme überzeugt, und stürmische Regentage den nahenden rauhen Winter verkünden, muß auch der Züchter bedacht sein, die sommerliche Wohnung seiner empfindlichen Zinnen durch eine warme Verpackung u. a. vor schädlicher Kälte, Zugluft und Regen zu schützen.

Die wenigste Arbeit erfordert das Einwintern in einem frostfreien Lokal, z. B. Kammern, Böden und Kellern. Dasselbe muß dunkel und trocken sein, sich nicht höher als 2-3 Grad erwärmen und den Bienen einen ruhigen Winterstich gewähren. Die Fluglöcher bleiben offen und werden nur mit einem Drahtgitter versehen, um den Mäusen das Eindringen zu verwehren. Die Bienen verbrauchen hier das wenigste Winterfutter. Während sie auf dem Sommerstande etwa 16 bis 20 Pfund verzehren, verbraucht ein gleich starkes Volk im Lokal nur 7 bis 8 Pfund. Die Stöcke werden dann in's Winterlokal gebracht, wenn man keinen Ausflug mehr erwartet.

Eine andere Art der Einwinterung, das Bergraben, hat insofern Vorzüge, als hierbei die Temperatur stets gleichmäßig ist und die Bienen allen Einflüssen und Wechseln der Witterung entzogen sind. Das Bergraben geschieht nicht in sondern über der Erde, da sonst die Nässe so sehr schaden könnte. Aus demselben Grunde müssen auch die Stöcke auf einer Unterlage stehen. Ueber die Grube kommt ein hölzernes Dach, welches mit Erde beworfen und mit Stroh belegt wird, damit die Feuchtigkeit ablaufen und nicht eindringen kann. So verpackt, wintern die Bienen mit 6-8 Pfund bis zum März. Ein Luftloch braucht die Grube nicht, da die Bienen wenig Sauerstoff verbrauchen und deshalb nicht ersticken.

Die meisten Völker werden wohl auf dem freien Stande überwintert; doch muß diesen Völkern besondere Sorgfalt zu teil werden, da sie am meisten der Kälte und den Gefahren des Winters ausgesetzt sind. Vor allem muß der Boden und stopf des Stockes warm sein; deshalb gebe man den Wänden einen mit Heu oder Häckel gefüllten Strohhalm als Unterlage. Auf den Deckel kommt ebenfalls eine dicke Heuschicht und darüber die bis auf das Unterbrett reichende dicke Strohlage, welche an der Fluglocherseite ausgehauen ist. Das untere Flugloch wird lose mit Heu verstopft um heftigen Wind abzuhalten und doch reinerer Luft den Eintritt zu gestatten. Das obere Flugloch wird verengt; beide erhalten Drahtgitter zum Schutze gegen die Mäuse.

Dieselben Vorsichtsmaßregeln werden auch bei Mobilstöcken angewendet. Die Fenster werden durch Strohmatten ersetzt. Ebenso erhält der Vortraum eine Strohdach, welche im Honigraum liegt. Sonne und heftige Winde werden durch vorgestellte Bretter abgehalten.

Sind die Bienen in vorgeschriebener Weise eingewintert, so kann der Bienenzüchter mit Ruhe den Winterjahren entgegengehen; er weiß seine lieben Zinnen gut geborgen.

Wenn die Blätter fallen . . .

Skizze von Th. S. Gall (Berlin).

I.

Die Kranke richtete sich empor. „Ich schlafe nicht Hellmuth! Es träumt sich nur so schön mit geschlossenen Augen. Oh, ich hörte Deinen Schritt, obwohl Du dir alle Mühe gabst, so leise wie nur möglich aufzutreten.“

Er reichte ihr die Hand, die sie verlangt hatte und nun mit ihren schlanken emalischimmernden Fingern umschloß.

„Was für Wetter ist heute?“
„Wunderbar schönes! Ein Spätsommertag, wie Du ihn dir nicht herrlicher denken kannst!“
„Darf ich Dich bitten, daß Du die Fenster öffnest!“ Dr. Agelius sagte ja, die Luft könne mir nicht schaden.

Er willfahrte ihrem Wunsch.
Ein Schnell goldenes Licht, untermischt mit jenem wärzigen Odem, wie ihn nur die Natur ausströmt — nur sie allein — flutete in das Zimmer.

Gestützt auf den Arm des Gatten, der sich liebevoll um sie bemühte, ließ die Kranke den Blick in's Freie schweifen.

„Wie herrlich muß es draußen sein,“ sagte sie mit trauriger Stimme. . . . „Wirklich, dort blühen sogar noch Rosen! . . . Von sämtlichen Jahreszeiten ist doch wohl der Spätsommer die schönste. . . . Alles strömt von Gesundheit, Kraft und Leben. . . . Aber wenn erst die Blätter fallen —“

Ein Kräfteln schien über den zarten Körper zu haften.

Hellmuth neigte sich herab auf die Stirn der Gattin und presste die Lippen zu innigem Kusse auf die feingeaderte, marmorweiße Fläche.

„Sprich nicht so, Kellie! . . . So traurige Worte machen mir das Herz brechen! . . . Glaube mir: Du erholt dich von Tag zu Tag, und grade heute siehst Du wohlter aus als jemals! . . . Wenn Du meinen Worten nicht traust — dort kommt Dr. Agelius, der dir jedenfalls dasselbe sagen wird. . . . Ach höre, wie sein Cab eben vor die Rampe fährt.“

II.

Der Arzt ließ sich auf den Sessel nieder, den ihm Hellmuth Griffin zugehoben.

„So, jetzt sind wir allein! Fernab von dem Zimmer, wo meine arme, schöne Kellie ihre Leidensstätte hat! Ich bitte dich also —“

Die Thür ward geöffnet, und ein blondlockiges Kindshaupt neigte sich vor.

„Jetzt nicht, Erna,“ sagte der Gutsherr abwinkend. . . . „Wir haben noch miteinander zu sprechen. . . . Aber begrüßen kannst Du Onkel Agelius, und zugleich gib Deinem Papa einen Kuß!“

Zwei rosige Kinderpatschen legten sich um seinen Nacken, der Freund erhielt einen zierlichen Knix — dann war die Gfingestalt, die auf einige Augenblicke in das Zimmer huschte, wieder verschwunden.

Der Gutsherr beendete den vor Ernas Eintreten begonnenen Satz:

„Ich wollte dich also bitten, mir offen zu sagen, wie es um Kellie steht. . . . Früher hörte ich nur Ausflüchte, Verdrüßungen, im besten Falle allgemeine medizinische Gutachten. Du wirst zugeben, daß mir damit nicht gedient ist.“

Dr. Agelius erhob sich und trat an das Fenster.

„Nein, heute entgeht Du mir nicht. Ich kenne diese Mänöver. Damit hast Du mich oft genug vom Ziele abgebracht. Du mußt mir unbedingt reinen Wein einschenken.“

Hellmuths Stimme zitterte. Es klang wie innigstes Flehen — jenes Flehen, das niemals seinen Weg verfehlt.

„Nun wohl, da Du es durchaus wissen willst! . . . Kellie ist allerdings krank, recht krank —“

„Aber was in aller Welt fehlt ihr?“
Der Arzt zuckte die Achsel:

„Das läßt sich schwer in Worte fassen. . . . Du kennst doch die Mediansart vom Lichte, das erlöschen muß, wenn seine Lebenskraft aufgezehrt ist.“

Hellmuth vergrub das Antlitz in beide Hände. . . . „Wenn die Lebenskraft aufgezehrt ist,“ murmelte er, indem sich seine Brust krampfhaft hob und senkte.

„Hör dich, Freund,“ sagte Dr. Agelius, ihm die Rechte mit weicher Geberde auf die Schulter legend. . . . „Das braucht nicht heute zu sein, noch morgen!“

„Also wann?“

Er hatte das Antlitz wieder frei gegeben. Die Augen hingen an den Lippen des Fremdes. Das ist wieder solche Frage, mit denen Ihr Leben uns Nerzte erlöset macht. . . . Was ob wir allwissend wären! . . . Nelli's Krankheit ist derart, daß sich etwas Bestimmtes gar nicht vorauszusagen läßt. . . . Ich könnte höchstens sagen, daß das Wetter einen großen Einfluß haben wird. . . . Vielleicht: wenn die Blätter fallen —

III.

Das Herrenhaus war ein alter, ehrwürdiger Bau und darum so solid und dauerhaft aufgeführt, wie es ehemals die Sitte gebot. Die Wände waren dick, die Thüren fest. Mächtige Schlüssel von reichverschmücktem Aussehen stakten in den Bödhern. Wenn sie entfernt waren, zeigte sich eine Oeffnung, durch die man nicht allein gut sehen, sondern auch besprechen konnte, was hinter der Thür im Zimmer gesprochen wurde.

Vor einem solchen Schlüssellocke stand Klein Erna. Sie hatte sich auf die Fußspitzen erhoben, das liebliche Blondköpfchen gegen die Füllung gestemmt, damit sie nicht umfalle. Zuert blühte sie nur durch die Oeffnung. Allmählich aber schien das, was sie vernahm, ihre Aufmerksamkeit in weit höherer Grade zu fesseln. Denn die Augen irrten nur noch träumerisch in's Weite, während das Gehör, ganz beschattet von dem geringelten Blondbaar, dicht an dem Schlüssellocke, unter der mächtigen Klinke ruhte.

Schritte naheten. . . . Erna hüchtete fort, unter den Balken des Treppengeländers. Hier kauerte sie sich zusammen und wartete verhaltenen Athems, um ja nicht bemerkt zu werden.

Es war Fräulein Krakelow, die vorübergegangen.

Ernas Herzchen hämmerte. . . . Von der wollte sie am wenigsten gern hier angetroffen werden. . . . Die hatte immer an ihr etwas auszusetzen. . . . Zumal seit Mama so krank war, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte.

Die liebe, gute Mama! . . . Die ebenso schön war, wie Fräulein Krakelow hübsch — und die immer kränker wurde, während Fräulein Krakelow zu Ernas Leidwesen nicht einen einzigen Tag, so lange sie schon hier war, das Bett zu hüten brauchte.

Das Kind kann einige Augenblicke nach. Dann mühte ihr wohl ein Gedanke gekommen sein. Denn sie schneelte empor und eilte, hastig wie eine Gasselle, den Korridor entlang. Vor einer Thür machte sie Halt.

Nur einige Augenblicke freilich, um erst vorsichtig auszulagen, ob sie auch von Niemand bemerkt werde. Dann klinkte sie das Schloß auf und hüchtete hinein.

Es war Mamas Arbeitszimmer. Hier hatte Erna so oft gelesen. Wie bewundernd leuchteten ihre Augen, wenn die Mama all die schönen Figuren in den Canvas garbete.

Der Stickerinnen stand noch da, gelehnt an den kleinen Tisch von Korkfuderholz. Und darauf besand sich ein Körbchen, voll von Knäueln, die umwunden waren mit allerhand bunten Woll- und Seidenfäden.

Erna wählte eines davon, dann eilte sie hinaus.

Es war auch die höchste Zeit. Denn das kleine Ohr des Kindes vernahm bereits, wie sich Fräulein Krakelows fester Schritt dem Raume näherte.

IV.

Die beiden Männer weitten noch immer beisammen. Im Zimmer war es mäschenfüll. Hellmuth sah bitteren Auges in den Park, der mit seinem dichten Grün den Blick begrenzte. Der Doktor sah im Sessel, scheinbar gleichgültig, nur die tanzenben Ueberchen an den Schläfen bewiesen, wie die Gedanken dahinter wogten und wühlten.

Die Thür ward zur Hälfte geöffnet — das

Gesicht einer Pflegerin zeigte sich in der Oeffnung.

„Ich komme,“ versetzte Dr. Arselius. Er enteilte. . . . Einige Minuten verfloßen. . . . Er war wieder zurück.

Auf Hellmuth zutretend, sagte er mit einer Stimme, der man es anmerkte, daß sie von einem starken Willen beherrscht wurde:

„Du verlangst Oeffenheit. . . . Nun wohl: Du sollst sie haben. . . . Wir stehen vor der Krise.“

„Krisis,“ wiederholte der Gutsherr mechanisch. . . . „So muß ich auf das Schlimmste gefaßt sein?“

„Das ist deine Pflicht,“ versetzte der Arzt fest. „Ob wir gesund, ob krank sind: der Tod kann uns in jedem Augenblick fortrufen.“

„Aber Du stellst Nelli doch noch eine längere Lebensdauer in Aussicht,“ sagte Hellmuth mit vor Erregung bebender Stimme. „Du versiehst mir noch vorhin, daß sie mir wenigstens erhalten bleibt, bis die Blätter fallen —“

„Du klammerst Dich an Worte. . . . Es mag sein, daß ich diese grade im Grunde geführt habe. . . . Uebrigens wären sie auch ganz zutreffend. . . . Geh doch hinaus in den Park! Müßen denn immer erst die Herbststürme an den Bäumen rütteln? . . . Die Blätter — sie fallen auch jetzt bereits, sie fallen immer, alt und jung, groß und klein — grade wie wir Menschen!“

Damit enteilte er.

V.

Einen Augenblick verhartete Hellmuth regungslos auf seinem Plage. Dann trieb es ihn, wie wenn eine geheime Gewalt ihn führe, hinaus ins Freie.

Ohne daß er eigentlich die Absicht hatte, befand er sich im Park.

Dieser war alt wie der gesammte Herrenst. Eine Vereinigung von Natur in ihrem eigenen, ungeführten Walten mit jener eifrigen Pflege, über die nur der Geschmack, geleitet von Reichtum, zu verfügen vermag.

Kein Lüftchen regte sich. Ueber dem Weiher gankelten Lilien, und an den rothschimmernenden Ebereschen nachten junge Schwarzdrosseln, geführt von der Mutter.

„Dr. Arselius hat recht,“ murmelte der Gutsherr. „Die Vegetation ist noch keineswegs im Sterben begriffen, aber die Blätter rascheln dennoch schon hier und dort zur Erde.“

Ein Trauern überkam ihn. Er dachte an sein Weib, das drinnen mit dem Tode rang. Jedes Blatt, das sich vom Zweige löste, schien ihm Nelli's Seele zu sein, die eben der Erde entschwobte.

Blötzlich tauchte, als er in eine Seitenallee einbog, eine Kindesgestalt vor ihm auf.

Es war Erna, die ein gar seltsames Spiel trieb.

Wald eilte sie hier, bald dorthin. Zuweilen hückte sie sich und nahm etwas vom Boden auf, ein andermal hauchte sie in der Luft darnach, um sich gleich darauf an Baum und Strauch ewig zu schaffen zu machen.

Sie ward des Vaters nicht eher gewahr, bis er dicht neben ihr stand.

„Was treibst Du hier, Kind?“ fragte er erstaunt.

„Ich — ich binde das Laub wieder fest, das von den Bäumen gleitet!“

Er sah sie großen, beinahe iren Blickes an.

„Sei nicht böse, lieber Papa,“ sagte sie, sich dicht an ihn schmiegend. „Aber ich stand am Schlüssellocke, als Du vorhin mit Onkel Doktor sprachst. Da hörte ich denn, wie er sagte, die Mama müsse sterben, wenn die Blätter fallen!“

„O Du holdes Engelskind,“ rief Hellmuth, Erna an sich pressend. „Komm, bete mit deinem Papa zum lieben Gott, daß er Dir dein Mütterlein ja nicht hinwegnehme!“

VI.

Als am Morgen des nächsten Tages die Schwarzjamsel Familie wie gewöhnlich auf dem

Ebereschenbaum zum Frühstück versammelt war, sagte der Amielvater:

„Kinder, ich kann Euch frohe Nachricht bringen. Unsere Nachbarin, die Wachtel, hat sie mir vorhin im Vorbeistiegen zugerannt. Denkt Euch nur, Euer Liebling, die schöne, milde Schloßherrin hat die Krise glücklich überstanden.“

„Sie wird also wieder ganz gesund?“ fragte Samnthältschen, das eine der Kinder.

„Jedenfalls,“ meinte die Mutter.

„Ach, wie herrlich,“ sagte Krauschwänzchen, ein anderes Junges. „Dann bekommen wir wieder täglich Futter gestreut. Das alte garstige Fräulein gibt uns ohnedies nichts!“

„Seht Ihr Kinder,“ nahm die Mutter das Wort, „das hat der Himmel so gefügt. Beten hilft. Erinneret Ihr Euch noch, wie Herr Erikson gestern hier den lieben Gott so inbrünstig angefleht, er möge ihm nicht seine Frau sterben lassen.“

„Amiun,“ sagte der Schwarzjamsel Vater, der eine Art Socialdemokrat war, der Arzt hat es gethan! . . . Ich sage Euch, wenn ich einmal im Sterben liege und habe so einen Prachtstern zum Bestand, wie den Dr. Arselius, marschiere ich noch lange nicht in das Jenseits!“

Schönäuglein, das jüngste der Geschwister, hatte bisher abseits gesehen. Es war immer nachdenklich und für sich. Einmal, da es eben den ersten Ausflug gewagt, war es einem bösen Vogelsteller in das Gern geraten und beinahe erdroffelt worden. Es kam zwar mit dem Leben davon, allein die kleine Kehle hatte einen Schaden erlitten, und Schönäuglein war seitdem stumm.

Wenn es also die Gedanken zum Ausdruck bringen wollte, mußte es sich einer Zeichensprache bedienen.

Während die übrigen schnauzten und sich gankten, flog es pflichtig davon. Aber schon nach einigen Augenblicken kehrte es zurück, in seinem Schnabel einen langen Goldfaden, in den eine Reihe gelber, weißer Blätter verknötet war.

Alle wußten sofort, was Schönäuglein damit sagen wollte. . . .

Arkerlei.

* Wenn „sie“ locht. Junge Frau (vor dem neuen Herd): „Die Suppe ist so verfallen, daß sie kein Mensch essen kann; das Fleisch ist angebrannt, und das Gemüse ist mir ins Feuer gefallen. . . . und das nennt man nun einen Spazherd!“

Charade.

Auf dem grünen Rasen, Wo die Schäflein grasen, Siehst die ersten Weiden Dimalts friedlich weiden. Auf den fastigen Wiesen Dann die letzten Prießen, Gelb, rot, weiß und blau Schmücken sie die Au'. Letzte halt als Ganzen Du zugleich im Kranzen; Weib am Rand und innen Gold, Wäntlein fern und hat noch hold.

Buchstaben-Rästel.

K K K K
K R K
K K K K

Ausfüllungen der Rästel aus voriger Nummer:
Buchstaben-Rästel: Straußfeder.
Charade: Gradual.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Bliskwoch, 25. Oktober. Crispinus, Raphael, Erzengel.
Donnerslag, 26. Oktober. Chryfant und Daria, Martyrer.

Freitag, 27. Oktober. Sabina, Jungfrau.
Samstag, 28. Oktober. Simon u. Juda, Apostel.

St. Lambertus: Beginn der 9 Sonntage zur Vorbereitung auf das h. Weihnachtstfest. Morgens 9 Uhr Segenmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck des „Düsseldorfer Volksblatt“, G. m. b. H.,
 beide in Düsseldorf.
 Verlag von Johann Spilbeck in Wegberg.

Gratis-Beilage zu den „Neuen Grenzboten“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dreihundwanziger Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 9, 18-27. „In jener Zeit, da Jesus zu den Juden redete, ließ er ein Vorkteher (der Synagoge) herzu, betete ihn an und sprach: Herr, meine Tochter ist jetzt gestorben: aber komm' und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben.“ „Und Jesus stand auf, und folgte ihm sammt seinen Jüngern.“ „Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre lang am Blutflusse litt, trat von rückwärts hinzu, und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich selbst: Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund.“ „Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: Tochter, sei getrost! dein Glaube hat dir geholfen. Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an.“ „Und als Jesus in des Vorktehers Haus kam, und die Flötenspieler und das lärmende Volk sah, sprach er: Wehete, denn das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft. Da verlachten sie ihn.“ „Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein, und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf, und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.“

Der Apostelfürst Petrus.
 IV.

Nach der Annahme einiger Kirchenbücher war die Frau, welche, nach dem heutigen Evangelium, die Hilfe des Herrn in Anspruch nahm, eine Heidin. In ihrer Bescheidenheit und Demut wagte sie es nicht, den Heiland offen um ihre Heilung zu bitten; sie hofft vielmehr, unbemerkt im Gedränge des Volkes sich dem Herrn zu nähern und durch Berührung Seines Kleides geheilt zu werden. — Ein lebendiger Glaube und ein rührendes Vertrauen zeichnen diese Frau aus; sie hatte vom Heilande gehört, sie sah und hörte ihn, glaubte und, von selbigem Vertrauen gehoben, sprach sie: „Wenn ich nur Sein Kleid berühre, ist mir geholfen!“

Der Herr in Seiner Unwissenheit aber kennt genau ihre Not wie ihre bewundernswürdige Gehinnung und ihr geheimes Begnauen: so kommt Er denn in Seiner Güte ihrer Not entgegen, indem Er die Bescheidenheit und natürliche Scheu dieser armen Frau gnädig berücksichtigt. — Seine Allmacht wirkt das heilende Wunder in dem Augenblicke der Berührung Seines Gewandes. Es ist das erste Mal, lieber Leser, daß der Heiland in dieser Weise (vermittels äußerer Dinge) ein Wunder wirkt. — Das Evangelium berichtet aber noch ein zweites Wunder des Herrn, ja, wegen seiner Natur eines der wichtigsten Wunder, da es eine Todtenerweckung ist und die unumschränkte Herrschaft Jesu über das Leben der diesseitigen und jenseitigen Welt beweist: auf Sein allmächtiges Wort kehrt der Geist der Verstorbenen zurück. — Die Familie des Synagogenvorktehers Jairus, eines bekannten und einflußreichen Mannes, war anscheinend ziemlich kalt und weltlich gesinnt: man veracht den Herrn im Hause, und von besonderer Dankbarkeit der Eltern ist auch weiter keine Rede; vielleicht wollte der Synagogen-

vorkteher mit den einflußreichen Pharisäern es nicht verderben. — Der Heiland scheint eine zarte Rücksicht auf den Jairus zu nehmen. Er läßt das Volk nicht in's Haus hinein, nicht einmal alle Apostel nimmt Er mit; ja, Er scheint die große Wohlthat, die Er zu erweisen im Begriffe ist, herabdrücken zu wollen, indem Er sagt, das Mägdlein schlafe nur. Freilich ruft er dadurch den entscheidenden Widerspruch der Volksmenge hervor, und gerade darin liegt ein Beweis von dem wirklichen Tode des Mägdleins und zugleich eine Ankündigung des Wunders. Wiederholt bedient der Herr sich dieses Ausdrucks vom Tode, besonders bei denen, die Er eben aufwecken wollte (Joh. 11, 11), und überhaupt, um anzudeuten, daß der Tod — namentlich der gute — bloß ein Schlaf und nicht ein Sterben zum Nicht-Wiederleben sei. In Gegenwart Seiner drei Hauptjünger ergreift Er die Hand des Mägdleins und spricht: „Mägdlein, stehe auf!“ (Mark. 5, 41) zum Beweise, daß durch Seine Wunderkraft die That geschehe. Und wie die Evangelisten Markus und Lukas hinzufügen, läßt Er dem erweckten Kinde zu essen geben, um die Wahrheit und Wirklichkeit der Auferweckung zu bestätigen. Die Kunde von diesem Wunder aber verbreitete sich in der ganzen Gegend, um allerwärts Stunen und Verwunderung hervorzurufen. —

Nun nehmen wir, lieber Leser, den Bericht der Apostelgeschichte wieder auf, die uns zuletzt von dem heidnischen Hauptmanne Cornelius erzählt hatte. Der Heiland hatte einst zu den Aposteln bei ihrer ersten Aussendung gesagt: „Den Weg der Heiden betretet nicht!“ (Matth. 10, 5.) Dieses Verbot war noch nicht zurückgenommen; aber im Stillen hatte sich nun in Cäsarea etwas ereignet, was mit diesem Verbote nicht bestehen konnte: Petrus sollte zu dem Heiden Cornelius in's Haus kommen und daselbst



Kirchenkalender.

Sonntag, 29. Oktober. 23. Sonntag nach Pfingsten. Narcissus, Bischof und Martyrer. Evangelium Matthäus 9, 18-26. Epistel Philippus 3, 17-21 und 4, 1-3. St. Martin: Morgens 7, 8 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion und nachmittags 1/4 Andacht u. Ansprache für die marianische Jungfrauen-Kongregation. St. Anna: Nachmittags 6 Uhr, Vortrag u. Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation. Jesulinen-Kloster: Gemeinschaftl. h. Kommunion der Eucharistie-Kongregation. Vortrag für den Marienverein.

Montag, 30. Oktober. Rothburga, Magd. Botener Fasttag.

Dienstag, 31. Oktober. Wolfgang, Bischof. Botener Fasttag.

Mittwoch, 1. November. Fest Allerheiligen. Botener Feiertag. Evangelium Matthäus 5, 1-12. Epistel Heilige Offenbarung 7, 2-12. St. Lambertus: 9 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 2 Uhr be günstiger Bitterung Prozession zum Kirchhofe. Maria Himmelfahrt: Abends 7 Uhr Andacht zum Troste der Verstorbenen mit Predigt. St. Martin: 3 Uhr fest-Beiser mit Totenwespel, darnach be günstiger Bitterung Prozession nach dem Friedhofe, daselbst Andacht u. Predigt. Franziskaner-Klosterkirche: Gottesdienst wie Sonntag, nur ist 1/8 Uhr stille hl. Messe. Die hl. Messe für die Schüler des Realgymnasiums beginnt von jetzt an um 8 1/2 Uhr, das Hochamt um 9 1/2 Uhr.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

das Evangelium verkündigen, und die Männer, die ihn dazu einladen sollten, waren auf dem Wege nach Joppe und näherten sich bereits der Stadt. Wird Petrus ihren Bitten Gehör geben? Wird er mit ihnen nach Caesarea reisen, da die, den Juden fast zur zweiten Natur gewordene, Scheu vor dem Umgange mit Heiden und außerdem das Verbot Seines Meisters im Wege steht? — In der That, die Abgesandten des Cornelius werden entweder eine Fehlbite thun, oder jenes doppelte Bedenken muß durch eine Belehrung von Oben gehoben werden. Das Letztere geschieht, und wir erhalten wieder die Lehre (sagt der hl. Chrysostomus), „wie der Herr die passendsten Momente mit einander verknüpft, indem Er dies weder früher noch später geschähe.“ Die drei Männer nämlich, die Cornelius an den Apostel gesandt hatte, konnten an dem Abend desselben Tages Joppe nicht mehr erreichen; sie betraten vielmehr erst gegen Mittag die Stadt. Eben um diese Stunde, welche fromme Israeliten dem Gebete zu weihen pflegten, befragte Petrus das flache Hausdach, um ungehört sein Gebet zu verrichten. Gegen das Ende der Gebetsstunde fühlte er das Bedürfnis, Speise zu sich zu nehmen. Während nun die Mahlzeit für ihn bereitet wurde, „überfiel ihn eine Verzückung“, d. h. er geriet plötzlich in einen Zustand, in welchem die Seele, so zu sagen, dem Leibe entrückt wurde, und er etwas vom Himmel sich herabsehen sah wie ein großes Leinwand mit allerlei Gezier. Dreimal wurde er durch eine geheimnisvolle Stimme angefordert, davon zu essen; als er sich weigerte (mit Rücksicht auf die Vorschriften des Gesetzes), ward das Tuch wieder hinaufgezogen.

Durch das Geheiß Moses' waren gewisse Speisen als „unrein“ streng verboten. Durch diese Speisegesetze, die besonders seit der Rückkehr aus der Babylonischen Gefangenschaft mit ängstlicher Sorgfalt beobachtet wurden, sollte namentlich jeder vertrauliche Umgang mit den Heiden, und damit auch die Gefahr der Verführung zur Abgötterei, beseitigt werden. Allein der Ökonomie hatte zur Zeit Jesu und schon früher nicht nur bei den Juden allen Reiz verloren, sondern war auch bei besser denkenden Heiden bereits in Verachtung gekommen. Neue Vision sollte daher betonen: jezt gerade sei die Zeit gekommen, um die trennende Scheidewand zwischen Juden und Heiden zu beseitigen und beide Teile in der Kirche Jesu zu vereinen. Die Bestimmtheit des göttlichen Rathschlusses aber wurde durch die dreimalige Wiederholung angedeutet. Der Apostel sollte über die Bedeutung der Vision nicht lange in Ungewissheit bleiben, denn die Apostelgeschichte berichtet weiter:

„Während nun Petrus über das (wunderbare) Gesicht nachdachte, sprach der Geist (Gottes) zu ihm: Stehe, drei Männer suchen dich! Darum steh auf, geh hinab und zieh ohne Bedenken mit ihnen, denn Ich habe sie gesandt! — Da ging Petrus hinab zu den Männern und sprach: Stehe, ich bin der, den ihr sucht. Aus welcher Ursache seid ihr gekommen? — Sie antworteten: Der Hauptmann Cornelius, ein gerechter und gottesfürchtiger Mann, der dieses Zeugnis hat von dem ganzen Volke der Juden, hat durch einen heiligen Engel die Weisung erhalten, dich rufen zu lassen in sein Haus und dein Wort zu hören. — Da führte er (Petrus) sie herein und nahm sie bei sich auf. Am folgenden Tage aber machte er sich auf und ging mit ihnen, und einige der Brüder aus Joppe begleiteten ihn. Des anderen (zweiten) Tages ging er ein in Caesarea. — Cornelius erwartete sie und hatte zu sich herufen seine Verwandten und seine vertrauten Freunde. Da nun Petrus hineinging, kam ihm Cornelius entgegen, fiel ihm zu Füßen und betete an (er verehrte in ihm ein himmlisches Wesen, da er durch eine himmlische Erscheinung an ihn gewiesen worden war). Petrus aber richtete ihn auf und sprach:

Stehe auf! auch ich bin ein Mensch! — Und mit ihm redend ging er hinein und fand viele versammelt. Und er sprach zu ihnen: Ihr wiisset, daß es einem jüdischen Mann nicht erlaubt ist, Umgang zu pflegen mit einem Fremdlinge oder sich zu ihm zu begeben; aber Gott hat mich belehrt, von keinem Menschen zu sagen, daß er gemein oder unrein sei. Darum bin ich ohne Bedenken hergekommen, als ich gerufen ward.“ (Apostelgesch. 10, 19—29.)

Welch' eine Scene, lieber Leser! Ein Hauptmann der stolzen Legionen Roms zu den Füßen eines Galiläischen Fischers! Wenn wir aber bedenken, daß dem gottesfürchtigen Kriegsmanne ein himmlischer Bote erschienen war mit dem göttlichen Auftrage, sich an Petrus zu wenden, so finden wir die Huldigung, die er, nach der Sitte des Landes, dem Gottesgesandten erweist, vollkommen begreiflich. Dieser hochherzigen Selbstverleugnung entspricht andererseits das demüthige Verhalten des Apostels, — beide Männer sind demüthig, jeder in seiner Art; beide sind Lieblinge Gottes, die auf wunderbare Art zusammengeführt werden. S.

Der Wildentenfang auf den nordfrisischen Inseln.

Eine Studie über Land und Leute.
Von Wilhelm Bänkli (Elberfeld).

Alljährlich, wenn die heißen Tage einer milderen Witterung Platz machen, wenn das fallende Laub das Herannahen des Herbstes verkündet, preisen Wildhändler von den fernsten Ost- und Nordseeküsten in den Tagesblättern der sorglichen Hausfrau angeblich schmachtende Braten in Gestalt von Wildenten an. Soweit aber unsere Erfahrungen reichen, entschließen sich die Hausfrauen des Westens und des Südens nur selten, einen „Graubogel“, den Vorläufer der tuschperigen Martins- oder Weihnachtsgans auf die Tafel zu bringen, da nach landläufiger Ansicht das Fleisch der Wildenten ungefähr so schmecken soll, wie dasjenige eines aus dem hohen Norden stammenden alten Seehundes. Wenn auch nicht zu leugnen ist, daß vielleicht manch alter, in den Handel gebrachter Entenich aus der Familie der „Kritenten“ den guten Ruf, der sonst dem Entengeschlecht voraus geht, gefährdet hat, so darf doch ohne Einschränkung behauptet werden, daß das Fleisch der „Weiß- oder Spiehkenten“, welche hauptsächlich auf den nordfrisischen Inseln gefangen werden, äußerst zart und wohlschmeckend ist. Für die Kurgäste von Wittbün-Amrum, von Wyl und Sylt ist es immer ein Festtag, wenn der erste Wildentenbraten den Mittagstisch ziert. Wir zweifeln nicht, daß manche Hausfrau, wenn sie in den nachfolgenden Zeilen näheres über die Wildente liest, dem verschätzten „Graubogel“ eine erhöhte Teilnahme schenken wird.

Unternimmt der Beobachter auf einer der zahlreichen von den wilden Fluthen der brausenden Nordsee bedrohten kleinen Welten gegen Ende August einen Spaziergang durch das Binnenland der Insel, traumversunken beim Streifen durch die blühende Halde nicht auf Weg und Steg achtend, so erstaunt er nicht wenig, wenn in dieser Weltabgeschiedenheit sein Schritt plötzlich durch eine Tafel gehemmt wird, welche die für diese Gegend immerhin seltsame Inschrift trägt: „Halt, nichts weiter!“ Vergänglich sucht er des Räthfels Lösung. Suchend irt sein Blick umher, um auf einem größeren Gehölz haften zu bleiben, aus dem eine niedrige Hütte hervorragt. Ihr Strohdach verrät, daß im Innern weder Pulver noch Dynamit lagern. Um den fast mannhohen Wall, der das Gebäude von der Halde abschließt, zieht sich ein tiefer Graben, der an der Seite nach dem Binnenlande zu überbrückt ist. Wagen wir trotz der Sperre den Hain zu betreten und sagen dem herbei-

eilenden barfüßigen Friesen, wir möchten uns die „Bogelsoje“ ansehen, — denn vor einer solchen stehen wir — so wird uns, wie schon vielen Besuchern vor uns die Antwort, der Besuch müsse jezt unbedingt aufhören, der Fang beginne und die Lockenten bedürften der Ruhe. Doch das in Aussicht stehende Trinkgeld macht unseren Friesen zum willigen Führer. Inmitten des Gehölzes, das aus niedrigen Weiden, Erlen, Eschen u. s. w. besteht, liegt ein großer Süßwasserteich, der sein Wasser mittels Zuleitung aus den Dünen erhält, die sich in einer Entfernung von 10 Minuten erheben. Die sandigen, steilen Ufer des klaren Wassers sind durch eine Einfassung von starken Bohlen vor dem Einsturz gesichert. Schilfwände sind ringsum so aufgestellt, daß ein Mann den Teich umschreiten kann, ohne vom Wasserspiegel aus gesehen zu werden. Von dem Teiche aus laufen lange, trichterförmige Kanäle nach den vier Himmelsrichtungen. Sie sind auch dicht mit Bewüchsen umstanden und mit Netzen überspannt. Das Ende dieser Trichter läuft in eine Art Rufe aus, die größte Ähnlichkeit mit einem Aalforbe hat. Zu beiden Seiten der Wasserarme sind Schilf- und Bretterwände conlisenartig aufgestellt.

Auf dem großen Wasserspiegel treiben etwa fünfzig Lockenten ihr munteres Spiel. Den Sommer hindurch werden sie reichlich mit Futter versorgt. Ende August und in den ersten Septembertagen erscheinen die ersten großen Hülge der nordischen Wildenten, südlicheren Landstrichen zuweilen. Die nordischen Inseln mit ihren Wäts, die bei der Ebbe große Deute in Aussicht stellen, sind den Enten willkommenen Ruheplätze. Strecken nun die ausschließlich mit dem Winde fliegenden Enten — woraus sich die Anordnung der vier Wasserarme erklärt — über die Bogelsoje hin, so lassen die Lockvögel ihren Ruf ertönen, und bald bevölkert sich der Teich mit den Graubogeln, die gierig das lang ersehnte Süßwasser schlürfen. Der verdeckt stehende Bogelfänger kreuzt nun den in den letzten Wochen vor dem Fang auf schmale Rationen gesetzten Lockenten Futter hin, die eiligt der Futterstelle an der Mündung des Kanals zurückswimmen. Als williges Gefolge feuern die Wildenten ahnungslos in den Kanal hinein. Um den mit einem äußerst scharfen Geruch begabten Enten seine Anwesenheit nicht zu verraten, hat der Wächter stark schwellenden Torf angezündet. Haben die Enten den Eingang zum Kanal passiert, dann tritt der Bogelfänger aus der ersten Kullisse heraus, und die schienen Wildlinge eilen tiefer in den Trichter hinein, dem Verderben entgegen. Von dem von Kullisse zu Kullisse fortschreitenden Massenfänger werden sie dann zuletzt in die Netze getrieben. Die Lockenten treten ohne Furcht früh gegen den Rückzug an, um bald nachher wieder eine neue Vetternschaft ins Garn zu locken. Gerät auch einmal eine solche Gefällin des Bogelfängers in die Gefangenschaft, so schützen sie die gestuhten Flügel vor der Gefahr, für eine Wildente gehalten und getödtet zu werden.

Da an einem Tage oft mehr als 200 Enten gefangen werden, so ist das Geschäft ein äußerst einträgliches. Allerdings erfordert die Anlage einer Bogelsoje ein für die Inselbewohner immerhin erhebliches Kapital. Auch kommt es vor, daß sich eine Bogelsoje nach ihrer Fertigstellung aus noch nicht aufgeklärten Gründen für den Fang als unbrauchbar erweist. (Wahrscheinlich ist eine falsche Lage der Kufe zu den Dünenbetten die Ursache.) So mußte eine vor etlichen Jahren auf der Insel Amrum, — dem hauptsächlichsten Fangort der Enten — erbaute Kufe aufgegeben werden, während eine vor 26 Jahren angelegte in jeder Fangzeit zwischen 15 und 18 000 Enten liefert. Diese Kufe wurde von 80 Familien, deren jede etwa 100 Mark beisteuerte, gemeinschaftlich erbaut. Durch Erbteilung und den Verkauf von Anteilsscheinen ist die Zahl der Mittheilhaber im Laufe der Jahre gestiegen. Wie gewinnbringend der Enten-

fang ist, erhellt daraus, daß ein Anteilsschein im Werte von 100 Mark jetzt gern mit 13 000, ja 14 000 Mark bezahlt wird. Von großem Gemeinfinn der friesischen Bevölkerung zeugt die Bestimmung der bei der Gründung festgelegten Satzungen, nach der nur ein Anrunder einen Anteilsschein erwerben oder Mitbesitzer werden kann.

Allabendlich, wenn die bleichen Rebel die braune Haide umhüllen, wird die Beute aus der Kojze abgeholt und unter zehn Mitbesitzer verteilt. Am folgenden Abend bekommen wieder zehn Teilhaber den Ertrag, und die Verteilung geht so weiter, bis nach acht Tagen wieder die ersten zehn „Empfangsabend“ haben. Jeder sucht seinen Anteil an der Beute möglichst vorteilhaft zu Wende zu machen, wozu reichlich Gelegenheit geboten ist. Geschäftsleute auf der Insel kaufen die Grandvögel auf, um sie wieder in großen Partien an die Wildhändler in Hamburg und anderen Städten abzugeben.

Mittels Postpaket werden die Enten durch ganz Deutschland verschickt. Badegäste, die sich einmal an schmackhaften Entenbraten im herrlichen Wittidun-Anrumer, Sylt oder Wylg gültig thaten, lassen sich Wildenten in die Heimat senden.

Nach Schluß der Fangzeit, die zwei bis drei Monate dauert, erfolgt die allgemeine Abrechnung. Hierbei wird der erzielte Durchschnittspreis und die Zahl der Enten festgestellt, die jedem der achtzig Teilnehmer zusteht. Uebervorteilung und andere Unredlichkeiten sind bei dem biederen Charakter des Friesenvolkes, das Niemand und Schlichter fast nur dem Namen nach kennt, selbstverständlich ausgeschlossen.

Vor zwei Jahren hat eine besondere, neu gegründete Genossenschaft begonnen, einen Teil der Enten zu braten und in Blechbüchsen zu conservieren. Eine Büchse mit zwei Stück Inhalt wurden zu drei Mark verkauft. Da aber die Nachfrage eine sehr rege geworden ist, dürfte der Preis bald in die Höhe gehen, wie denn auch der Preis für die frische, etwa 2¹/₂ Pfund wiegende Ente bereits von sechzig Pfennig auf etwa eine Mark gestiegen ist.

Dem wackeren, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Friesenbölckchen, das in keinem Kampfe mit dem Meere seine Kräfte zählt, ist der Verdienst wohl zu gönnen, zumal der Fischfang bei den Inseln fast ganz aufgehört hat und auch im Schifferdienste andere Verhältnisse Platz gegriffen haben, die nicht mehr jedem heranwachsenden Sohne gestatten hinaus-zuziehen, um auf dem Weltmeere sein Brot zu verdienen.

Graf Venavente.

Historische Skizze von J. da von Couring
Hamburg.

Im hellen Sonnenglanze lag der erste April des Jahres 1525 über der Königsstadt Toledo. Auf ihren Thürmen und Zinnen flatterte das siegreiche Banner des fünften Karl, der von Pavia's blutgetränktem Schlachtfelde zurückgekommen war; von dort, wo mit Bahard, dem Ritter ohne Furcht und Tadel, die Blüte des französischen Adels, nach schier übermenschlichen Ringen, erschlagen lag und König Franz sich nach heldenmütigem Widerstande gefangen geben mußte.

In dieser Schlacht hatte Karl von Bourbon dem Kaiser unermeßliche Dienste geleistet. Der französische Connetable, der im Jorn gegen Franz I. sein gewaltiges Schwert wider das eigene Vaterland gelehrt, trug schwer an den blutigen Vorbeeren, die ihm der Tag von Pavia gebracht hatte. Friedlos und finster kam er, im Gefolge des Kaisers, nach Toledo, wo über sein Geschick entschieden werden sollte, denn er träumte von einem großen, südlichen Königreich, dessen souveräner Herr er werden wollte. Und mit ihm kam das siegesfrohe

Heer und ward in Stadt und Land jubelnd begrüßt.

Auf den Marmorstufen des Alcazar standen an diesem Frühlingmorgen zwei junge Kavaliere, spanische Granden. Einer von ihnen, etwa dreißigjährig, trug ein lediges schwarzes Bärtchen über purpurroten Lippen und mächtige, nachtschwarze Augen unter der weißen Stirn. Auf seiner Brust schimmerte das Kreuz des ritterlichen Ordens von Alcantara.

„Keine Zeit“, sagte er, heiter abwehrend, als sein Gefährte ihm einen Gang durch die geschmückten Gassen vorschlug. „Unser Herr und Kaiser“ — er hob bei diesen Worten sein Varet — „hat mir die Gnade erwiesen, über mein Haus zu verfügen und es ziemt sich also, daß ich an der Schwelle stehe, wenn meine Gäste anlangen.“

Eine heisere Stimme ward neben dem Sprecher laut:

„Ein seltsames Gerücht wird Euch der Kaiser aufsitzen. Nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Vogel, Herr Graf.“

Graf Venavente sah sich um: der Narr des Kaisers hockte in schiefem geschliffenem Wams neben ihm und blinzelte aus halbgeschlossenen Augen unter der Schellenkappe empor. Der Graf zuckte die Achseln, als er sah, wer ihn angeredet, und ging, ohne seinen Schritt zu hemmen, weiter.

Vom Thurm seines Palastes — mitten im alten Toledo lag der Prachtbau — flatterte das stolze Banner mit dem schreitenden, gekrönten Löwen im roten Felde — Blumen-gerwinde zogen sich um Balkon, Säulen und Porten und leuchtende Purpurteppiche lagen in den Fensteröffnungen. Der Graf schritt eilig näher — sein Falkenauge erspähte schon eine Schaar von Dienern, die Streitrösse abschnürten und Reisegepäck auf den Rücken müder Mantiere nahmen. Aber erblickend fuhr er zurück, als er das Wappenschild auf der Brust der Vagen gesehen, drei Lilien waren es, das Schild von Frankreich-Bourbon. Da fiel ihm das warnende Wort des Narren ein, von dem seltsamen Gäste den ihm der Kaiser zugebacht: „nicht Fisch, nicht Fleisch, nicht Vogel.“ — der aber, an den er dachte, war nicht Franzose mehr, nicht Spanier oder Teutscher. — „Woh sind die Kasse?“ fragte der Graf mit stoßender Stimme.

„Des Heren Connetable Karl von Bourbon.“ „Haltet ein!“ rief Venavente, — „haltet ein! Das ist ein fürchtbarer Irrtum! Ich eile zum Kaiser — schließt das Thor — und keinem Menschen gestattet ihr Einlaß, ehe ich zurück bin.“

Und mit dumpfem Klange schlossen sich die schweren Flügel vor den erstaunten und empörten Leuten des Herzogs von Bourbon.

Der Graf von Venavente ward sofort vorgelassen. Karl der Fünfte lehnte ermüdet und abgepannt im Sessel — sein ernstes Antlitz zog sich in tiefe Bornesfalten, als er hörte, um was es sich handelte.

„Ich verstehe Euch nicht“, sprach er finster. „Eine Ehre sollte es Euch dünken, den vornehmsten meiner Gäste zu bewirten. Ihr loht mir schlecht, was ich Euch zugebacht. Von einer Verrückung meiner Befehle kann keine Rede sein, denn der Herr Herzog wünscht in Eurem Hause zu wohnen und ich habe es ihm zugesagt — es wäre also eine tödtliche Beleidigung, erfähre er, daß Ihr ihm die Herberge weigert.“

„Mein König — in meinem Hause sitz nicht Raum für einen Verräter. Fleckenlos ist mein Schild — kein Hauch hat ihn bisher getrübt. Thut Eurem treuen Diener nicht die Schmach an, einen solchen Gast über seine reine Schwelle zu senden. Schickt mir den geringsten Eurer Knechte, Euren Narren — ich will ihn halten, wie den eigenen Bruder — dem Eidbrüchigen aber weigere ich das Gastrecht.“

„Er ist Eures Königs werter Gast“, sprach der Kaiser in kaltem Jorn. „Ihr vergeßet wohl, wer uns, nächst Gott, den großen Sieg erringen half? Unendlich ist der Dank, den ich dem Herzog schulde. Ihr haltet Basallen-

treue so hoch und verweigert mir selber den Gehorsam. Geht heim, Herr Graf von Venavente, und nehmt den Connetable auf, wie es seinem Range ziemt.“

Bedeckten Hauptes zwar, wie das Recht der Granden ist, aber mit gebeugtem Knie verharrte der Graf:

„Nehmt mein Leben, Herr und König“, sprach er, „ich kann nicht gehorchen.“

In diesem Augenblicke ward der samtmene Thürvorhang sanft bei Seite geschoben. Ein reizendes Frauenantlitz spähte ins Gemach. Milchweißer Atlas floß in langer Schleppe über den gelben Sammt ihres Gewandes — goldene Spangen hielten die Aermelpuffen — ein hochstehender Kragen aus Goldspize umschloß ihren Hals — ein Goldkrönchen saß fest in dem lichtbraunen Haar — unter der weißen Stirn aber schimmerten Veilchenaugen mit berückendem Blick — Augen wie sie so schön im Reich des großen Karl, in dem doch die Sonne nicht unterging, nur einmal gefunden wurden.

„Ihr seid es, Schwester“, rief der Kaiser ungehalten — „wer hat Euch erlaubt hier einzutreten?“

„Eleonore von Portugal trat lächelnd näher: „Ich will versuchen, den Herzen umzustimmen“, bat sie. „Und wenn Ihrs mir gestattet, laßt uns allein.“

Der Kaiser trat zurück, bis in eine entfernte Fensterröhre und starrte finster, mit verkrüppelten Armen, hinaus ins Freie.

Venavente sprang empor:

„Ach, Donna Eleonore, wie gnädig!“ höhnte er, „bin ich noch eines Blickes Eurer schönen Augen wert? Ihr liebt mich gestern vergebens danach schmachten. Heute aber kommt Ihr um für den Connetable, Euren Verlobten, zu bitten und das bei mir! Wahrscheinlich, ein seltsamer Gedanke!“

„Der Herzog ist nicht mein Verlobter“, sagte Eleonora leise, weich. „Er wirbt um mich und wir Fürstentöchter müssen der Staatsklugheit wegen oft lächeln, wo wir zürnen möchten — mein Herz gehört nicht ihm, dem finstern Ueberläufer, auch nicht seinem ritterlichen Könige Franz — ach nein, wie immer, wie seit der Kindheit Tagen, dem Einen, der eben verstorben, die letzte Brücke abzubrechen, die von mir zu ihm führt!“

„Ihr seid eine Schlange, Donna Eleonora“, antwortete Venavente, gegen ihren Zauberkämpfend, „und werdet meiner spotten, wenn ich den Rücken wende.“

Da lehnte sie ihr Köpfchen an seine Schulter, sichtlich nur, aber ihn durchdringend ein süßer Schauer bei der leichten Berührung und sie sah mit den Märchenaugen zu ihm auf:

„Gebt nach“, flüsterte sie — „der König wird Euch den Dienst nie vergessen. Es liegt ihm viel daran den Connetable nicht zu erzürnen. Wir beide bauen an unserem Glück, wenn wir ihn nur entgegentommen.“

Da schlug dunkle Glut über des Grafen Jügel und seine Brust hob sich schwer atmend — aber er legte seine Hand langsam, zögernd in die weiche Rechte der fürstlichen Frau.

Eine Stunde später empfing er, auf der Schwelle seines Palastes — in schwarzen Saamt gehüllt, den hohen Gast. Die Hand, welcher dieser ihm bot, schien Venavente nicht zu sehen. Mit tiefer Verbeugung schritt er dem Connetable durch die hallenden Gänge, die weiten Säle, bis in die mit unerhörter Pracht ausgestatteten Gemächer voraus:

„Ihr seid Herr meines Hauses, Herr Connetable“, sprach er sich verabschiedend, „Eure Befehle gehen den meinen vor, so lange es Euch zu verweilen beliebt.“

Und nun war diese Zeit um. Der Kaiser war im Begriff Toledo zu verlassen und nach Madrid zu gehen, wo Franz der Erste gefangen saß. Frau Eleonora aber, um die der König schon zweimal geworden, wollte sich zum knirschenden Ingrimm Bourbons, der keine bestimmte Antwort auf seine Werbung zu erlangen vermochte, dem Zuge ihres kaiserlichen Bruders anschließen. Jetzt saß sie,

Zornesströmen in den Augen, in ihrem Zimmer und las ein Briefchen, das ihr ein schlanker Page des Grafen Venavente überbrachte.

„Ihr zürnt mir Donna Eleonora, daß ich seit unserer letzten Unterredung Eure Nähe gemieden und habt die Gnade mir zu sagen, daß Ihr mich vermisst. Ich gewährte Euch an jenem Tage, was ich meinem König abgefragt und vor meiner ritterlichen Ehre nicht beantworten konnte. Wehe aber dem Manne, dessen Gewissen ein Weib in Händen hält. Ich fühle mich schwach Eurem Zauber gegenüber und will ihm nicht zum zweiten Male unterliegen. Wir sehen uns nicht wieder, Donna Eleonora — lebt wohl an immer.“

Die Fürstin geriff das Schreiben in viele kleine Stücke und sah nachdenklich auf ihr reizendes Spiegelbild:

„Weshalb um Venavente trauern — die Asten der schönsten Königskrone locken und winken zu Madrid“, sagte sie bedächtig — und so nahm auch sie Abschied von ihrer Jugendliebe.

In gleicher Stunde aber las der Kaplan im Palast Venavente die Abschiedsmesse für den Herzog von Bourbon.

Am der Evangelienseite kniete der große Feldherr, in schwarzen Stahl vom Kopf zu Fuß gehüllt — das Commetableiswert lag auf einem Schemel neben ihm. Auch der Graf wohnte der heil. Messe bei. Als der Segen gegeben war und der Commetable sporentirend über dem Patiso schritt — hemmte er plötzlich den Gang und wartete, denn er sah seinen Wirt herankommen:

„Ich danke Euch für Eure fürstliche Gastfreundschaft“, sprach er freundlich. „Reicht mir die Hand und bewahrt mir ein gutes Andenken.“

Er schwieg betroffen, denn in diesem Augenblick kam der Priester, der die Messe gelehen, von Lichter tragenden Chortuben umgeben, aus der Kapelle. Er trug einen goldgestickten Mantel über dem Messgewande — in den erhobenen Händen aber die verhillte Nonstranz mit dem Weibe des Herrn — voraus ging ihm, das Saufusglöcklein schwingend, ein schöner Knabe.

Die Männer knieten nieder und beugten das entblößte Haupt, bis der Priester durch das Thor des Palastes verschwunden war. „Was bedeutet das?“ fragte Bourbon verwundert.

„Ihr laßt die Hostie forttragen?“

„Der Heiland zieht aus“, sagte Venavente finster, „mein Haus ist beschimpft und seiner nicht mehr wert.“

„Auf Bourbon's Stirn schwoh langsam eine Blase Aber:“

„Ihr weigert mir Eure Hand und nennt Euer Haus beschimpft — steht mir Rede, Herr Graf.“

„Geschieht Euch das zum ersten Male, Herr Herzog, seit Ihr zum Schutz an Eurem Herrn geworden seid? Ich hab Euch aufgenommen, weil es mein König befahl — jetzt sind wir Beide unserer Pflichten ledig.“

Des Herzogs Hand fuhr nach dem Griffe des Schwertes und er drang mit bloßer Klinge auf den Grafen ein:

„Zieht! Gebt mir Genugthuung für die Schmach, die Ihr mir anthat!“

Da zog auch Venavente den Degen — mit mächtigem Schwunge warf er ihn von sich, daß die schlanke Kaledoltinge klirrend über die Marmorfliesen glitt und er waffenlos, mit verwehrten Armen, vor dem Wütenden stand:

„Ich schlage mich nicht mit einem Meineidigen“, sagte er kalt. „Ihr seid ein großer Kriegsheld, Herr Herzog von Bourbon, aber mich zu zwingen habt Ihr keine Macht. Wenn Ihr aber wissen wollt, wie ein spanischer Edelmann sein Haus von unerbittlicher Schmach reinigt — da sehet hin. Und mit gewaltigem Griff faßte er den Arm des Strauchelnden.

„Schaut da hinauf!“

Und oben, aus dem geöffneten Fenster, wehte es, wie ein leuchtend rotes Band — das züngelte felsam über den schneigen Marmor — und hinterließ eine schwarze Spur, und plötzlich brach eine Feuergerbe aus dem nächsten Fenster, und aus dem zweiten und dritten — zum Dach hinauf lohte es nun in mannes hohen Feuerluthen.

Reichenblatz, mit verzerrten Zügen, stand der Herzog da — taumelnd folgte er, als der Graf sein Schwert vom Boden aufrassend, ihn eilenden Fußes durch das Thor auf die Straße hinausjog, denn schon fielen verkohlte Balken und Dachziegel prasselnd herab.

Den Palast umgaben in weitem Kreise des Grafen Leute, Mann an Mann, jeden Zugang und jeden Löcherzug verhindernd. An ihrer Spitze stand, den entblößten Degen in der Faust, der Graf selber und hielt die letzte Nacht vor dem brennenden Hause seiner Väter, bis die letzte Säule donnernd herabgestürzt war — unermessliche Schätze und Kunstwerke in Schutt und Asche begrabend.

Der Palast der Venavente, der einst den Verräter beherbergte, ist nie wieder aufgebaut worden — noch heute zeigt man in Toledo seine Ruinen!

Schwester Angela.

Des Mondes Licht dringt voll durch das hochgelegene Fenster in die kleine Klosterzelle und legt sich breit auf den groben Fußboden dort. Scharf, schwarz zeichnet sich das Fensterkreuz auf den weißgeschuerten Dielen ab — es macht fast denselben Eindruck wie jenes schwarze, einfache Kreuzifix, das sich als einziger Zimmerschmuck von der weißgetünchten Wand scharf abhebt.

Vor diesem Kreuzifix kniet Schwester Angela — ihre Lippen flüstern immer und immer wieder: „Erbarme Dich unser o Gott, erbarme Dich unser.“

So sehr die Krankenschwester auch der Ruhe bedarf, der Schlaf will sich heute nicht auf ihre milden Augen legen. Vor zwei Stunden ist sie vom Sterbebette einer armen Frau zurückgekehrt. Seit Wochen schon hat sie die Kranke gepflegt — heute endlich kam der Erlöser und mit befreiendem Athemzug, mit leisem Gebet für die dahingeschiedene Seele drückte Schwester Angela der stillen Dulderin die Augen zu.

Was also war's, das die gottgeweihte Jungfrau, die doch täglich in ihrem Beruf so viel Elend sieht, heute nicht zur Ruhe kommen ließ?

War's das Grauen vor dem betrunkenen Mann, der an das Bett seiner soeben verschiedenen Frau taumelte und mit heiserem Rachen die Leiche verhöhnte: „So, so, Alte, schimpf jetzt auch, weil ich ein bißl über den Durst getrunken hab — gelt jetzt bist ruhig — ha haha — hast denn d'rauf vergessen, daß ich ein Lump bin? so schimpf doch, ha-haha.“

Oder war's der Ekel, der sie erfaßte, als die erwachsene Tochter in leichtfertiger Kostüm an der mit dem Tode kämpfenden Mutter rasch vorüber eilte, einem Vorstadt-Maskenballe zu?

Oder war's der Anblick des krippelhaften, jüngsten Sohnes der Verstorbenen, der sich mühsam, unter unstilligen Schmerzen auf seinen Krücken am Sterbebette aufrecht hielt, um das letzte, liebe Wort aus dem Munde seiner Mutter zu hören, um ihren letzten Blick zu sehen? War's das herzzerreißende Jammer des Knaben, das da fortjante in den Ohren der Schwester, daß sie keinen Schlaf finden konnte?

„Erbarme Dich unser o Gott, erbarme Dich unser!“

Keine schauert Schwester Angela zusammen; glaubt sie doch noch den Fußdunst des betrunkenen Mannes zu riechen — nein, ein starkes, ordinäres Parfüm ist's, das die kleine

Klosterzelle erfüllt und dort aus jener Ecke schaut ein freches, geschminktes Mädchen Gesicht. Eifriger betet die Schwester; aber ihre Worte werden überhört durch eine zitternde Knabenstimme: „Mutterl, nur einmal noch mach Deine Augen auf — Mutterl, magst Du den Pept denn gar nimmer anschauen?“

Langsam, leise kriecht das Mondlicht über den Fußboden hin, das ganze Gemach überflutend; das Fensterkreuz an den Dielen erscheint jetzt länger, und von der betenden Gestalt der Gottesbraut, von ihrem weißen Schleier geht ein Leuchten aus, welches hinaufreicht bis zum schwarzen Kreuzifix.

„Erbarme Dich unser o Gott, erbarme Dich unser!“

Charade.

Erste Silbe.

Es glänzt mein Blick von edlem Feuer,
Von Würde zeugt mein stolzer Gang;
Auch schätzt man weit und breit mich teuer,
Ein Stammbaum sichert meinen Rang.
Im frühlichen Laufe, als ging's zum Tanz,
Erring' ich häufig den Lorbeertranz.

Zweite und dritte Silbe.

Ich schwebte nicht im höhern Fluge,
Kein schwerer Körper hält mich auf;
Doch nah'n Gefahren meinem Auge,
Erleuchten Fährten meinen Lauf.
Ein mächt'ger Schurkart zielt mein Gesicht,
Auch seht ihr mir der stattliche Koppsitz nicht.

Das Ganze.

O lerne selbst das Ganze kennen!
Des Urgedirges Edelstein.
Wo Finten wild die Felsen trennen,
Da grab' ich tief das Erste ein.
Und fesselt dich wenig die riesige Spur,
So schwelge im Netze der schönen Natur.

Buchstaben-Rätsel.

G G Brat Ne

W L L L L N
W L L L L N

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Gänseblumen.

Buchstaben-Rätsel: Nummer.

Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

Mittwoch, 1. November. Allerheiligen. ● Karmentessenkloster: Morgen 6¹/₂ Uhr erste hl. Messe, 9¹/₂ Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festandacht.

Donnerstag, 2. November. Allerheiligen. ● St. Andreas: hl. Messen um 6, 7, 8 Uhr (Synaxialmesse), 9 Uhr feierl. Seelenamt, 10 Uhr Schulkindermesse. ● St. Lambertus: 9 Uhr feierl. Seelenamt. ● Maria Himmelfahrt: 1¹/₂ Uhr feierliches Seelenamt. Während der Allerheiligen-Oktave abends 1¹/₂ Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● St. Martin: 9 Uhr feierl. Seelenamt mit Predigt. Während der Oktav ist abends 1¹/₂ Uhr gest. Andacht zum Trost der armen Seelen. ● Franziskaner-Kloster: Um 8 Uhr feierl. Requiem; nachmittags um 5 Uhr Predigt mit Segen zum Troste der armen Seelen, darnach Kreuzwegandacht. ● Clarissen-Kloster: 1¹/₂ Uhr Andacht zum Troste der Verstorbenen (auch während der Oktav), 6 Uhr Predigt u. Andacht zu Ehren des allerh. Sacramentes. ● Carmelitenkloster 8 Uhr feierl. Seelenamt. Nachmittags 4 Uhr Predigt, darnach Armenseelenandacht. Während der Oktav ist jeden Nachmittags 4 Uhr Armenseelenandacht.

Freitag, 3. November. Hubertus, Bischof. ● Frauenkloster: hl. Messen: 7 Uhr hl. Messe und gemeinl. Kommunikation der Mitglieder der Ehrenwache, um 1¹/₂ Uhr nachm. Predigt u. Andacht für dieselben.

Sonntag, 4. November. Karl Borromäus, Erzbischof. ● St. Andreas: Während der Allerheiligen-Oktav abends 6 Uhr Andacht für die Verstorbenen. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.

um Alles zu vernehmen, was dir (Petrus) von Gott aufgetragen worden.“ — Nun möge die Apostelgeschichte weiter berichten: „Da that Petrus seinen Mund auf und sprach: in Wahrheit, ich erfahre, daß Gott nicht sieht auf die Person (ob Jude oder Heide), sondern in jedem Volke ist, wer Ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt, Ihn angenehmt. Das Wort sandte Gott den Kindern Israels und verkündete Frieden durch Jesum Christum; dieser ist der Herr Aller. Ihr wißt, welches Wort durch ganz Judäa ergangen ist; denn es begann in Galiläa nach der Taufe, welche Johannes predigte: wie Gott Ihn, Jesum von Nazareth, mit dem Heil. Geiste und mit Kraft gesalbt hat; der umherzog, Wohlthaten spendend und geheilt hat alle, die vom Teufel überwältigt waren; denn Gott war mit Ihm. Und wir (Apostel) sind Zeugen von dem Allem, was Er gethan hat im Lande der Juden und in Jerusalem, und wie sie Ihn an's Holz (des Kreuzes) gehängt und getödtet haben. Ihn nun hat Gott auferweckt am dritten Tage und Ihn erscheinen lassen. — nicht dem ganzen Volke, sondern den vorher von Gott bestimmten Zeugen, uns (Aposteln), die wir mit Ihm gegessen und getrunken haben, nachdem Er aufgestanden war von den Todten. Und er hat uns (Aposteln) geboten, dem Volke zu predigen und zu bezeugen: daß Er es sei, der von Gott beordert worden zum Richter der Lebendigen und der Todten. Von Ihm geben alle Propheten Zeugnis: daß durch Seinen Namen Vergebung der Sünden erlange Jeglicher, der an Ihn glaubt. — Als Petrus noch diese Worte sprach, kam der Heil. Geist über Alle, die die Worte hörten. Und es staunten die Gläubigen aus dem Judenthum, die mit Petrus gekommen waren, daß auch über die Heiden ausgegossen wurde die Gnade des Heil. Geistes; denn sie hörten sie (verschiedene) Sprachen reden und Gott verberedlichen. — Da nahm Petrus das Wort: Kann wohl Jemand das Wasser zur Taufe versagen diesen, die da empfangen haben den Heil. Geist, gleich wie auch wir? — Und er befahl, daß sie (die Heiden) getauft würden im Namen des Herrn Jesu Christi.“ (Apostelgesch. 10, 34—48.)

Jedem Worte aus der Rede des Apostel Petrus merkt man es an, wie freudig sein Herz schlug bei der Wahrnehmung, daß allen Menschen ohne Unterschied der Eintritt in das Reich des Messias offen stehe, und daß er, als der Erste der Apostel, auch für die Heiden von der ihm verliehenen Schlüsselgewalt Gebrauch machen solle. Darum läßt er freudig die bisherigen Vorurteile fahren: „Gott sieht nicht auf die Person;“ d. h. bisher legten wir, die wir aus dem Judenthum stammen, uns einen unbedingten Vorzug bei; aber nun habe ich einsehen gelernt, daß Gottes Vaterliebe allgemein sei und daß Er bei der Aufnahme in Sein Reich nicht mehr darauf sehe, ob Jemand beschnitten oder unbeschnitten sei, sondern ob er bereit sei, alles Gott wohlgefällige Gute auszuüben.

In einem geistvollen Ueberblick ruft der Apostel aus dem Leben Jesu alles in das Gedächtnis der Zuhörer zurück, was sie Großes und Herrliches von ihm gehört hatten: dann drückt er dem Gesagten den Stempel der Wahrheit und Gewißheit auf, indem er sagt: „Wir (Apostel) sind Zeugen gewesen von Allem, was Er gethan hat sowohl im Lande Judäa als in Jerusalem!“ — Dann berührt der Apostel den großen Wendepunkt im Verlaufe des göttlichen Erlösungswerkes: den gewaltigen, schmachvollen Tod des Messias. Obwohl Er den Juden so viele unzweideutige Beweise für Seine himmlische Sendung gegeben: „dennoch haben sie Ihn an das Holz gehängt und getödtet!“ — Allein die liebevolle Absicht des himmlischen Vaters wurde durch diese Thorheit und Verblendung der Juden keineswegs vereitelt; denn „Diesen“ von Seinem Volke getödteten Messias hat Gott auferweckt am dritten

Tage“, damit Er in unsterblicher Kraft zum Heile der Menschen wirke. Von dem Wieder-aufleben des Gekreuzigten aber wurden die Apostel und Jünger auf die anschaulichste und unwiderprechlichste Weise überzeugt, indem Er den früheren vertraulichen Umgang mit ihnen fortsetzte, so daß sie „mit Ihm aßen und tranken.“ Mit Rücksicht auf diejenigen unter den Zuhörern, die mit der alttestamentlichen Offenbarung bereits bekannt waren, führt der Apostel auch noch die Weissagungen der Propheten an, die Ihm (Jesus) „allesamt Zeugnis geben!“

Hören wir nun den hl. Chrysostomus: „Betrachte die Weisheit Gottes! Er läßt den Petrus die Rede nicht vollenden, noch auf seinen Befehl die Taufe erteilen, sondern da die (heidnischen) Zuhörer glaubten: da kam der Heil. Geist! Und sie empfingen nicht nur den Heil. Geist, sondern sie redeten auch in fremden Sprachen! Warum das alles? — Um der Juden willen wird Alles von Gott selbst augenscheinlich bewirkt. Petrus aber war gleichsam nur da, um sie zu belehren, daß sie in Zukunft an die Heiden sich anschließen müßten. Und wenn trotzdem später in Cäsarea wie in Jerusalem Streitigkeiten entstanden, was wäre erst geschehen, wenn diese außerordentlichen Zeichen nicht vorausgegangen wären?“ (24. Hom.)

Wie den Juden am Fingertage, so sollte hier den Heiden den Zugang zum Reiche Christi eröffnen jener Apostel, dem „die Schlüssel des Himmelreiches“ vom Erlöser anvertraut waren. S.

Sinnliches Feuerwerk.

Von Dr. A. Koff.

Es war vor nunmehr 100 Jahren. In Cumana an der Küste Venezuelas in Südamerika rüsteten sich zwei jugendfrische Pioniere der Wissenschaft zur Entdeckungsjahrt auf dem Orinoco: der Freiher Alexander v. Humboldt und sein Begleiter, der Botaniker Aimé Bonpland. Eben war ein Erdbeben vorübergegangen, den tapfern Fremden kein Schrecken, sondern bloß ein Gegenstand förmlich begeisterten Studiums. Da nahe unversehrt ein neues, im Reiseprogramm nicht vorgesehenes Wunder. „Die Nacht“, so erzählt Humboldt in seiner „Reise in die Äquatorial-Gegenden“, vom 11.—12. November 1799 war kühl und ausnehmend schön. Gegen Morgen von 1/3 Uhr an sah man gegen Osten höchst merkwürdige Feuermeteore; Bonpland, der aufgestanden war, um auf der Gallerie die Kühle zu genießen, bemerkte sie zuerst. Tausende von Feuerfugeln und Sternschnuppen fielen hinter einander eine Stunde lang. Nach Bonplands Aussage war gleich zu Anfang der Erscheinung kein Stück am Himmel so groß als drei Monddurchmesser, das nicht jeden Augenblick von Feuerfugeln und Sternschnuppen gewimmelt hätte; der ersteren waren weniger, da man ihrer aber von verschiedener Größe sah, so war zwischen beiden Klassen von Erscheinungen unmaßlich eine Grenze zu ziehen. Alle Meteore ließen lange Lichtstreifen hinter sich, die 7—8 Sekunden sichtbar blieben. Manche Sternschnuppen hatten einen deutlichen Kern von der Größe der Jupitersscheibe, sehr starkleuchtende Lichtfunten fuhren von ihnen aus. Die Feuerfugeln schienen durch Explosion zu plagen, die größten, mehr als doppelt so groß als die Mondscheibe, verschwanden ohne Funkenwerfen und ließen breite leuchtende Spuren hinter sich. Fast alle Einwohner von Cumana sahen die Erscheinung an, weil sie vor 4 Uhr aus den Häusern gehen, um die Frühmesse zu hören. Der Anblick war ihnen nicht gleichgültig. Die ältesten erinnerten sich, daß einem großen Erdbeben von 1766 ein ähnliches Phänomen vorausgegangen war. In der indianschen Vorstadt waren die Fischer auf den Weinen, sie behaupteten, daß das Feuerwerk um 1 Uhr nachts begonnen habe. Von 4 Uhr an hörte die Erscheinung allmählich auf,

indefsen konnte man noch eine Viertelstunde nach Sonnenaufgang mehrere Meteore an ihrem weißen Licht und dem raschen Hinfahren erkennen.“ Dieses Phänomen war übrigens nicht auf die Gegend von Cumana beschränkt. Humboldt ließ es sich angelegen sein, alle Nachrichten darüber zu sammeln, und fand so, daß es sich in ganz Amerika, vom Äquator bis Neuherrenhut in Grönland, gezeigt hatte, ja selbst in Deutschland fielen in jener Nacht außerordentlich viel Meteore vom Himmel. Der Gesamtbereich der Sichtbarkeit dieser Erscheinung umfaßt daher etwa 55 Mill. Quadratkilometer.

24 Jahre später, 1823, zeigte sich in den Morgenstunden des 13. November wieder eine große Zahl von Sternschnuppen in Europa, und dies wiederholte sich im Jahre 1832 in derselben Nacht. Doch ließ das im Jahre 1833 abermals in der Nacht des 13. November von Deafson Olmsted in New-Haven und Basmer in Boston gesehene Sternschnuppenphänomen alle seine Vorgänger an Pracht weit hinter sich. Die Sternschnuppen erschienen so zahlreich und in so vielen Regionen des Himmels zugleich, daß man bei dem Versuche, sie zu zählen, selbst eine rohe Annäherung nicht hoffen zu dürfen meinte. Man verglich ihre Zahl mit derjenigen der Schneeflocken, die man während des gewöhnlichen Schneefalls in der Luft schweben sieht. Noch gegen Ende des Phänomens um 6 Uhr morgens zählte man in 15 Minuten 650 Sternschnuppen auf einem Raum, der nur den 10. Teil des sichtbaren Himmelsgewölbes umfaßte. Es wäre daraus auf mehr als 240 000 Sternschnuppen zu schließen, die in der Zeit von 7 Stunden am ganzen Himmel für einen einzelnen Ort sichtbar gewesen sein müßten. Damals machte man zuerst die Bemerkung, daß die Mehrzahl der Sternschnuppen von einem bestimmten Punkte des Azur ausging, der in der Nähe des hellsten Sternes im Löwen lag und unverkündet derselbe blieb, trotz der scheinbaren Fortbewegung des Sternenhimmels. Zugleich erinnerte man sich an die ähnlichen, in derselben Novembernacht beobachteten Ereignisse der Jahre 1799 und 1763 und kam dadurch auf den Gedanken, daß es an bestimmten Tagen periodisch wiederkehrende Sternschnuppen-Erscheinungen gäbe. Man fand zahlreiche Beobachtungen aus früherer Zeit, die vollkommen zu dieser Ansicht stimmten und die folgenden Jahre brachten eine auf fallende Bestätigung derselben. Das Jahr 1866 lieferte wiederum einen ungeheuren Sternschnuppenregen am 14. November. In Beckeloh bei Borsmold in der Provinz Westfalen entfaltete sich nach dem Bericht des Elementarlehrers Heinrich Weber gegen 2 Uhr früh „ein Schauspiel, das an Erhabenheit wohl selten seinesgleichen finden dürfte, dessen Pracht nicht zu beschreiben ist, sondern nur empfunden werden kann.“ Beobachter zu Pancsova in Ungarn verglichen die Erscheinung mit einem Feuerwerk, bei dem tausend und abertausend von Raketen abgebrannt würden, oder auch mit einem starken Schneefall.

Da nun der letzte große Sternschnuppenfall des Novemberschwarms 1866 stattfand, so muß das nächste Hauptereignis in diesem Jahre eintreten, und zwar am 15. November gegen 2 Uhr morgens. Leser, die dasselbe beobachten wollen, was sich sicherlich lohnen dürfte, werden gut thun, in den Morgenstunden des 14., 15. und 16. November nach dem Sternbilde des Löwen hinzusehen. Um 3 Uhr morgens z. B. finden sie den Löwen im Osten, um 4 Uhr im Südosten. Der Ausstrahlungspunkt der Sternschnuppen ist leicht zu finden, wenn man durch die Vorderräder des großen Wagens (resp. großen Wären) eine grade Linie nach abwärts zieht. Man trifft dann auf einen hellen Stern zweiter Größe, von dem nach rechts zu sich der Ausstrahlungspunkt befindet.

Was nun zum Schluß die Entstehung dieses Schwarms anbetrifft, so weiß man heute,

daß ein sehr exzentrischer, elliptischer Schwarm kleiner Meteoriten von 31 Milliarden Kilometern Durchmesser in 33 1/2 Jahren die Sonne umkreist, und daß die Erde denselben bei jedem ihrer Umläufe durchschneidet. Nun wurde im Jahre 1866 von dem Astronomen Wilhelm Tempel ein kleiner Komet entdeckt, der vermutlich mit dem in den Jahren 888 und 1366 beobachteten Kometen identisch ist und der, wie Adams in Cambridge berechnete, in der Bahn des Novembersterns einhergeht. Hiernach ist man jetzt der Ansicht, daß dieser Sternschnuppensturm, gleich den anderen periodischen, seine Entstehung dem Zerfall eines großen Kometen verdankt, indem sich letzterer bei wiederholten Umläufen um die Sonne in denselben auflöst. Kreuzt nun die Erde die Bahn eines solchen Kometen, so trifft sie an dem Tage, wo sie durch den Kreuzungspunkt geht, auf eine Anzahl der in der Kometenbahn zerstreuten Körperchen; durch die große Geschwindigkeit, mit der dieselben zur Erde fliegen, werden sie stark erhitzt, leuchten und verdampfen oder zerpringen. Ihre Auflösungsprodukte sind es dann, die nach dem Erlöschen der eigentlichen Sternschnuppe als Schweiße oder Wolkchenbildungen nachleuchten.

Durch den Magen.

Humor. Skizze von Franz Kurz-Elsheim (Wiesbaden.)

Der Tisch stand fertig gedeckt, Minna in der Küche fürchtete schon, das Essen würde verderben, da kam endlich der lang Ersehnte, heiteren und lächelnden Angesichts, küßte der alten Dame des Hauses und deren Tochter galant die Hand und tauschte mit dem Herrn einen warmen Händedruck.

Und wie er es sich schmecken ließ. Lauter Leibgerichte für ihn kamen auf die Tafel. Und immer fröhlicher und aufgeräumter wurde er, machte der Tochter die schönsten Komplimente und bemerkte gar nicht, wie die Mutter dieser aufmunternd zuzieht.

Ach so. Der Gast ist Herr Benjamin Schnitzler, der die angenehme Profession hat, Rentier zu sein, trotzdem er erst ausgangs der Dreißiger steht. Trotzdem und grade deshalb galt er — lebenslüftig war er, niemals ein Spielverderber — als gute Parthie und manches Mägdlein in dem Städtchen, das die Ehre hatte, Herrn Schnitzler zu beherbergen, hätte ihn gerne genommen, ihn sammt seinen Tausenden. Aber Benjamin war wahrlich anscheinend, denn bisher hatte er jeden Sturm auf seine Junggesellschaft abgewiesen.

Auch die Frau Ratschreiber — der Kürze halber ließ sie sich immer Frau Rat titulieren — hätte sich ihm gegenüber gar zu gern in die Rolle der Schwiegermutter hinein verkehrt. Denn Frau Hengel hatte eine Tochter, Settchen, die schon stark auf die 25 zuzug, immerhin aber als hübsch gelten konnte. Und wenn man auch grade nicht auf den Pfennig sehen mußte, ein Rentier als Schwiegerjohn ist doch jedenfalls angenehmer als ein armer Teufel, der von der Hand in den Mund hinein leben muß.

Settchen hatte ebenfalls an Herrn Schnitzler nichts auszufragen und da man ihn auf einem Balle kennen gelernt, lud man ihn zum Besuche ein, dann zum Mittagessen und abermals zum Mittagessen und so fort. Es ist ja manchmal eine sehr beliebte Methode sich einen Bräutigam heranzufüttern, die auch schon leicht zum Ziele führt, wenn der kommende Eheherr ein Gourmand ist.

Und das war Benjamin. . . Man hatte sich vor dem Essen noch von ihm unterhalten und da hatte Mama Hengel gemeint, er hätte jetzt doch schon so oft bei ihnen gespeist, hätte schon so oft in die dunklen Augen Settchens geschaut und unbedingt merken müssen, daß sie gerne Frau Schnitzler würde, daß er unbedingt nun die Einladungen ausschlagen oder als anständiger Mensch sich erklären müsse.

„Na, ich will ihm heit mal ein wenig auf

den Zahn fühlen. Wir müssen schon mal einen schwereren Wein heranziehen, hatte Papa Hengel gesagt. Wenn er nicht loder wird, dann soll er zu Hause bleiben, denn solche Menüs ruinieren schließlich meine Kasse.“

Und nun war man bei dem schwereren Wein angekommen. Schnitzler hatte die Kochkunst des gnädigen Fräulein — denn sie gab sich als die Verfertigerin des Menüs aus — in jeglicher Weise in den Himmel gehoben. Die Herren zündeten sich eine Cigarre an und die Damen zogen sich unauffällig zurück.

Das Zahnfühlen konnte jetzt losgehen. Borerst aber schwiegen beide, sowohl Hengel als Schnitzler und schienen sich ganz dem Gemurmel des Glühmehls hinzugeben. Minna räumte den Tisch ab und lächelte Herrn Schnitzler freundlich zu. Und das mußte man ihr lassen, sie war ein niedliches hübsches Ding, frisch und rosig.

Auch das Tischabräumen nahm ein Ende und nun waren die Herren ganz allein.

Wie aber Herr Hengel noch nach einer passenden Einleitung suchte, begann Benjamin plötzlich:

„Herr Hengel, ich kenne Sie ja erst kurze Zeit und Sie mich auch nicht länger. Da ist es eigentlich unbescheiden von mir, wenn ich Sie heute schon um etwas bitte.“

Das ist ja günstig. Der Mann kommt ihm ja auf halbem Wege entgegen. Und Papa Hengel schmunzelte pflüßig.

„Aber bin ich denn so ein Unmensch, Herr Schnitzler?“

„D, im Gegenteil —“ beeilte der sich zu versichern.

„Na also. Frisch von der Leber weg, wie es deutschen Männern geziemt.“

„Nun unbescheiden bleibt es doch immerhin. Ich habe schon so oft Ihre Gastfreundschaft genossen und das trägt ja eigentlich die Schuld daran. Für ein gutes Essen schwärme ich nun einmal. Es ist nun mal eine Passion von mir.“

„Gar nicht so schlimm“, unterbrach ihn Hengel. „Lieber gut essen als zu viel trinken.“

„Sehen Sie, da haben Sie Recht. Ich glaube, wir verstehen uns schon. Und wenn man sich dann vergegenwärtigt, was man oft in den Restaurants peist, wenn man bei Ihnen solch glückliches Familienleben sieht, dann wird's mir oft so wehmütig um Herz. Gute Beispiele ziehen an. Und Sie wissen, ich kann eine Frau ernähren, ich bin auch immer noch ein ganz passabler Mensch, hab' noch nicht mal 'nen Ausflug von Glase. Kurzum, ich möchte mir ein eigenes Heim gründen, möchte auch mein liebes Weibchen haben, das mir ein kleines Paradies schafft und dann: Meine Wahl habe ich getroffen. Und Sie sollen mir nur ein wenig behilflich sein.“

Da hatte er ja endlich um die Hand seiner Einzigen angehalten. Zwar ein wenig unschweiflich. Aber das machte nichts. Das Vaterherz schlug höher. Er sprang sogar auf und rief freudig:

„I, das versteht sich. Wir kennen Sie als Ehrenmann; Sie sollen sie haben.“

„Aber, ich habe doch noch gar keinen Namen genannt.“ warf Benjamin verdutzt ein.

„Als ob das nötig ist, da ich doch nur eine Tochter habe.“

„Ja, aber, um Ihre Tochter handelt es sich ja gar nicht. Ich wollte Sie nur gebeten haben, Ihre Köchin sofort zu entlassen. Das Kind ist zwar arm, aber hübsch und adrett und kochen kann sie, das hab' ich ja oft genug bei Ihnen gemerkt. Und eben, bevor ich eintrat, habe ich mich mit ihr verlobt.“

„Sie — mit meiner Köchin?“

Papa Hengel glaubte, ihn rüßte der Schlag. Dann aber sagte er sich sofort wieder und gratulierte mit süßsaurer Miene.

Und draußen vor der Thüre war Fräulein Settchen in Ohnmacht gefallen und ihre Mutter hatte Mühe, vor einem ähnlichen Schicksal bewahrt zu bleiben.

Herr Benjamin Schnitzler ist von ihr nie mehr eingeladen worden.

Seine fixe Idee.

Humoreske von W. Berner.

Der Rentner Wilhelm Krug bewohnte seit einem halben Jahre eine sehr teure erste Etage in einer der feinsten Straßen Hamburgs. Bis zu seinem Umzuge nach der freien Hansestadt hatte er in einem Landstädtchen an der Elbe gewohnt. Er war ein sehr reicher Mann und hatte als verwöhnter einziger Sohn reicher Eltern in seinem Leben nie ernstlich gearbeitet. Seit fünf Jahren war er Witwer, seine ganze Familie bestand nur aus ihm und seiner zwanzigjährigen Tochter Klara.

Vater und Tochter bildeten in ihrer äußeren Erscheinung einen beinahe komischen Gegensatz. Der fünfzigjährige Mann war von kurzer, wohlbeleibter Gestalt, mit kräftigen nach außen gebogenen Beinen. Sein glattes Gesicht hatte einen gutmütigen Ausdruck und eine bordeauxrote Farbe.

Klara dagegen besaß eine hohe, schlanke Figur von entzückendem Ebenmaß und ihr Antlitz erinnerte an die Madonna von Rubens.

Obwohl Krug erst so kurze Zeit in Hamburg wohnte, kannte ihn doch bereits die ganze Stadt. Der kleinere Teil der Bevölkerung hielt ihn für einen Berüchtigten, der größere für ein Original. Diese etwas anderliche Klassifizierung verdankte Herr Krug seiner höchst auffälligen Lebensweise.

Seit seiner Ankunft in Hamburg betrieb er nämlich alle denkbaren Lebensübungen. Punkt sechs Uhr Morgens stand er auf, trank eilig seinen Kaffee und bestieg dann sein Zweirad. Um neun Uhr eilte er zur Badeanstalt, um eine Stunde lang Schwimmübungen zu machen. Kaum aus dem Wasser heraus und eiligst angekleidet, begann er einen Dauerlauf von einer vollen Stunde durch die Straßen der Stadt. Damit schloß der Vormittag.

Nachmittags kam irgend ein anderer Sport an die Reihe. In letzter Zeit war Krug auf einen ganz absonderlichen Einfall gekommen. Er versuchte es, die Übungen der Feuerwehre mitzumachen. Sein Vorhaben gelang ihm wirklich. Wochenlang übte Krug als freiwilliger ungestraft mit, bis er eines Tages zur Feier seines fünfzigsten Wiegenfestes die ganze Mannschaft so reich mit Wein und Bowle traktierte, daß sie ganz betrunken war und einen solchen Skandal verursachte, daß die Vorgesetzten von der Sache erfuhr und der Würde unseres Feldes als Feuerwehmann ein jähes Ende machten. Doch Krug tröstete sich; er hatte genug gelernt, um im Notfall als Retter aus Feuersgefahr auftreten zu können. Jeden Abend trieb er sich in den Straßen umher, um im Falle eines Unglücks bei der Hand zu sein. Er hätte gerne sein Leben hingegeben, um ein anderes zu retten. Doch das Glück oder der Zufall war ihm nicht hold. Brannte es im Norden der Stadt, dann war er sicher im Süden derselben. Ziel jemand in eines der vielen Flethe, welche die Stadt durchziehen, so war er bestimmt draußen an der Elbe, dann war er unbedingt an der Elbe. Das nagte an ihm, das machte ihn unglücklich, nervös, ja selbst die schöne rote Farbe seines Antlitzes begann zu bleichen. Auffallend war es, daß seine kluge und taktvolle Tochter keinen Anstoß an seinem Gebahren nahm; doch sie kannte den Grund desselben, und alles erkennen, heißt: alles verzeihen.

Es war vier Uhr nachmittags, als Krug an einem schönen Julitage sein Haus verließ. Kaum war er um die nächste Ecke verschwunden, so betrat ein junger, reicher Hamburger, Karl Petersen mit Namen, das stattliche Haus des Herrn Krug, ließ sich bei dessen Tochter anmelden und wurde sofort empfangen.

Kaum hatte das Dienstmädchen die Stubenthür hinter sich geschlossen, so eilten Klara und Karl Petersen auf einander zu, umarmten, herzten und küßten sich wie ein echtes und rechtes Liebespaar. Endlich befreite sich Klara aus den kräftigen Armen ihres Gelieb-

ten und fragte zwischen Glückseligkeit und Staunen: „Aber Karl, wo kommst Du denn her? Du hattest Deine Weltreise schon vor acht Tagen begonnen! Du müßtest von Rechts wegen heute mindestens in Rio de Janeiro oder Buenos-Aires sein! Wie kommst Du denn nach Hamburg?“

„Ich komme von Bhl auf Föhr!“
„Diesen Sonntags-Nachmittagsausflug nennst Du echter Hamburger eine Reise um die Welt?“ Sie lachte herzlich und zupfte zärtlich den Geliebten an dem seidenweichen Vollbart. Peterfen stimmte vergnügt in ihr Lachen ein und antwortete: „Ich ahnte, daß ich ohne Dich nicht leben konnte, daß Dein Vater Dich einem andern überliefern wollte! Hatte ich nicht recht?“

„Deine Ahnung hat Dich nicht getäuscht! Gleich nach Deiner Abreise hat Papa über meine Hand verfügt!“

„Ah! Der Verdrüß! Deshalb riet er mir so sehr zu einer Reise um die Welt! Welchen Arbeitschwärmer sollst Du denn heiraten?“

„Einen älteren Bekannten Herrn, den Papa als tüchtigen Geschäftsmanu kennen gelernt hat. Von einer Heirat mit Dir will er absolut nichts wissen.“

„Also immer noch die Schranke, seine Tochter keinem Manne zu geben, der nicht einen bestimmten Beruf ausübt?“

„Immer noch! Heute mehr als je!“

„Das ist ja verzückt!“

„Aber, Karl!“

„Verzeihe das harte Wort! Aber ist es nicht ein lächerliches Verlangen? Ich, einer der reichsten jungen Männer des reichen Hamburgs, ich soll mir durchaus einen Beruf erwählen! Das wäre ja geradezu unredlicher Wettbewer!“

„Und doch kann ich Papa nicht so ohne weiteres verdammen! Nimm Platz und höre mir zu!“

Klara nahm ihm gegenüber Platz und sagte: „Gleich nach Deiner Abreise erklärte mir der Vater folgendes: Frühzeitig war ihm der Vater gestorben, und die Mutter erzog den Knaben nicht, sie verzog ihn. So besah er zum Manne herangereift weder Lust noch Thattracht genug, einen Beruf zu erwählen. So verging im Müßiggange ein Jahr nach dem andern, die Mutter der Langeweile wurde immer untrüglischer. Immer von neuem nahm er sich vor, einen Beruf zu wählen, doch er kam zu keinem Handeln, es war schon zu spät für ihn, die Energie mangelte ihm, die Ausdauer. Doch wäre er nicht der Sonderling geworden, wenn nicht Folgendes sich ereignet hätte. Der Garten seines elterlichen Hauses grenzte direkt an die Elbe, an deren Ufer stets ein tadelloser Nachen lag. Einen Monat vor seinem Weggange von seinem Geburtsorte, vernahm er eines Morgens klägliche Hilferufe von der Elbe her. Er eilte aus dem Zimmer, stürzte dem Flusse zu und sah, wie mitten auf demselben neben einem umgeschlagenen Kahn ein Knabe mit den Wellen kämpfte. Erst als er seinen Nachen in das Wasser schieben wollte, bemerkte er, daß der gekenterte Kahn sein eigener war. Sonst war kein Mensch und kein Nachen in der Nähe; Papa selbst konnte nicht schwimmen. So mußte er mit blutendem Herzen sehen, wie der Knabe nach kurzem Ringen in den Wellen versank. Obwohl der Verunglückte einer der nichtmüßigsten Jungen des Städtchens war und selbst sein Unglück verschuldet hatte, so nahm er sich dessen Tod doch so sehr zum Herzen, als trübe er mit Schuld an dem Unglück. Seit jener Stunde verfolgt ihn der starrte Blick des Knaben, und es duldet ihn nicht länger im elterlichen Hause, in seiner Vaterstadt. So sagte er den Plan nach Hamburg zu ziehen, und hier begann sein absonderliches Leben. Seit der Todesstunde des Knaben hat ihn die Idee erfasst, er müsse ein Menschenleben retten!“

„Eine fixe Idee!“

„Wag sein! Aber wer will ihn tabeln?“

„Ich! Um dieser fixen Idee willen sollen

wir beide auf unser Lebensglück verzichten? Niemals!“

Klara senkte traurig das Haupt und meinte Kleinlaut: „Was sollen wir machen?“

„Das laß meine Sorge sein!“

„Was willst Du thun?“

„Deinem Vater die Ruhe und sein Gleichgewicht wiedergeben! Frage nicht! Ich kann Dir jetzt noch nichts sagen, aber vertraue mir! Ich werde Dir für Uebermorgen eine Einladung Deiner Freundin und meiner Base Franziska Peterfen zumommen lassen, der Du folgen mußt! Ferner mußt Du dafür sorgen, daß Dein Vater Dich begleitet.“

„Ich bitte Dich, Karl, sage mir, was Du vorhast? Wenn Dir etwas mißlingt, dann ist unsere Lage schlimmer, als je zuvor.“

„Schlimmer kann sie nicht werden! Glaube mir, ich werde Deinem Vater ein guter Arzt sein! Er soll von seinen fixen Ideen ganz genesen.“

Trotz ihrer Bitte sagte er seiner Geliebten nichts und verließ sie.

Die Villa der Base Franziska Peterfen war ein schönes und wertvolles Besitztum, an drei Seiten mit herrlichen Gartenanlagen umgeben, während die vierte, die Rückseite, direkt von der Alster bespült wurde. In einem Zimmer dieser Villa trafen zwei Tage später Krug und Peterfen zusammen, während Klara mit ihrer Freundin erregt im Garten auf und nieder wanderte.

Peterfen hatte versucht, Krug in Güte für sich zu gewinnen, doch vergebens.

„Sie wollen mir also Ihre Tochter nicht geben?“ fragte schließlich Peterfen drohend.

„Nein! Niemals!“ erwiderte Krug entschieden.

„Dann geschieht ein Unglück!“

Krug suchte verächtlich die Achseln.

„Sie wollen keine Verunft annehmen?“

„Nein! Niemals!“ schrie Krug beinahe erboht.

„Nun wohl! So kommen die Folgen auf Ihr Haupt!“

Das Zimmer lag im ersten Stock und hatte einen Balkon, der grade über der Alster hing. Peterfen eilte auf diesen Balkon mit den Worten: „Auf Wiedersehen in einer besseren Welt!“ Er schwang sich über die Brüstung. Einen Augenblick später hörte Krug, wie die Wellen der Alster über den Hinabgestürzten zusammenschlugen. Jetzt wich die Starchheit von Krug, nun strahlte sogar sein Antlitz vor freudiger Erregung. In einer Sekunde hatte er sich seines Todes und seiner Schufe entledigt, dann stürzte auch er sich kopfüber vom Balkon in die Alster.

Im selben Augenblick tauchte Peterfen auf; mit einem freudigen Rufen schwamm Krug auf ihn zu und packte fest den vermeintlichen Selbstmörder. Ansethrend suchte Peterfen sich von seinem Netter los zu machen, in Wirklichkeit aber strebte er dem Ufer zu, welches auch in wenig Minuten von den beiden erreicht wurde, wo bereits die zu Tode erschrockenen Freundinnen standen. Auch Klara zitterte vor Aufregung und Schreck, obwohl sie den richtigen Zusammenhang ahnte.

Triefend vom Wasser schaute Krug mit einem bisher ungelaknten Gefühl des Glückes und der Zufriedenheit auf den Geretteten. Dieser dagegen blickte mit finsterner Miene auf seinen Netter und grollte: „Warum haben Sie mich gerettet? Das hat keinen Zweck! Ganz und gar keinen! Ich mag nicht länger leben! Ich gehe doch heute wieder in die Alster oder Elbe!“

„Das werden Sie nicht thun!“ schrie Krug und hielt seinen Geretteten fest.

„So bereuen Sie Ihre Weigerung?! Nein? Gut! So gehe ich gleich wieder in die Alster!“ Er zog seinen Netter mit Gewalt zum Wasser hin.

„Halt! Halt! Einmal gerettet ist genug!“

„Sie geben mir Ihre Tochter zur Frau?“

„In Gottes Namen — ja ja!“

Mit einem Freudenstrei eilte Peterfen auf die Damen zu, doch diese ergriffen vor dem

Wassertriefenden lachend die Flucht. In Ermangelung eines Liebern Gegenstandes umarmte Peterfen seinen zukünftigen Schwiegervater, der die Umarmung mit Stolz erwiderte.

Krug war geheilt von seiner fixen Idee. Er hatte seine Schuld gestühnt und lebte von dieser Stunde an wie andere gewöhnliche Sterbliche.

Als Klara später dem Verlobten Barmwürfe machte über sein frebles und gefährliches Spiel, da lachte er herzlich: „Ich wo, Gefahr! Ich bin preisgekrönter Wettschwimmer.“

Krug hat nie die Wahrheit erfahren und ist heute noch stolz auf sein Rettungswerk.

Amerlei.

* Eine Blindenhochzeit. Aus Cleveland, Ohio, wird berichtet: Wohl eine der merkwürdigsten Hochzeiten hat hier im Hause George B. de Weese's, des Sekretärs der „Blinden-Vereinigung“, stattgefunden. Herr de Weese ist blind. Der junge Gemann und seine Gattin sind blind. Die Ehe wurde vom Friedensrichter Palmer vollzogen. Er ist blind. Blind sind auch die 50 Personen, die als Gäste geladen waren, und der musikalische Teil der Feier wurde von Blinden ausgeführt.

* Beim Heiratsvermittler. Ich möchte gern eine reiche, ehrbare Frau haben! — „Wünschen Sie mehr Ehr' oder mehr Baar?“

* Immer der Gleich. Professor (der für einem Herrn einen früheren Schüler wiederzuerkennen glaubt): „Bitte, mein Herr, waren Sie nicht früher einmal so ein kleiner Knabe mit dreizehn Jahren?“

* Guier Vorsatz. Gefängnisdirektor (zum entlassenen Sträfling): „Sie müssen die Anhalt mit dem festen Vorsatz verlassen, nie mehr dahin zurückzukehren!“ — Sträfling: „Den Vorsatz hab' ich schon, Herr Direktor — aber wenn? mit halt wieder davor!“

* Rettungs-Inserat. Diesenigen Herrschaften, die an Hühneraugen, Einwuchs der Nägel, Wollen und Warzen leiden, werden schmerzlos beehligt.

N. N.,

Operateur, X-Gasse 6.

Charade.

Such' mich nicht in der Armut Hütte, Sondern wo die Schritte In die freundliche Natur, Auf die junge Frühlingsflur; Auch in Kirchen und Palästen, Bei Auszügen und bei festen Fänden sich der Ersten Spur. Wenn der zweiten Sinn erschneit, Stehet man oft da und weinet; Oft blüht auch der Zukunft Glück Nach entflohenem Mißgeschick; Doch wenn sich der Arme täufchet, Wenn er die zwei Lehten beischet, So verwünscht er sein Geschick, Auch wird, nimmt man die drei Lehten zusammen, Das Karze für immer und ewig verdammen.

Palindrome.

Ein Berg, berühmt seit alten Tagen, Ein stolzer Berg, kein stütend Meer! — Doch ward ein Schiff hinzugezogen Und fluten wogten rings umher. D'rauf hört man Singen auch und sagen Ein Lied zu Gottes Ruhm und Ehr! Kehrt' du das Wort um, das ich meine, Hört' du es schallen durch den Wald. Ein Hirschelein stürzt und streckt die Beine, — Des Jägers Bißche hat getnallt. Dann tief im Fort, im dunkeln Haine Klingt lustig so die Stimme bald.

Suchraben-Rästel.

L L L L
B L E L
W L L L

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer:

Charade: Kothtrappe.
Suchraben-Rästel: Zwei Gebratene Nachteln.



Verantwortl. Redakteur: Anton Siehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
C. M. B. S., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Fünfundwanzigster Sonntag nach Pfingsten (Kirchweihfest).

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13 24-30. „In jener Zeit trug Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Menschen, der guten Samen auf seinem Acker säete. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säete Unkraut mitten unter den Weizen und ging davon. Als nun das Kraut wuchs und Frucht brachte, erschien auch das Unkraut. Da traten die Knechte des Hausvaters herzu und sprachen zu ihm: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Und er sprach zu ihnen: Das hat der Feind gethan. Die Knechte aber sprachen zu ihm: Willst du, daß wir hingehen und es auf sammeln? Und er sprach: Nein, damit ihr nicht etwa, wenn ihr das Unkraut auf sammelt, mit demselben zugleich auch den Weizen ausreißet. Laßt es beides zusammen wachsen bis zur Ernte und zur Zeit der Ernte will ich zu den Schnütern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündeln zum Verbrennen; den Weizen aber sammelt in meine Scheuer.“

Der Apostelkürst Petrus.

VI.

Heute begeht unsere Erzbischofse die Gedächtnisfeier der Einweihung aller ihrer Kirchen. Wie manches altherwürdige Gotteshaus besißt unsere Erzbischofse! Viele darunter sind zwar schlicht in der Bauart; aber nicht nur durch die einstige Konsekration des Bischofs sind ihre Mauern geheiligt, sondern auch durch den Hauch der frommen Gebete und Gesänge, die im Laufe der Jahrhunderte dort erklingen sind; und wie vielen frommen Vätern ist nun bereits dort droben „Heil widerfahren“!

Die Parabel des Evangeliums vom heutigen Sonntage enthält eine wichtige Prophezeiung des Herrn bezüglich der Zukunft Seiner Kirche: daß es nämlich auf ihrem Acker stets auch Unkraut geben werde.

Die Wichtigkeit dieser prophetischen Parabel erhellt vor allem aus der ausgesprochenen Wahrheit, daß es dem Bemühen der Guten nie gelingen wird, hindern eine Welt des Guten und Besten und einen Zustand ungeführter Herrschaft der Gerechtigkeit zu schaffen. Immer wird es „Unkraut“, Uergerniß und Widerstreit geben. So ist es immer gewesen und so wird es immer sein.

Ebenso wenig aber wird es dem Bemühen der Hölle und aller Bösen glücken, das Gute in der Kirche Gottes — wenn ich so sagen soll, — mit Stumpf und Stiel auszurotten und die Ungerechtigkeit zur alleinigen Herrschaft zu bringen. So sicher es ist, daß es stets Unkraut geben wird, ebenso sicher wird es stets auch gute Frucht geben, denn auch das hat der Herr vorhergesehen.

Endlich aber lösen sich alle Gegensätze und scheinbaren Widersprüche durch das großartige Ende, das Weltgericht, mit dem die Parabel schließt. Dasselbe hat also auch einen allgemeinen „socialen“ Zweck, nämlich das

Mäkel der „Uergernisse“ des Reiches Jesu zu lösen und ihnen für immer ein Ende zu machen. In wenigen marionettenartigen Zügen wird der Verlauf des Weltgerichtes dargelegt: Die „brennenden Bündel“ der unglücklichen Verdammten, im Gegensatz zu „den Weizen“ der Auserwählten, die in das offene Thor des himmlischen Reiches einziehen. — So bietet uns diese Parabel den Schlüssel für alle großen Wirren und Uergernisse in Welt und Kirche und damit Licht und Trost in allen öffentlichen Drangsalen.

Nun zur Apokalypse zurück! Die Nachricht, daß auch die Heiden das Wort Gottes angenommen hätten, war inzwischen nach Judäa und Jerusalem überbracht worden. Es konnte nicht fehlen, daß dieses unerwartete Ereigniß allgemeinen Aufsehen erregte, selbst die übrigen Apostel mußte es befremden; geradezu mit Korwürfen aber empfiengen den von Cäsarea heimkehrenden Petrus einige neubekehrte Eiferer aus dem Judenthum: die Aufklärung aber, die der Apostelkürst durch Erzählung der wunderbaren Ereignisse in Cäsarea ihnen gab, war genügend, um das Apostel-Kollegium zu beruhigen und über die Absichten Gottes zu belehren und zugleich jene Kauatler zum Schweigen zu bringen. — Nun lassen wir die Apokalypse selbst weiter berichten:

„In jener Zeit legte der König Herodes Hand an, um Einige von der Kirche zu vernichten. Er ließ Jakobus, den Bruder des Johannes, mit dem Schwerte töten; und da er sah, daß dies den Juden gefiel, ließ er auch den Petrus ergreifen. Es waren aber die Tage der ungeführten Brute (Osterfest). Da er ihn (Petrus) nun hatte gefreit lassen, ließ er ihn in's Gefängnis werfen und übergab ihn einer vierfachen Wache von je vier Soldaten, um ihn nach dem Osterfeste dem Volke (zur Hinrichtung) vorzuführen. Also ward zwar Petrus in dem Gefängnisse verwahrt;

Kirchskalender.

- Sonntag, 12. November. 25. Sonntag n. Pfingsten. Kirchweihfest. Anibert, Bischof. Evangelium Matthäus 13, 24—30. Epistel Kolosser 3, 12—17. Festtags-Evangelium Lukas 19, 1—10. Epistel Hebräer Offenbarung 21, 2—5. St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium der Männer-Sodalität. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Jungfrauen-Kongregation. Nachmittags 1 1/4 Uhr Vortrag und Andacht für dieselbe. Maria Himmelfahrt-Kirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion für die Knaben. St. Martin: Abends 6 Uhr Schluß der St. Martins-Ottav mit feierl. Komplet, Predigt, Umzug u. Liedern. St. Anna: Nachmittags 6 Uhr, Vortrag u. Andacht für die marianische Dienstmädchen-Kongregation.
- Montag, 13. November. Stanislaus Kofka. St. Andreas: Morgens 1/10 Seelenmesse für die 4 letzten verstorbenen Jesuiten in Düsseldorf.
- Dienstag, 14. November. Albertus Magnus, Bischof.
- Mittwoch, 15. November. Leopold, Markgraf. St. Andreas: 1/10 Uhr Seelenmesse für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
- Donnerstag, 16. November. Edmund, Bischof.
- Freitag, 17. November. Gregor, Bischof.
- Samstag, 18. November. Eugen, Bischof. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.

aber die Kirche betete ohne Unterlaß für ihn zu Gott. — Als nun Herodes ihn vorführen wollte, in eben der Nacht vorher schlief Petrus zwischen zwei Soldaten, gefesselt an zwei Ketten; und Wächter hielten vor der Thüre des Gefängnisses die Wache. Und siehe! Da stand ein Engel des Herrn (vor ihm) und Licht strahlte im Kerker; und er stieß Petrus an die Seite, weckte ihn auf und sprach: Steh eilig auf! — Und es fielen ihm die Ketten von den Händen. Der Engel aber sprach zu ihm: Gürtle dich und und ziehe deine Schuhe an! — Und er that also. Jener (der Engel) aber sagte zu ihm: Wirf dein Kleid (Mantel) um und folge mir! — Da ging er (Petrus) hinaus, ihm nach, und er wußte nicht, ob das Wirklichkeit sei, was durch den Engel geschah; vielmehr glaubte er, daß es ein Gesicht sei. Sie gingen nun durch die erste und zweite Wache (die vor der ersten und zweiten Thüre standen) und kamen zu dem eisernen (äußeren) Thore (des Gefängnisses), das in die Stadt führt. Dieses öffnete sich ihnen von selbst, und sie traten hinaus und gingen eine Gasse voran; und alsbald schied der Engel von ihm. — Da kam Petrus zu sich selbst und sprach: Nun weiß ich fürwahr, daß der Herr Seinen Engel gesandt und mich entlassen hat der Hand des Herodes und aller Erwartung des Judenvolkes! — Und er erwog bei sich, was mit ihm geschehen war, und kam zum Hause der Maria, der Mutter des Johannes Markus (des Evangelisten), wo Viele zum Gebet versammelt waren.“ (Apostelgesch. 12, 1—12.)

Also eine neue Anfechtung! (sagt der Herr Jesus Christus) aber man beachte wohl unsere Bemerkung: wie sich die Ereignisse wunderbar verflochten, wie das Ganze ein Gemebe aus Erquickung und Trübsal ist! Nicht mehr die Juden, nicht der Hohe Rat, sondern der König legt nun Hand an, um der Kirche Böses zuzufügen! (26. Hom.) Damals hatten die Juden wirklich wieder einen König aus dem Hause Herodes', des sog. Großen. Nach dessen Tode hatten die drei noch lebenden Söhne Archelaus, Philippus und Antipas (der in der Lebensgeschichte Jesu eine Rolle spielt), mit Genehmigung des Römischen Kaisers sich in das Reich geteilt. Philippus starb, und Archelaus und Antipas wurden von dem Kaiser ihrer Herrschaft entsetzt und in die Verbannung geschickt. Da gelang es dem Großen einstmals aus Argwohn gemordeten Prinzen Aristobulus nach mancherlei widrigen Schicksalen, sich in Rom bei den Kaisern Caligula und Claudius so einzuschmeicheln, daß er, außer den erledigten Tetrarchien, auch noch Judäa und Samaria nebst dem Königtitel erhielt, und somit alle Macht und Würde seines Großvaters wieder in sich vereinigte. — Um sich nun bei der jüdischen Nation, der er als Herrscher von Rom aus aufgedrungen worden, möglichst beliebt zu machen, lehrte er heuchlerisch den eifrigen Anhänger des Gesetzes hervor. Die Täuschung schien ihm so leichter, wenn er die den samaritanischen Juden verhafteten Jünger Jesu verfolgte; so ließ er den Apostel Jakobus, den Älteren, ergreifen und ohne gerichtliche Untersuchung mit dem Schwerte hürichten. Zweifelloß mußten die Mörder des Messias und Seines Jüngers Stephanus dieses grausame Vorgehen sehr gefallen, und der dieser ersten Gewaltthat gezoßte Beifall bestimmte den Tyrannen, auch nach dem Apostelstürzen die Hand auszustrecken.

Hier aber bewies der Herr der Kirche wieder in augenscheinlicher Weise, daß keine irdische Macht im Stande sei, die Schlüssel Gottes zu durchkreuzen; die Kirche aber, von dieser Wahrheit lebhaft durchdrungen, verharrt in eifrigem Gebete für den gefangenen Apostel des Herrn!

S.

Unser Hering.

Von Dr. E. Windt.

Unser Hering macht uns in diesem Jahr viel Sorge, denn er ist teuer und selten. Selbstverständlich nur verhältnismäßig selten, wie folgende Ziffern beweisen werden. In normalen Jahren, also in solchen, welche die goldene Mittelstraße innehalten, werden an den bekannten Fangstätten insgesamt rund vier Millionen Tonnen Heringe gefangen, welche einen Wert von rund hundert Millionen Mark repräsentieren. In diesem Jahre sind bis heute, wo das Jahr schon zur Reize geht, nur eine Million Tonnen Heringe gefangen worden, also nur ein Viertel der Durchschnittsziffer. Das ist um so empfindlicher, weil schon im Jahre zuvor die Ausbeute eine geringe war, etwa 2/3 Mill. Tonnen. Die Hauptschuld an diesen geringen Fängen soll das ungünstige Wetter haben, doch ist das schwer zu kontrollieren. Jedenfalls wird bis zum Frühjahr, wo erst wieder ein neuer Fang stattfindet, der Preis des Herings immer mehr steigen. Das ist für viele Volkskreise eine unangenehme Aussicht, denn der Verbrauch des Herings ist in gewissen Kreisen ein ganz gewaltiger. Rechnet man doch, daß Berlin allein jährlich für 10—11 Millionen Mark Heringe verbraucht. Für die ganze nördliche Erde ist der Hering einer der wichtigsten Fische. Er gehört zu den Raubfischen und heißt lateinisch Clupea harongus. Seine Nahrung besteht hauptsächlich aus kleinen Kerbtieren und aus Infusorien. Er findet sich besonders in der Nord- und Ostsee, sowie im nördlichen Ozean. Vom Beginn des Frühjahrs bis in den Spätherbst steigen die Heringe zu Millionen aus den Tiefen, um an den Küsten und an den Mündungen der Flüsse zu laichen, was binnen zwei bis drei Tagen geschieht. Der Hering ist nämlich ein Tiefseefisch, er wohnt stets in der Tiefe des Meeres, was schon seine Nahrung bedingt. An der Oberfläche erscheint er nur zur Zeit des Laichens. Die Wanderungen der Heringe aus dem Norden, an die man heute noch stellenweise glaubt, sind eine Fabel. Im Frühjahr und Herbst erscheinen die kleineren, im Sommer die größten Heringe. Sie kommen nur in großen Scharen angezogen, in merkwürdig regelmäßiger, keilförmiger Ordnung. Den Fischern verraten sie sich durch die auf ihrem Wasser schwimmenden, abgeriebenen Schuppen. Man fängt sie am besten nachts bei Laternenlicht, und verwendet dazu ungeheure, bis zu 200 Schritte lange Reize. Bei den Holländern sind diese meist aus persischer Seide gefertigt und von dunkler Farbe, da eine helle Farbe die Fische verschrecken würde. Die größten Reize fassen bis zu 150 000 Stück Heringe. Um einen solchen Reizezug zu thun, braucht man 7—8 Stunden Zeit, um das Netz heranzuziehen und aufzuwickeln. Schon im Jahre 1870 beschäftigten sich beinahe eine Million Holländer mit dem Heringsfang. Heute bringen allein die Holländer jährlich an die 500 Millionen Heringe heim. Die Schotten und Irländer fangen nur 50—80 Millionen. An der schwedischen und norwegischen Küste dagegen fängt man durchschnittlich eine Milliarde. Hier bearbeitet man den Hering auf dem Lande, da man der Küste sehr nahe ist. Die Holländer schlachten und pöken ihn direkt auf See, in ihren sogenannten Gautes. Das Schlachten des Herings geschieht mittels eines besonders dazu konstruierten Messers, indem die Kehle herausgeschnitten wird, um Eingeweide, Magen, Leber und mit dieser die Galle zu entfernen. Durch dieses Verfahren macht man den Fisch schmackhafter. Das gesunde und nahrhafte Fleisch des Herings wird gesalzen, gedörrt und geräuchert. Die besten, zuerst gefangenen Heringe nennt man Maiken oder Jungferneringe und den Ansichs Heringswrad. Für den Handel kommt hauptsächlich der Vollerhing in Betracht, also solche die mit Roggen oder Milch versehen sind. Rogner und Milchner nennt sie der Volksmund. Zwölf bis fünfzehn Stunden bleiben die ausgenommenen Heringe

in einer Seesalzlake liegen, dann werden sie sorgfältig gesondert, wieder in Tonnen verpackt und abermals mit Seesalz bestreut. So kommen sie dann in den Handel. Dieses Einsalzen nennt man das weiße, im Gegensatz zum roten. Bei letzterem bleiben die Heringe 24—48 Stunden in einer Salzlake liegen, dann werden sie mit den Köpfen auf hölzerne Spieße gestekt und in eigens dazu erbauten Defen gedörrt und geräuchert. So entsteht der bekannnte und beliebte Bisking. Die besseren Sorten werden in Stroh und Körbchen, die geringeren Sorten dagegen in Tonnen verpackt, daher die Namen Tonnen- und Strohbückinge. Dieser sonderbare Name stammt von dem Holländer Bödel, der zuerst den frischen oder grünen Hering räucherte und in den Handel brachte. Auch das Erfinden des Einspökelns wird diesem Bödel oder Beudel zugeschrieben, der diese hochwichtige Entdeckung um das Jahr 1416 gemacht haben soll. Nach einer anderen Lesart soll den Holländern das Einspökeln des Herings schon im Jahre 800 bekannt gewesen sein. Jedenfalls hat sich der vorgenannte Bödel um diesen wichtigen Vorgang große Verdienste, durch Verbesserung und Ausbreitung erworben. Der feinste Hering ist der Jungferner-Hering, also ein Fisch, der noch nicht gelacht hat. Der schlechteste ist der Zhlen-Hering, ein Fisch, der eben abgelacht hat. Er ist ziemlich kraft- und fettlos. Aus diesem Fisch, der gewöhnlich sehr lang ist wird meist der bekannnte Berliner Kollmops gemacht.

Der also zur jetzigen Zeit davor geschäft sein will, Zhlenheringe zu erhalten, der achte darauf, daß er wirklich Milchner oder Rogner, also Kollheringe erhält, das ist die beste Garantie für eine gute Ware. Dadurch wird auch dem Unflug gesteuert, daß von den Kaufleuten oder deren Gehilfen den Vollerhing die Milch oder der Roggen ausgenommen wird.

Man glaubt heute noch vielfach, daß der Fang von Heringen durch Menschenhand, wenn er übergroß betrieben wird, den endlichen Eingang der Heringe herbeiführen würde. Das ist nach den neuesten Forschungen durchaus nicht der Fall. Die Tierwelt vernichtet mehr Heringe, als die Menschheit. Fast alle Seevögel, sowie die Haifische, die Wale und andere kleinere Seefische, wie der Raiblan, alle, alle lieben den Hering als einen Vederbissen und ernähren sich hauptsächlich von ihm. Man nimmt an, daß durch die Tierwelt wohl hundert mal mehr Heringe verzehrt werden als durch die Menschen. Sollte diese Tierwelt daran schuld sein, daß der Heringsfang sich vermindert, so müßte man diesen Konkurrenten ernstlich zu Leibe gehen.

Lasset die Sonne nicht untergehen über Euren Jörn.

Von Ricorda Bunte.

Noch immer klingen mir die Mahnworte ins Ohr, die uns an unserm Hochzeitstage der alte Parrer am Schluß der Traurede aus Herz legte: „Lasset die Sonne nicht untergehen über Euren Jörn!“ Er war nicht bedröcklich, der alte Herr, und sein durchdacht konnte man seine Rede auch nicht nennen! aber Goldkörner enthielt dieselbe, und eines derselben war der obige Spruch.

Auf der Heimfahrt von der Kirche meinte auch mein Mann (mein Mann, nannte ich ihn ein über das andere Mal), daß der Schlußsatz der Traurede werde ihm unergötzlich bleiben. Und wahrhaft Segen bringen hat der Spruch gewirkt, denn wir gelobten uns damals, ihn stets vor Augen zu halten.

Mein Mann hatte mir bald nach unserer Verlobung gefunden, daß er sehr leicht die Geduld verliere, daß er dann aufbrause und vielleicht, zu seinem eigenen Schmerze später, wehe thue. Er habe jaargelang an der Bekämpfung seines Sturms und Drauf-Zempe-ramentes gearbeitet und habe in der letzten Zeit schon öfter den Sieg davongetragen, sodaß

er hoffe, auch bei ihm werde mit den Jahren die Ruhe eintreten.

Mein Gatte war, wie ich bald bemerkte, äußerst künstlich. Alle seine Mahlzeiten, Spaziergänge, Arbeiten u. s. w. waren nach der Uhr geregelt, und ich Aermste stammte aus einer Familie, bei der die auf die Minute abzuführenden Eisenbahnsüge als eine rüchichtslose Einrichtung angesehen wurden. Künstlichkeit hatte bei uns nie geherrscht, ein Uebelstand, der sich durch die übergroße Nachsicht eines herzoglichen Vaters täglich vergrößerte. Ich sah mit Schrecken ein, daß hier wohl mein zukünftiger Gatte in allererster Linie Anstoß nehmen werde und bestrebe mich daher aus allen Kräften, das alte Uebel auszurotten. Aber eine Krankheit, die durch jahrelange Nachsicht veraltet und tief eingewurzelt ist, läßt sich nicht so bald heilen.

Anfangs war ich eine Muster-Hausfrau. Mit der Zeit aber wuchs die Arbeit, und mit Schrecken gewahrte ich, daß ich die Schnelligkeit nicht kannte, mit der die sechzig Minuten einer Stunde verschwinden. Ich kam zu spät! zuerst wurde die peinliche Lage, in welcher wir uns beide befanden, hinweggeschertzt; aber als die Unregelmäßigkeit zunahm, wurde mein Mann ernstlich böse. Dann folgten bittere Stunden, da ich glaubte, meinen Fehler beschönigen oder gar verteidigen zu müssen. Mein Mann zog sich müde zurück in sein Arbeitszimmer zurück, und ich ärgerte mich über seine „Rüchichtslosigkeit“, wie ich sein Verhalten sardonisch nannte. Dann folgten Selbstvorwürfe.

Manchmal verließ mein Mann gar das Haus und suchte im Freien seiner Erregung Herr zu werden. Kurz, am Himmel unseres Ehelebens zogen Wolken auf, die uns auf immer die Sichtblicke des Friedens zu entziehen drohten. Ein solcher ungemüthlicher Zustand brauchte nur ein einziges Mal vierundzwanzig Stunden zu dauern, so war die Versöhnung erschwert. Das folgende Mal würde derselbe sich vielleicht noch länger hinausgezogen haben, und wer weiß, ob nicht unser ganzes Eheglück entzündet wäre.

Deshalb rief ich mir jedesmal die mahnenden Worte unseres alten Pfarrers ins Gedächtnis und ruhte nie, bis mein Mann mir die Hand gegeben, bevor wir uns zurückzogen. Ich habe es nie übers Herz gebracht, großend mein Lager aufzuweichen und, Gott sei Dank, ich gewann immer wieder Boden bei meinem guten Manne. Jetzt aber übertriffte ich ihn an Künstlichkeit!

Auch er kam einige Male zu spät heim. Dann sah ich klopfenden Herzens und erwartete des lieben Sünders Kommen. Und er kam mit einer Blume oder einem Geschenke, und wenn ich ihm dann glücklich, wie eine Königin, Verzeihung gewährte, wenn die Versöhnung durch einen herzhaften Kuß bekräftigt und besiegelt war, dann gedachten wir in dankbarer Erinnerung des Segen spendenden Spruches: „Lasset die Sonne nicht untergehen über Eurem Horne!“

Der neue Mieter.

Kriminalnovelle nach dem Englischen von Wilhelm Thal.

Ein Gentleman mit unabhängigem Vermögen wünscht bei kleiner Familie einzumieten, Miete Nebenfache. Adressen unter 00006.

Frau Eilert und ihre Tochter Rosa sahen eines Morgens beim Frühstück, als die letztere, die die Zeitung vor sich liegen hatte, vorstehende Annonce vorlas.

„Was meinst Du dazu, Mutter?“ rief sie. — „Das wäre etwas für uns, und wir können uns bequem damit einen Nebenverdienst beschaffen. Wir wollen nur gleich antworten. Was muß der Mann eine Menge Geld haben, wenn er schreibt, Miete Nebenfache.“

Der Brief dauerte einige Zeit, doch schließlich lautete er zu Rosas Zufriedenheit, und die beiden Damen warteten nun gespannt, ob auch eine Antwort erfolgen würde; statt

dessen erschien der Inserent selbst am nächsten Morgen.

Die Wohnung schien ihm sehr gut zu gefallen, denn er meinte, so eine hätte er schon seit Jahren gewünscht, auch wäre der Preis niedriger als er erwartet hatte. Er sagte Frau Eilert sein Name wäre Eduard Tobias Trenkler, er hätte sich einiges Vermögen in Indien erworben, wäre Junggeselle, hätte das Hotelleben und die möblierten Zimmer satt und wollte nun in Familie leben. Er nannte sein Bankhaus, gab eine Anzahlung und erklärte, er würde am nächsten Abend gegen 7 Uhr erscheinen und gleich am Abendessen teilnehmen.

In der That erschien er in einer Droschke, doch sein ganzes Gepäck bestand in einer Violine und einer Gitarre. Frau Eilert fühlte sich etwas enttäuscht, als hinter der Droschke ein Omnibus auftauchte, der buchstäblich vollgepfropft war; doch der Fremde erklärte, er hätte nicht die Absicht, alles bei sich zu behalten; da viele der Koffer und Kisten wertvolle Gegenstände aus fremden Ländern enthielten, so hätte er die Absicht, sie bei einem größeren Bankhause zu deponieren.

Nach dem Essen, bei dem sich der neue Mieter als ein vornehmer Gesellschafter zeigte, begab sich das Trio in den Salon. Frau Eilert forderte Rosa auf, etwas zu singen. Herr Trenkler war hochentzückt, er holte seine Geige vor und bat Rosa, ihn auf dem Klavier zu begleiten; dann erklärte er, er wäre ein leidenschaftlicher Anhänger der Musik, und seine Geige hätte ihn auf allen seinen Zügen durch Indien begleitet.

Nun brachte Frau Eilert ein Album mit Ansichten zum Vorschein, während Herr Trenkler Anekdoten aus seinem Wanderleben erzählte und Frau Eilert um die Erlaubnis bat, ihr einen seiner Koffer zeigen zu dürfen. Er wartete, bis das Dienstmädchen das Zimmer verlassen hatte und nahm dann die Schlüssel von dem Koffer. Mutter und Tochter gerieten über die Schätze, die er ihnen zeigte, in Verzückung; da lagen reizende Ringe, niedliche kleine Elephanten; blizende Gemmen, häßliche Höhenbilder mit Rubinen als Augen; seltsame Pfeile und andere exotische Kuriositäten mehr. Der neue Mieter war sehr erregt, als er in den Gegenständen wühlte, und schließlich bat er Frau Eilert einen Fächer und Rosa ein Armband von ihm anzunehmen; er quälte so lange, bis sie seinen Wunsch erfüllen mußten.

Der erste Abend war sehr angenehm verstrichen, und als die Damen sich zurückzogen, gratulierten sie sich, auf das Inserat geantwortet zu haben, obwohl Frau Eilert ihre Tochter auf die seltsame Erregung hinwies, in der sich der neue Mieter befunden hatte.

Frau Eilert und Rosa waren am nächsten Tage schon frühzeitig auf dem Posten, um ein schmackhaftes Mahl für den neuen Mieter zurecht zu machen; um das Frühstück brauchten sie sich keine Sorge zu machen, da er ihnen gesagt hatte, er nehme nur Thee und Bröckchen.

Herr Trenkler kam gegen 10 Uhr herunter und erklärte, nachdem er die Zeitungen durchgesehen, er würde nunmehr seine Schätze fortschaffen lassen. Schnell wurde eine Droschke besorgt und fünf der großen lebernen Koffer hineingesetzt. Herr Trenkler sagte dem Kutscher, er solle zunächst zu einem Kofferfabrikanten fahren, da er sich noch einen weiteren Koffer anschaffen wolle.

Ungefähr zwei Stunden später erschien ein Herr, der Herrn Trenkler zu sprechen wünschte; als er hörte, man erwarte ihn zum Abendessen zurück, sagte er, sein Geschäft wäre von Wichtigkeit und er hätte mit der Frau des Hauses zu sprechen.

Frau Eilert geriet in große Aufregung, als das Mädchen ihr diesen Auftrag antrug; sie und ihre Befürchtungen waren durchaus berechtigt, als der im Salon wartende Besucher seine Karte hervorholte und ihr mitteilte, er

wäre ein Mitglied der Kriminalpolizei von Scotland Yard.

Er sagte ihr, es wäre wohl sehr zweifelhaft, ob ihr neuer Mieter zum Abendessen nach Hause kommen würde, und bat sie, ihn in die Zimmer des Herrn Trentler zu führen. Frau Eilert war zu aufgeregt, um auch nur das geringste zu unternehmen, sie war zitternd in ihren Stuhl gesunken. Rosa dagegen erklärte, Trenkler wäre sofort nach dem Frühstück mit einem Teil seiner Sachen nach der Bank gefahren, um sein Eigentum dort zu deponieren, und sie wolle ihm den Rest gern zeigen.

Der Kriminalbeamte schlenkerte ärgerlich mit den Fingern und erwiderte:

„Gut! zeigen Sie mir die Sachen; aber ich merke schon, das was ich suche, ist fortgeschafft worden. Der Dursche ist uns doch entwichen, wenigstens für's erste.“

Nach diesen Worten gab er einem unten wartenden Gefährten ein Zeichen. Sie begaben sich in die Zimmer des Fremden und wühlten dort alles durch; dann erklärten sie Frau Eilert, der Mann wäre ein berüchtigter Dieb, der sich früher in Kalkutta als Violinvirtuos produziert hatte. Durch die Opiumleidenschaft war er von Stufe zu Stufe gesunken und in die Gesellschaft von Verbrechern gekommen; sein letztes Opfer war ein reicher Kaufmann, der sich entschlossen hatte, mit einer reichen Sammlung indischer Kostbarkeiten nach England zurückzukehren.

Trenkler war von seinen Gefährten ausgesehen worden, ihm nach England zu folgen und sich bei der ersten passenden Gelegenheit in Besitz seiner Kostbarkeiten zu setzen.

Er verstand es, das Vertrauen seiner Genossen zu rechtfertigen, sein Plan gelang auf's Beste. Herr Sandhelm, der Kaufmann aus Ostindien, hatte das Unglück, seinen Diener während der Leberfahrt am gelben Fieber zu verlieren. Trenkler bot seine Dienste an und wußte sich so unentbehrlich zu machen, daß Herr Sandmann ihn bat, bei ihm zu bleiben.

Als sie in London ankamen, betraute der Kaufmann den angeblich treuen Diener, mit der Aufsicht über sein Gepäck und statete einer Schwester, die er seit Jahren nicht gesehen, einen Besuch ab.

Trenkler verlor keine Zeit; aufstatt die Briefe, die auf das Inserat, das Herr Sandmann wirklich erlassen hatte, seinem Herrn zu übergeben, mietete er die Zimmer bei Frau Eilert und ließ das Gepäck fortchafften, wogu er in den Augen des Hotelpersonals durchaus berechtigt war, da dieses von der von Herrn Sandmann erlassenen Annonce Kenntnis hatte und auch wußte, welches hohe Vertrauen der Kaufmann in seinen Diener setzte.

Frau Eilert war in Verzweiflung und wurde infolge der ausgestandenen Aufregung krank; der Detektiv erschien mehrere Male und ebenso Herr Sandmann und eines Tages erzählten sie ihr, der Spießbube wäre in Wapping in einer Opiumkneipe gefaßt worden, wohin ihn die alte Leidenschaft wieder geführt hatte. Auch die Koffer mit den Kostbarkeiten wurden wieder zur Stelle geschafft, bis auf zwei, die nicht aufzufinden waren; doch Herr Sandmann trug diesen Verlust leicht und wollte nicht einmal von der Rückgabe der Geschenke etwas wissen; im Gegenteil, am Tage nach der Entdeckung des Diebes schickte er Frau Eilert als kleine Entschädigung ein prachtvolles Theeservice.

Rosa und ihre Mutter haben sich zugeschworen, ihre Wohnung nie wieder zu vermieten; sie haben von ihrem „neuen Mieter“ vollständig genug.

Die Martinsgans.

Humoreske v. Franz Kurz. (Elsheim (Chemnitz).

„Gah, Gah!“

Die Mutter war eifrig in der Küche mit Vorbereitungen zum Abenddinner beschäftigt und zwar so eifrig, daß sie gar nicht bemerkte

hatte, wie ihr 20jähriges Töchterlein heimlich zur Thüre hinaus geschlichen war.

Erst als sie die Martinsgans so weit hergerichtet, daß sie sie in die Pfanne legen konnte, verschauelte sie ein wenig, sah um sich und kurrte, als sie Elly nicht mehr erblickte, etwas vor sich hin, um sie dann laut zu rufen. Aber keine Elly gab Antwort.

„Da soll doch —“ meinte sie ingrinnig, „der w'd jener. Das verfluchte Geschöpf ist am Ende herunter gegangen und scharmgirt an der Hausthüre mit Nachbars Peter. Aber warte.“

Dann machte sie sich darüber her, die Gans auf das Feuer zu stellen.

„Nun, was hast du denn, Mutter, daß du so vor dich hindrummst?“ frug da ihr Mann, der Schreinermeister Gerber, der in diesem Augenblicke in die Küche trat und die letzten Worte noch gehört hatte. „Wie ist es denn mit der Gans?“ Und er schnupperte ordentlich umher. „Ich rieche ja gar nichts vom Braten.“

„Wirst's schon noch“, entgegnete sie. „Eben kommt sie in die Pfanne. Ein feines Exemplar, was? Unsere Gänse werden schauen.“

Und mit häusmütterlichem Stolze belieb- äugelte sie den kuckenden Braten.

„Und sich das Beste nehmen, selbstredend.“ „Gönnt's es ihm wohl gar nicht, Alter.“ „Lachte sie nun. „An sollst schon deinen Teil bekommen.“

„Au, ich freue mich auch drauf.“ Und er rieb sich die Hände im Borgemüthe dessen, was da kommen sollte. „So 'ne Gans ist eigentlich die großartigste Erfindung seit St. Martin.“

„Jawohl, was du da wieder schwäpsest. Doch hast du Elly nicht gesehen?“ „Ne.“ Er sah jetzt ein wenig verwundert an.

„Wo mag denn nur das Kind dann stecken? Es ist doch schon dunkel, da gehören doch junge Mädchen nicht mehr auf die Straße.“

„Na, sie soll schon wieder kommen“, lenkte er ab.

„Sie soll schon wieder kommen“, schalt sie. „Damit ist für euch Männer die Sache abgethan. Nur ja nicht, daß ihr Euch aufregt.“

„Nun, dafür regst du dich doch auch um so mehr auf.“

Da geriet sie aber ordentlich in eine Kampf- stimmung.

„Soll man das vielleicht nicht? Woju ist man denn Mutter? Was muß doch über seine Kinder wachen. Und Elly ist noch viel zu jung und zu dumm, um Liebeleien anzu- bringen. Das solltest du dir doch auch selbst sagen.“

Meister Gerber hatte sich dicht neben den Ofen gesetzt, der eine glühende wohlthuende Hitze ausströmte. Jetzt nickte er nur mit dem Kopf.

„Vielleicht steht sie am Gartenzaun.“

„Das werden wir gleich haben. Paß nur mal auf die Gans an.“

Und sie ging hinunter in den Garten. Aber auch da war keine Elly zu sehen. Nur das Hintertürkchen stand offen. Und das hatte sie erst beim Dunkelwerden selbst geschlossen.

„Dachte ich's doch. Dadurch ist sie gegang- en. Und wer weiß, wo sie nun mit dem grünen Jungen steckt, dem Windbeutel. Und bei der Kälte?“

Zusammenschauernd stand sie noch einen Augenblick da. Dann fiel's ihr ein, daß sie neulich erst einen Brief Peter's aufgefangen, in welchem dieser ihre Tochter gebeten habe, am Abend in Wildner's Konditorei zu kom- men.

„Da sind sie am Ende auch jetzt. Aber den Spaß verjage ich Euch. Nichtig“, sie war wieder in's Haus getreten, „ih'r Hut und Za- cker hängen nicht am Kleiderhaken.“

„Die Gans wird fein“, empfing sie stillber- güßigt ihr Mann. „Sieh nur, wie das brodelt und knuspert.“

„Du kommst mal einen Augenblick Ach-

auf sie geben. Aber daß Du sie mir nicht anbrennen läßt. Ich will mal schnell in die Stadt.“

„Als ob ich so was anbrennen ließe. Wenn Du wieder kommst, sollst Du zufrieden sein.“

„Was würden unsere Gänse sagen, wenn wir Pech mit der Gans hätten.“

Schon hatte sie ein Tuch um den Kopf ge- schlagen und elkte hinaus. — — —

Immer brauner wurde der Vogel, immer verführerischer krieg sein Duft dem Meister Gerber in die Nase.

„Nicht anbrennen lassen. Hu. Da muß ich sie einmal probieren.“

Und er nahm Gabel und Messer und schnitt sich ein kleines Stückchen ab, das er langsam verzehrte, langsam und bedächtigt.

„Hu, hu“, meinte er wieder nachdenklich. „Noch nicht ganz recht. Na, holen wir uns draußen ein Gläslein Wein, dann geht das Braten besser.“

Und also that er und dann setzte er sich gemächlich hin und wartete. — — —

Die Mutter war unterdessen zu der Kondi- torei gegangen und recht freundlich empfangen worden. Denn Frau Wildner und sie waren alte Bekannte. Nun machte sie doch nicht gerade sagen, daß sie hier ihr Töchterlein suche, zumal sie auch hier nicht war. Und so verlangte sie denn für etliche Groschen Nachwerk.

Aber wie das nun einmal so gehen kann. Bei der Gelegenheit gab ein Wort das an- dere, man mußte sich doch schnell das Neueste erzählen. Gans, Elly und Peter, alles war vergessen, bis die Ladenthür etwas schrill sieben ankündete.

„Herr des Himmels“, fuhr sie da auf, ganz erschrocken. „Ich hab' ja meine Gans auf dem Feuer stehen. Da muß ich aber eilen. Gut'n Abend, Frau Wildner. Ach so, bald hätte ich nun auch noch mein Gebäck liegen lassen. Wissen Sie übrigens schon —“

Und so wurde es auch glücklich halb 8 Uhr, als sie endlich wieder auf die Straße trat und gerade den Eheleuten Wartling in die Arme lief, die sie zum Gansessen einge- laden hatte.

„Ei, das ist aber hübsch, daß wir uns treffen.“

Dann zog man gemächlich dem Hause zu, vor dessen Hausthür just Peter von Elly Ab- schied nahm. Der Mutter juckte die Hand, sie hatte ein scharfes Wort auf der Zunge, doch jetzt vor den anderen Leuten durfte sie sich nichts merken lassen. Auch schon um die Sorge um den Martinsbraten alles an- dere in den Hintergrund. Sie roch und roch. Gott Dank, ein Brandgeruch war nicht zu spüren. Das erleichterte sie schon etwas.

Jetzt stand die Gesellschaft auf dem Korri- dor und während Elly die Gäste in die gute Stube führte, öffnete die Mutter die Küchen- thüre und — fuhr mit einem Aufschrei zu- rick. Dieses hatte natürlich zur Folge, daß Elly und Wartlings neugierig herbeikamen und auch in die Küche hineinklugten, um dann im nächsten Augenblick in ein helles Gelächter auszubrechen.

Da saß Meister Gerber noch neben dem Ofen und — schlief friedlich. Und neben ihm stand eine halbgelernte Weinschöze und auf einem Teller die Knochenreste eines Gänse- bratens. Denn den hatte er, als seine Frau immer und immer noch nicht kam, als getreuer Koch ausprobiert. — — —

So kam es, daß Gerbers diesmal den Mar- tinsabend ohne Gans feiern mußten.

Allerlei.

* In der Schule. Lehrer: „Wo hat Gott die Ehe eingesezt?“ — Der kleine Hans: „Im Paradies.“ — Lehrer: „Schön, Hanschen; weist du auch mit welchen Worten?“ — Hans (besinnt sich und erst dann rasch): „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deiner Rachtommenschaft und ihrer Rachkommenchaft.“

* Folgender Witz geht gegenwärtig in Wien von Mund zu Mund. Jüngst war auf dem Trans- port durch die Stadt ein junger Döffe ausgetom- men und durch die innere Stadt bis in die Hof- burg geraten. Man erzählt sich nun, daß der Kaiser den Grafen Baar gefragt habe, was seine Wiener wohl — wie zweifellos geschehe — über das Ereignis wüßten. Der Generaladjutant habe nach eulgem Sägen und nach Zurecht des Kaisers geantwortet: „Sie sagen, es sei der erste Döffe, der ohne Prædication in die Hofburg kommt.“ Darauf der Kaiser: „Ich wäre froh, wenn dem so wäre!“

* Kinder mund. Man erzählt der „Tögl. Anst.“: Die kleine Auguste war mit ihren Eltern in der Sommerfrische bei den Großeltern. Sie war im Allgemeinen artig und die Großeltern hatten ihre Freude an ihr. Eine große Unthat jedoch hatte ihr schon manchen Verweis zugezogen: sie ließ bei ihrem Butterbrod immer die Krusten übrig und man fand diese dann in allen Ecken versteckt vor, so daß selbst die nachsichtliche Groß- mama die Entsetzu darüber zur Rede stellen mußte. Eines Abends nun gab die Großmama dem Kinde ein Butterbrod mit dem Bemerkun: „Ich aber die Kruste, mein Kind, sonst wächst Du nicht, und mußt immer klein bleiben.“ Auguste geht ver- gnügt mit ihrem Brod fort; nach einer kleinen Weile jedoch erscheint sie wieder mit der Brodkruste in der Hand, gibt sie der Großmama mit ernter Wiene und sagt: „Ich will lieber klein bleiben.“

Arithmogryph.

6	1	17	19	14	9	1	18
16	20	8	1	2	9	1	8
17	18	19	19	3	1	8	5
5	1	15	1	19	10	18	19
13	11	17	20				
18	3	1	8	13	8		
2	9	13	20	5	20	19	16
19	7	13	14	9	2		
14	9	1	15	7	16	4	8
13	15	7	20	3	16		
8	20	15	1	17	14	9	
12	17	1	8	10	12	18	17
18	13	17	15	20	13	19	
17	16	15	20	18	19	10	16
14	9	17	16	19	2	16	1
2	9	18	20	11	1	3	5
13	15	16	3	16	13		
8	13	14	10	1	17		
4	3	1	19	4	20	6	
20	14	9	19	13	8	1	18
2	17	16	13	11	13	3	
2	1	19	14	9	10	13	8

Ersetzt man die Zahlen durch die betreffenden Buchstaben, so ergeben sich 22 Wörter, deren An- fangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen herrlichen Anruf eines deutschen Staatmannes ergeben. Die 22 Wörter bezeichnen: 1. Stadt in Rußland. 2. biblischer Name. 3. Kai- serreich. 4. Stadt in Asten. 5. Fluß in Spanien. 6. Soldatengattung. 7. Römischer Kaiser. 8. Vogel. 9. ehbarer Witz. 10. Stadt in Italien. 11. Titel. 12. Stadt in Deutschland. 13. Ort in Un- garn. 14. Stadt in Kanada. 15. und 16. männ- liche Vornamen. 17. weiblicher Vornamen. 18. Fluß in Deutschland. 19. Stadt in England. 20. Witz. 21. Stadt in Preußen. 22. englische Stadt.

Rästel.

Rate, was ich hab' vernommen:
Es sind 20 kleine Weseln in's Land gekommen;
Von Angeicht gar säuberlich,
Keiner doch dem andern gleich,
Al' ohne Fehler und Gebrechen,
Nur konnte keiner ein Wortlein sprechen;
Und damit man sie sollte verstoh'n,
Hatten sie fünf Dolmetscher mit sich geh'n,
Das waren hochgelehrte Leut'.
Der erste erkant, reißt's Maul auf weit,
Der zweite wie ein Kindlein schreit,
Der dritte wie ein Mänslein pffft,
Der vierte wie ein Fuhmann rief,
Der fünfte gar wie ein Uhu thut —
Das waren ihre Künste gut.
Damit erhoben sie ein Geschrei
Füllt noch die Welt, ist nicht vorbei.

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer:
Charade: Prachtausgabe.
Buchstaben-Rästel: Wunderblume.
Palindrom: Ararat, Tarara.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sechshundwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 13, 31-35. In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säete. Dies ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern und es wird zu einem Baume, sodaß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Himmelreich ist gleich einem Saureiweizen, den ein Weib nahm und unter drei Maß Wehl verbarg, bis alles durchsäet war. Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zu dem Volke und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen: damit erfüllet würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: Ich will meinen Mund aufthun in Gleichnissen und will ausprechen, was von Anbeginn der Welt verborgen war.“

Der Apostelfürst Petrus.

VII.

Wenig klein ist der Same der Senfstaude, die im Morgenlande sich baumartig, bis zur Höhe von drei bis vier Meter entfaltet und unter allen anderen Staudengewächsen eine ganz hervorragende Entwicklungskraft zeigt. Wie aber das Körnlein, das jener Mann der obigen Parabel dem Schoße der Erde anvertraut hat, gar klein und unscheinbar war, so auch das Reich Jesu, die Kirche, in ihren Anfängen. Inmitten einer ungläubigen Nation legt der göttliche Sämann das „Senfkörnlein“ in die Erde, — es ist eine kleine und unscheinbare Anzahl von Aposteln und Jüngern: am ersten Pfingstfeste waren es beiläufig einhundert und zwanzig Personen. Der erkorene Boden war Palästina, ein, wegen seiner zentralen Lage inmitten der Kulturvölker des Altertums, zwar sehr geeigneter, aber von eben diesen Völkern verachteter, kleiner Winkel der Erde. Die zu Säulen der Kirche erwählten Apostel waren ohne alles, was in den Augen der damaligen Welt Ansehen gab: als Juden von Geburt waren sie allen Völkern, namentlich den Römern, verhaßt; als Galiläer waren sie selbst bei den Juden wenig geachtet; als Männer ohne jede Bildung, wie sie die griechisch-römische Welt von öffentlichen Lehrern forderte, sah man sie, wie der hl. Paulus erwähnt, für „Thoren“ an (1. Kor. 1, 27).

In ganz anderer Art entstanden die Häresien und Spaltungen (s. B. die griechische Kirche und der Protestantismus), wie die Geschlechte Lehet: durch eine plötzliche Umwälzung rissen sie, im Bunde mit dem herrschenden Zeitgeiste und unterstützt durch ihnen günstige politische und sociale Verhältnisse, — oft große Massen, ja, ganze Völker und Reiche mit sich fort. Dann aber standen sie in ihrer Bewegung ebenbürtig still und zerfielen oder zerfielen allmählich in sich selbst.

Ganz anders, lieber Leser, in der wahren Kirche Jesu: aus den unscheinbaren Anfängen — die wir ja in unsern bisherigen Ausführungen an der Hand der Apostelgeschichte betrachtet haben, — hat die Kirche Jesu Christi sich zu einem großen, dessen Welt umspannenden Reiche entfaltet, dessen Ausdehnung — Dank der auferwachten Thätigkeit unserer Missionare — noch immerfort zunimmt. Schon der hl. Paulus rief Gott, daß die Stimme der Apostel „wiederhalle auf der ganzen Erde und ihre Worte bis an die Grenzen des Erdkreises drängen“ (Röm. 10, 18), Selbst der Heide Seneca († 65) bestätigte es: die Christen „finden sich in allen Ländern; die Bestegten haben den Siegern Gehege gegeben.“

Wie endlich die Senfstaude nur aus einer und derselben Wurzel herauswächst, und alle ihre Zweige, so viele deren auch sind, mit dem einen Stamme verbunden sind und mit ihm nur eine Staude bilden, so besteht mit jener weltumfassenden Allgemeinheit (Katholizität) der Kirche auch ihre unüberbare Einheit: im Glauben, in den zu haltenden Geboten, in den Sakramenten und im hl. Opfer!

So ist die katholische Kirche das wahre Abbild des „Senfkörnelns“, das durch die ihm innewohnende Lebenskraft zum schattenspendenden Baume sich ausgewachsen hat, doch so, daß alle seine zahlreichen Zweige in Verbindung stehen mit dem einen Stamme. Dadurch erweist die Kirche sich für jeden, der sehen und ohne Vorurteile prüfen kann, als die wahre Kirche Jesu, zugleich aber auch als eine göttliche Einrichtung: denn nur der göttlichen Macht und Weisheit war es möglich, so verschiedene Völker, so viele Millionen Menschen zu solcher Einheit des Glaubens und der Liebe zu vereinigen und durch alle Jahrhunderte darin zu erhalten. — Die Apostelgeschichte erzählt uns

legthm, lieber Leser, die wunderbare Befrei-

Kirchenkalender.

Sonntag, 19. November. 26. Sonntag n. Pfingsten. Elisabeth, Witwe. Evangelium Matthäus 13, 31-35. Epistel Thessalonicher 1, 2-10. St. Andreas: Morgens nach der 10 Uhr Messe Offizium für die Verstorbenen der Männer-Sodalität. Nach der 4 Uhr Predigt Bruderschafts-andacht vom guten Tode. St. Lambertus: Monatssonntag der christlichen Familie zu Ehren der hl. Familie zu Nazareth, morgens 7 Uhr gemeinschaftliche hl. Kommunion. Maria Himmelfahrtstirche: Gemeinschaftliche hl. Kommunion und Vereinnung der Jungfrauen-Kongregation. Kar melessenfloster: Fest der hl. Elisabeth. Morgens 1/8 Uhr hl. Messe. 9 Uhr Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt und Andacht. St. Marienhospital: Fest der hl. Elisabeth. hl. Messe um 6 Uhr, das Hochamt um 1/8 Uhr, nachmittags 6 Uhr Gottesdienst mit Festpredigt. St. Anna-stift: Nachmittags 4 Uhr Festandacht zu Ehren der hl. Elisabeth.

Montag, 20. November. Felix von Valois, Priester.

Dienstag, 21. November. Kolumbanus, Abt. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segensandacht.

Mittwoch, 22. November. Maria Opferung. Bus- und Bettag. Gebotener Feiertag. Evangelium Lukas 11, 27-28. Epistel Ecclesiasticus 24, 14-16. Cecilia, Märtyrin.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

keit aus, welche bei Pferdebetrieb 10 Kilometer in der Stunde keinesfalls übersteigt. Aus diesem Grunde macht die Umwandlung derselben in elektrische Straßenbahnen trotz des großen, damit verbundenen Kostenaufwandes kolossale Fortschritte. Die damit erzielte Verbesserung des Verkehrs, so bedeutend sie ist, genügt aber noch keineswegs dem Bedürfnis der ganz großen Städte; denn während es hier darauf ankäme, längere Wegstrecken mit großer Geschwindigkeit zurückzulegen, verbietet sich letztere schon aus Rücksicht auf die Fußgänger und das übrige Fuhrwerk. Da heißt es daher, sich entweder wie ein Raufwurf in langen Röhren unterirdisch einzunischen oder die Bahnlinie auf lustigem Viadukte zu führen.

Das erste System ist in England zur allgemeinen Geltung gelangt, wo man schon in den sechziger Jahren in London begann, ein weites Tunnelnetz tief unter der Oberfläche der Straßen anzulegen, das gerade jetzt bedeutend erweitert und für den elektrischen Betrieb umgestaltet wird. Die Gunst des Publikums aber hat sich von jeher den Hochbahnen zugeneigt, welche in New-York, wo deren zahlreiche in einer Gesamtlänge von mehr als 60 Kilometer Länge existieren, zur höchsten technischen vervollkommnung gelangt ist, bei welcher die ästhetische Seite allerdings arg vernachlässigt wird. Dort in New-York läßt man auch außer den im Dreiminutenbetrieb folgenden Zügen auf besonderen Gleisen Stadtschnellzüge laufen, welche mit 45—50 Kilometer Geschwindigkeit betrieben werden und die langgestreckte Manhattaninsel, auf der die Königin der neuen Welt erbaut ist, in 20 Minuten von einem Ende bis zum andern durchziehen. Das Muster von Leganz bleibt trotz ihres 17jährigen Bestehens unter den Hochbahnen noch immer die Berliner Stadtbahn, der sich die Wiener Stadtbahnlinien jedoch würdig anreihen. Ähnliche Hochbahnen besitzen im ferneren Chicago, Liverpool und Elberfeld-Barmen, in welcher letzteren das Langensche System der Schwebebahnen zur Durchführung gelangt ist. Das Charakteristikum dieser Bahn ist, daß bei ihr die Wagen mittels der über dem Dache angebrachten Räder an der hoch in der Luft mitten über dem Flußbett der Wupper erbauten, von mächtigen eisernen Bögen gestützten Laufschienen hängen.

Die gefährlichsten Feinde der Hochbahnen sind die benachbarten Hausbesitzer, welche von denselben eine Entwertung ihrer Grundstücke befürchten, und so scheint denn der unterirdischen im Tunnel geführten Bahn die Zukunft zu gehören. Es werden daher auch bedeutende Teile der in der Ausföhrung begriffenen Siemens'schen Hochbahn in Berlin unterirdisch geführt werden und in Glasgow und Budapest funktionieren derartige Anlagen bereits seit mehreren Jahren auf das beste. Man legt, um jede Kollision der sich begegnenden Züge zu vermeiden, jedes Geleis in eine besondere Röhre und hat von dem elektrischen Betrieb den Vorteil, daß keine nennenswerte Luftverschlechterung eintritt, und daß man große Geschwindigkeiten erreichen kann.

Sine Brantwastl.

Von Albert Brizius (Köln).

Das Gesicht in ihren Händen bergend, wiederholte sie im Geiste noch einmal das Gehörte, welches sie mit einem Schlage zu einer der unglücklichsten Frauen gemacht hatte:

„Wissen Sie schon, daß Herr Volkmar mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsreise zurückgekehrt ist?“

„Man hat es mir erzählt. Die Heirat soll unerwartet schnell zustandgekommen sein.“

„Das wußten Sie nicht? — Die ganze Stadt sprach ja davon. Es kam so überraschend. In sechs Wochen hatte sich alles abgespielt: Anknüpfung der Bekanntschaft, Verlobung und Heirat.“

„Also ist es doch wahr! Ich habe es nicht glauben können, da Herr Volkmar für einen eingelesichten Hagestall galt. Jedenfalls müssen es sehr wichtige Gründe gewesen sein, die ihn veranlassen konnten, sein Junggesellentum so zu sagen über Nacht aufzugeben.“

„Darüber kursieren allerlei Gerüchte. Den wahren Grund scheint man indessen gefunden nicht zu haben. Denken Sie sich die Situation. Er ein reicher Fabrikbesitzer und einziger Sohn und Erbe der verewittweten Frau Kommerzienrat Volkmar, die ihr Vermögen nach Millionen zählt; sie die einzige Tochter eines vermögenslosen, pensionierten Offiziers, die, um das schmale Einkommen etwas aufzubessern, Unterricht in der Musik ertheilte. Auf dem letzten Ball, den die Frau Kommerzienrath in ihren Salons gab, lernten sie sich kennen. Was die Stadt an Schönheit, Eleganz und Reichtum aufzuweisen hatte, war auf diesem Ball vertreten, und trotzdem wählte Herr Volkmar, wenn man sagen darf, die „unheimbarste“, denn auch auf körperliche Schönheit soll seine Frau, eine, wie Ihnen wohl bekannt sein dürfte, geborene Luise von Kettner, keinen Anspruch machen können.“

„Das ist wirklich auffallend. Aber sollte da nicht eine pöblich erwachende tiefe Neigung des Herrn Volkmar zu Fräulein von Kettner den Ausschlag gegeben haben?“

„Verzeihen Sie, nein! Davon kann nie und nimmer die Rede sein. Wie man aus sicherster Quelle wissen will, hätte Herr Volkmar in der fraglichen Nacht von einer durch Schönheit und Geist sich auszeichnenden Dame einen Korb erhalten, und dies soll ihn bestimmt haben, — wobei verlebte Mannesitte und Rache wohl auch ein Wort mitgesprochen haben werden — einer in der Gesellschaft wenig Beachteteten dann seine Hand zu reichen.“

Die junge Frau schüttelte laut auf. Ein Gefühl gerechten Zornes und tiefer Scham überkam sie bei dem Gedanken, in einer solchen Weise von ihrem Gatten, von dem sie sich so innig geliebt glaubte wie sie ihn liebte, hintergangen worden zu sein. Und wahr mußte es sein, was die Damen von der Handlungsweise ihres Gatten gesagt hatten; denn auch sie hatte sich zum ersten auf dem Gedanken ertappt und sich gefragt, warum die Wahl ihres Gatten, der als eine beneidenswerte Partie galt und den angesehensten Familien ein hoch willkommener Schwiegersohn gewesen wäre, gerade auf sie gefallen sei, auf sie, die weder eine Mitspielerin in die Ehe einzubringen, noch auf ein schönes Mädchen Anspruch zu machen hatte. Sie stand hastig auf, und sich vor einen Spiegel stellend, der ihre ganze Figur zeigte, begann sie sich mit schönen Blicken zu mustern. Nein, schön war sie nicht, weder von Gestalt, die klein und schwächlich war, noch von Gesicht, das wenig regelmäßig in seinen Zügen und blaß von Farbe, nicht einmal hübsch genannt werden konnte. Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich ihrer Brust. Was ihr Gatte wohl an ihr gefunden haben mochte, daß er sie als sein Liebste und Tugendste auf dem Erdenrund wreifen konnte! Wenn die verlebte Mannesitte, Trost und Rache die Motive gewesen wären, sie, und gerade sie zu seinem Weibe zu nehmen. Sie schloß ihr Herz sich eiskalt zusammen. Ein ferneres Zusammenleben mit ihm würde ihr dann unmöglich sein; diese Schmach würde sie kaum überleben. — Aber wie sich Gewißheit verschaffen? Ihren Gatten darum fragen lag ja so nahe; aber was würde er denken? Und doch mußte es sein! Lieber das Schrecklichste, das sie von dem höchsten Glück in's tiefste Elend stürzte, sofort zu hören, als länger noch die Qualen einer aufreißenden Ungewißheit zu tragen, die sie zu Grunde richten mußten. — So vertiefte war sie in ihre Gedanken, daß sie nicht wahrte, wie eine hohe Mannesgestalt festen Schrittes das Gemach betrat, und sie verwundernd betrachtend, an der Thür stehen blieb.

„Luise!“

Kaum hörbar: Klang der Türe, es kam

von den Lippen des Mannes, aber doch hatte ihn die junge Frau, erschreckt aus ihrem Sinnen emporsahend, gehört. Im nächsten Augenblicke lag sie in den Armen ihres Gatten, ihn mit ihren Armen umschlingend und ihr Haupt an seiner Brust bergend.

„Erich, Du, Du hier, und so unerwartet“, stammelte sie in höchster Erregung lachend und weinend. „O, nun ist Alles gut!“

Ohne ein Wort zu sagen, ruhig und ernst, wie er von Charakter war, führte Volkmar sein junges Weib, dessen außergewöhnliches Benehmen ihn auf's höchste befremdete, zu einer Ottomane, auf der er sich neben ihr niederließ.

Kaum gab es wohl zwei auffallendere Gegenstände, wie es dies Ehepaar in seiner äußeren Erscheinung bot. Er groß und stattlich von Wuchs, imponierend im Auftreten, mit einem edel geschnittenen, von einem blonden Vollbarte umrahmten Gesicht, aus dem unter einer etwas vorgebauten, wie aus Marmor gemeißelten Stirn zwei stahlblaue Augen scharf hervordrückten — sie eine zart erblühte Frauengestalt, von Größe ihm knapp bis an die Brust reichend; aber in Bewegung und Haltung die verkörperte Anmut, und wenn sie sprach und lachte, trotz des unschönen Gesichtes mit den sanft blickenden Kehlgängen von gewinnendem Liebreiz.

„Wie lieb von Dir, daß Du gekommen bist, Erich“, flüsterte sie, sich innig an ihn schmiegend und ihn küßend. „Ach, jetzt wo Du bei mir bist, ist alles wieder gut, und ich begreife nicht, wie ich an Deiner Liebe zu mir habe zweifeln können. Man braucht Dir ja nur in die Augen zu schauen, um zu wissen, daß Dein Mund nichts spricht, wovon Dein Herz nichts weiß. Und nicht wahr, Erich, Du liebst mich, mich allein!“

Erich betrachtete sie mit besorgten Blicken. „Du bist so sonderbar, Luise“, sagte er, seine Hand mit sanftem Druck auf ihre Stirn legend, die wie im Fieber glühte. „Bist Du krank oder ist Dir etwas begegnet, was Dich so sehr aufgeregt hat?“

Das Gesicht der jungen Frau überflog eine heiße Röte.

„Hast Du niemals, bevor Du mich kanntest, eine andere geliebt?“ fragte er ängstlich von ihren Lippen, während sie ihre Augen groß und fragend auf die ihres Gatten richtete.

„Nein, niemals“, entgegnete Erich in seiner ruhigen, bestimmten Weise. „Keine einzige von den Damen, die ich Gelegenheit hatte kennen zu lernen, vermochte mich zu fesseln; überhaupt war ich zum Heiraten wenig geneigt, und wenn ich mich endlich dennoch dazu entschloß, so geschah dies auf den heftigsten Wunsch meiner Mutter.“

„Deiner Mutter?“ unterbrach ihn Luise, sah die Farbe wechselnd. „Deiner Mutter? — Wie kam denn das? Hat sie denn bestimmt, daß Du heiraten, und“, setzte sie zögernd hinzu, „mich heiraten solltest?“

„Nein, bestimmt hat sie nicht, daß ich heiraten soll, sondern nur gewünscht. Gewählt habe ich Dich zu meiner Frau selbst, weil ich Dich achten und lieben lernte. Freilich habe ich getrunken meiner Devise: „Erfst wägen, dann wagen“, meine Wahl erst dann getroffen, als mein Herz und mein Verstand mir sagten, daß ich in Dir die Rechte gefunden habe.“

Luise lachte bitter auf. Die Art und Weise, wie ihr Gatte das alles sagte und so ruhig sagte, hatten etwas Verlegendes und Empörendes für sie. Das Mißtrauen, welches bei seinem unerwarteten Erscheinen wie Spreu vor dem Winde zerfiel, war, lobte in verstärktem Maße wieder auf; zweifellos verschwiegte ihr Gatte etwas, was ihm peinlich war, ihr zu sagen, das fühlte sie instinktiv heraus, und was konnte das anders sein, als was sie von den Damen im Theater gehört hatte. Sie hätte vergehen mögen vor Zorn und Scham, als sie dies bemerkte, und überwältigt von den auf sie einströmenden Empfindungen, riß sie sich mit bebenden Lippen lei-

denksächlich hervor: „Du willst die Rechte in mir gefunden haben, Du — in mir — nach dem Dein Herz und Dein Verstand Dir dies gesagt haben? — Kein, mein Erich, damit täuschst Du mich nicht! Der einzige Grund, der Dich veranlaßt hat mich zu heiraten, war der, diejenige zu demütigen, welche in der Ballnacht, wo wir uns kennen lernten, Deinen Antrag verschmähte. Das weiß die ganze Stadt, davon erzählen sich die Späßen auf dem Dache, und wenn ich das eher gewußt hätte, so würde ich die Letzte gewesen sein, die sich dazu verstanden hätte, Deine Frau zu —“

„Aber, Luise, was muß ich da von Dir hören“, unterbrach sie plötzlich eine sonore Frauenstimme im Tone milden Vorwurfses. „Ist das meine kluge, sanfte Luise, welche so aufzuwallen, so ungeziemend zu ihrem Gatten sprechen kann?“

„Ich aufstehend wandte sich Luise um und sah in das ernste, und dabei doch so gültige Gesicht der Mutter ihres Gatten, die ihr freundlich mit dem Finger drohte.

„Mutter, Mutter!“ stammelte sie tief erglühend, während sie beschämt einen Schritt zurücktrat, aber es wie ein reuiges Kind ruhig duldete, daß die Kommerzientätin sie in ihre Arme nahm, mit zärtlicher Hand das etwas verworrene Kraushaar von ihrer Stirn strich und sie küßte.

„Du liebes, böses Kind“, sagte sie mit einer Stimme, in welcher noch ein leiser Vorwurf nachklang. „Was ist geschehen, das Dich so aufregen konnte? Es war mir schon auffallend, daß Du so früh aus dem Theater zurückkehrst, und Deiner Jose befahlst, Dich allein zu lassen. Da muß doch etwas vorgefallen sein, was Dich verstimmt und zwar sehr verstimmt hat, denn sonst würdest Du, was ich soeben bei meinem Eintreten gehört habe, Deinen Erich nicht einer Schuld geziehen haben, die er gar nicht verdient. Also sage es mir, was Dich so tief bestürmt, hörst Du, meine kleine, süße, vernünftige Luise, die, wie ich hoffe, mich, Deine mütterliche Freundin, doch ein klein wenig lieb hat.“

Luise brach in Thränen aus, dann aber, als sie sich etwas beruhigt hatte, erzählte sie, anfänglich stotternd, dann aber mit fliegendem Atem Alles, was sie im Theater gehört hatte.

„Das ist allerdings eine böse, sehr böse Geschichte“, sagte die Kommerzientätin, als ihre Schwiegertochter die Erzählung beendet, „und zwar böse insofern, als Du dem Gerede von Leuten Glauben schenkst, die Du gar nicht kennst. Was Wahres an der Sache ist, will ich Dir mitteilen, nicht nur zu Deiner Beruhigung, als vielmehr auch um Dir den Beweis zu liefern, wie leichtfertig unsere heutige Gesellschaft Vorkommnisse in Familien pfeilt, gleichviel ob sie damit Haß, Zwietracht und Unfrieden sät, wenn sie nur ihrer Sucht, Pikantes aufzutischen, genügen kann. — Wie Du weißt, ist mein Sohn durch seinen rastlosen Fleiß, seine vielfachen Kenntnisse und seine Energie bereits heute zu großem Reichtum gelangt und zudem noch meinem Tode Erbe eines Vermögens, das ich nach Millionen schätze. Es war nun mein sehnsüchtiger Wunsch von jeher, ihn verheiratet zu sehen, damit er, wenn ich einmal die Augen schliesse, nicht allein das Beste, sondern auch die Hälfte meines Vermögens habe, und wenn dereinst sein Vermögen zufalle. Aber alle meine Bitten und Ermahnungen fanden bei ihm kein Gehör, wiewohl ich es ihm aus Herz legte, daß er bei seiner Wahl auf Stand und Vermögen nicht zu sehen brauche, vielmehr nur seiner Neigung folgen solle und mit dem Mädchen seiner Wahl als Schwiegertochter hoch willkommen sein würde. Allein Jahr reichte sich an Jahr, ohne daß sich mein Wunsch erfüllt hätte, bis er mich eines Tages — es war dies am Morgen nach dem zuletzt von mir gegebenen Ballfeste — mit der Mitteilung überraschte, daß er zu heiraten sich entschlossen

habe und seine Wahl auf Dich gefallen sei. Dabei war er so voll Deines Lobes und pries sich so glücklich, nicht nur meinen Wunsch erfüllt, sondern auch die Rechte, wonach er schon so lange heimlich gesucht, gefunden zu haben, daß ich ihn erkaunt fragte, wie es denn möglich gewesen sei, alle diese Vorzüge über Nacht bei seiner Erwählten zu entdecken. Da lachte er sehr vergnügt, strich sich schmunzelnd seinen Bart und sagte mit einem Zwinkern seiner Augen, so schelmisch wie ich es niemals an ihm gesehen habe, ernst und feierlich: „Durch eine schiefe gestellte, brennende Wachskerze, Mama.“

Luise hörte hoch auf. „Ach, ich entfinne mich dieser Kerze!“ rief sie, ihre Schwiegermutter unterbrechend, lebhaft. „Sie steckte in einem dreiarmligen Wandlenker und hatte sich so sehr auf die Seite geneigt, daß das Wachs fortwährend auf den Rahmen eines kostbaren, unter dem Leuchter hängenden Bildes träufelte.“

„Wanz recht“, pflichtete die Kommerzientätin ebenso lebhaft bei. „Diese Kerze aber war von meinem Sohne, wie er mir erzählte, absichtlich in diese schiefe Lage gebracht worden.“

„Absichtlich?“ fragte Luise erkaunt, während sie verstohlen einen Blick nach ihrem Gatten warf, der sich am Fenster zu schäffeln machte. „Warum denn absichtlich?“

„Das ist mit wenigen Worten erklärt“, entgegnete die Kommerzientätin, mit einem viel-sagenden Blicke ihre Tochter ansehend. „Ein ordnungsliebendes Mädchen würde die Kerze gerade gestellt haben; aber alle Damen, mit welchen mein Sohn an dem Abende tanzte und von ihm auf die schiefe brennende Kerze sowohl, wie auch auf das von derselben auf den Rahmen des Bildes träufelnde Wachs aufmerksam gemacht wurden, spöttelten nicht nur darüber, sondern ergingen sich auch in allerhand wegwerfenden Bemerkungen über die Dienerschaft, welche solche Nachlässigkeit verschuldet habe. Als mein Sohn aber auch mit Dir, meine liebe Luise, tanzte, und, wie mit seinen vorigen Tänzerinnen auch mit Dir unter dem schiefe brennenden Lichte eine Pause machte, da nahmst Du, kaum als er Dich auf das herabträufelnde Wachs aufmerksam gemacht hatte, einen in der Nähe stehenden Stuhl, kletterst auf denselben und stellst die Kerze, wie sich das gehört, aufrecht.“

Luise atmete tief und schwer auf. „Wie“, fragte sie noch immer hangend, „diese kleine That sollte Erich veranlaßt haben, mich zu seiner Braut zu wählen?“

„Ja“, erwiderte die Kommerzientätin einfach, aber in einem Tone, der jeden Zweifel an der Wahrheit ausschloß. „Erich wollte ein ordnungsliebendes Mädchen zur Frau haben, und bemühte, um zu seinem Ziele zu gelangen, die von ihm schiefe geleitete Kerze gleichsam als Prüffstein für seine Wahl. Du hast die Prüfung, ohne zu wissen, was sie bezweckte, bestanden und bist deshalb die Erwählte seines Herzens, seine Braut und seine Frau geworden. Aber noch Eins, Luise: Glaube nicht was andere Leute leblos reden, bevor Du Dich von der Wahrheit desselben überzeugt hast. Bevor Erich Dich kennen lernte, war sein Herz noch unberührt von der Liebe zu einem Mädchen; Du bist die erste und einzige, die sie ihm in ihrer ganzen Seligkeit erschloß. Und dann bedachte wohl, die das Weib dem Manne begehrenswert machen, sondern mehr noch Tugend, gepaart mit Sinn für Häuslichkeit und Ordnungsliebe. In diesen Anschauungen habe ich meinen Sohn erzogen, und daß er danach gehandelt, hast Du an Dir erfahren, indem er Dich zu seinem Weibe nahm. Und nun gehe und suche gut zu machen, wodurch Du ihn so sehr gekränkt hast.“

Noch ehe die Kommerzientätin ganz ausgesprochen hatte, war Luise zu ihrem Gatten geeilt, der ihr auf halbem Wege entgegenkam. „Erich, mein Erich —“ mehr vermochte sie nicht zu sprechen; denn sein Mund preßte

sich in einem innigen Kuße auf den ihrigen, und fest von seinen Armen umschlungen, ruhte sie überglücklich an der Brust ihres Gatten, den sie zum zweiten Male und für immer gefunden hatte.

Allerlei.

* Bedenkliche Prosa etc. Verkäufers: Bielefeldt noch ein Kragenschoner gefällig für den Herrn Sohn? — Vater: „Kragenschoner? Mein Sohn kann anziehen alle acht Tage einen neuen Kragen, wenn er will.“

Nässel.

Es steht im Wald ein Schilderhaus Da guckt keine Schildwacht? hieraus, Auch tritt bei heiterm Sonnenschein Kein Wanderer so leicht hinein; Doch kommt ein arger Regenguß, Dann sieht er's auf mit frohem Gruß. Nun sage mir wie's heißen mag, Dies Schilderhaus mit grünem Dach!

Somonym.

Will sehen, wer mich kennt: Ich bin ein Instrument; Auch hat mich an der Kasse Der Better und die Basse, Und hebt sich deine Lunge, Ich thu's mit einem Schwunge. Mich hat der Geier Und die Bremse, Mich hat der Reiher Und die Amsel, Und dazu noch ein großer Troß, Die Blindmühl' und das Königschloß, Die Kirchentür, der Fensterstock, Das Kriegsheer und der Lieberdack; Mich hat der Jugend leichtes Kleid, Und endlich hat mich auch die Zeit.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Криштографъ: Варшава — Jonathan — Англан. — Данаскус. — Евро. — Уланен. Теодосиус. — Спецт. — Чампигнон. — Емполь. — Ромарн. — Франкфурт. — Армс (Вормос). — Римуски. — Кристан. — Теодобалд. — Емиле. — Некар. — Мосгов. Чехенгаус. — Триebel. — Ташкент.

Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.

Р. К. К. Buchstaben.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Wittwoch, 22. November. St. Lambertus: Feiertag des 13stündigen Gebetes, morgens 6 Uhr 1. hl. Messe und Aussetzung des hochw. Gutes. Bestanden halten von 12—1 die Stulten, 1—2 die Jünglings-Kongregation, 2—3 die Bruderschaft von hl. Altarsakrament und Rosenkranz, 3—4 die Jungfrauen-Kongregation, 4—5 allgemeiner Verein der christlichen Familien, 5—6 ist die gewöhnliche Rosenkranzandacht 6—7 Uhr feierl. Komplet und Tebeum. 8 Kar-melitenkloster: 6^u, Uhr hl. Messe, 1/9 Uhr Hochamt, nachmittags 4 Uhr Bedigt, dar-festandacht. Während der Oktav ist Nachmittags 4 Uhr Andacht zur schmerzhaften Mutter Gottes. 9 Kloster vom armen Kinde Jesu: Morgens 6 Uhr Aussetzung des allerh. Sakramentes und 1. hl. Messe 8 Uhr Hochamt, abends 6 Uhr Komplet. 10 Kapelle zu Stoffeln: um 8 Uhr hl. Messe.

Donnerstag, 23. November. Clemens, Papst und Martyr. St. Andreas: Morgens 8 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Bruderschaft vom guten Tode.

Freitag, 24. November. Johann vom Kreuz. St. Andreas: Morgens 1/10 Uhr hl. Messe für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.

Sonntag, 25. November. Katharina, Jungfrau und Martyr. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse. 10 Kloster vom armen Kinde Jesu: Abends 6^u, Uhr Sakramentsandacht.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Siebenundwanzigster (letzter) Sonntag nach Pfingsten.

Evangelium nach dem heiligen Matthäus 24, 15-35. In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn ihr den Gräueltat der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte stehen sehet; — wer das liest, der verstehe es wohl! Dann fliehe, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, kehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. Und wehe den Schwangeren und Säugenden in jenen Tagen! Bittet aber, daß euer Flucht nicht im Winter oder am Sabbathe geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch fernhin sein wird. Und wenn dieselben Tage nicht abgekürzt werden, so würde kein Mensch gerettet werden: aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn alsdann Jemand zu euch sagt: Siehe hier ist Christus, oder dort! so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und sie werden große Zeichen und Wunder thun, so daß auch die Auserwählten (wenn es möglich wäre) in Irrthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt! Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus; siehe er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Mist vom Aufgange ansieht und bis zum Untergange leuchtet; ebenso wird es auch mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Haas ist, versammeln sich auch die Adler. Sogleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, und der Mond seinen Schein nicht mehr geben, und die Sterne werden vom Himmel fallen, und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und dann werden alle Geschlechter der Erde wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels, mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden, mit großem Schalle: und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Feigenbaume aber lehret dieses Gleichnis: Wenn sein Zweig schon hart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch wenn ihr dieß Alles sehet, so wisset, daß es vor der Thür ist. Wahrlich, ich sage euch: Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dieß Alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.

Kirchenkalender.

Sonntag, 26. November. 27. und letzter Sonntag nach Pfingsten. Konrad, Bischof. Evangelium Matthäus 23, 15-35. Epistel Kolosser 1, 9-14.
 ● St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Junglings-Kongregation, 12 1/2 Uhr Vortrag und Andacht für dieselbe. ● St. Martin: Nachmittags 1 1/4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Jungfrauen-Kongregation. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation. ● Ursulinenkloster: Gemeinschaftliche hl. Kommunion der Erstkommunikanten.
 Montag, 27. November. Maximus, Bischof.
 Dienstag, 28. November. Günther. ● St. Andreas: 10 Uhr hl. Messe für einen Verstorbenen der Männer-Sozialität.
 Mittwoch, 29. November. Saturnin, Bischof.
 Donnerstag, 30. November. Andreas, Apostel.
 ● St. Andreas: Morgens 8 Uhr Hochamt zu Ehren des Pfarrpatrons des hl. Andreas.
 Freitag, 1. Dezember. Eligius, Bischof. ● St. Andreas: Abends 1/9 Uhr Sühne-Andacht. ● St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Herz-Jesu-Andacht. ● Karmelitenkloster: Herz-Jesu-Fest. 6 1/2 Uhr hl. Messe; 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 1/6 Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenhefen-Andacht. ● Kapelle zu Stoffeln: Erster Freitag zur Verehrung des heiligsten Herzens Jesu. Um 8 Uhr hl. Messe.
 Samstag, 2. Dezember. Bibiana, Jungfrau und Märtyrin. ● St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.

Die Zerstörung Jerusalems und das Weltende.

Am Abend des Dienstags in der Leidenswoche hatte Jesus den Tempel für immer verlassen: es war der weltgeschichtliche Moment, da diese Stätte aufgehört hatte, der Centralpunkt der Menschengeschichte zu sein. Das letzte Wort des Herrn war die fürchterliche Drohung gewesen: „Siehe, euer Haus soll euch über gelassen werden“, d. h. euer Tempel soll zerstört werden! — Die Jünger sind ganz betroffen; sie können sich nicht enthalten, das Mitleid des Meisters anzurufen und ihm eine mildere Deutung dieses schrecklichen Urtheils zu entlocken. Darum traten sie zu ihm und machten ihm aufmerksam auf die (einzelnen) Bauwerke des Tempels und einer von ihnen sagte zu ihm: „Meister, schaue, was für Steine und was für Bauwerke!“ — Jesus erwiderte: „Siehst du alle diese großen Bauwerke? Es wird nicht ein Stein auf dem andern gelassen, der nicht herabgebrochen würde!“ (Mark. 13.) So verkündet der Herr hier, in unmittelbarer Nähe des Prachtgebäudes, mit Nachdruck abermals die bevorstehende gänzliche Zerstörung, die Er schon angedeutet hatte, als er bei Seinem feierlichen

Einzuge über Jerusalem weinte und dessen Zerstörung ankündigte.

Nachdenklich schreiten die Zwölfe hinter ihrem Meister aus dem Tempelthore durch das Thal Kidron zum Oelberge. Kaum hat Er sich dort niedergelassen, da treten die Jünger zu ihm mit der Bitte: „Sage uns, wann dieses geschehen wird und welches das Zeichen Deiner Ankunft sein wird und der Vollendung der Weltzeit?“ — Nach ihrer Auffassung steht die Zerstörung des Tempels mit dem Untergange der Welt im Zusammenhange; sie fragen nach dem Zeitpunkt und den Vorzeichen dieser schrecklichen Ereignisse.

Die Beantwortung dieser Frage seitens des Herrn bringt uns, lieber Leser, das heutige Evangelium mit seinem ergreifenden Inhalte: das Ende Jerusalems ist Vorbildlich für das Ende der Welt, — und wie die Weissagung Jesu von der Zerstörung Jerusalems buchstäblich in Erfüllung ging, ebenso gewiß wird einst der andere Teil der Weissagung vom Weltende seine Erfüllung finden.

Unter der strengen römischen Herrschaft hatte das von den Landpflegern ausgeaugte und bedrückte Volk auch bei geringfügigen

Umlassen eine große Neigung zur Empörung gezeigt. So war die Partei der „Zeloten“ (Eiferer) entstanden, die — wie schon früher bemerkt, — von dem Gedanken ausging, nur Gott allein dürfe über das auserwählte Volk herrschen, nur das Mosesische Gesetz habe Geltung in Israel, und darum sei Alles, Gut und Blut, einzuführen, um das römische Joch zu bekämpfen; auf den göttlichen Beistand sei dabei mit Sicherheit zu rechnen. So nahmen denn bald alle Bewaltete die Farbe religiösen Eifers an; beispielsweise eine Verhöhnung der Juden durch die heidnische Tempelwache und die Verbrennung einer Gesetzesrolle durch einen Soldaten erregten unter dem Landpfleger Cumanus heftige Tumulte. Mit Mühe hatten die Juden früher unter Pilatus erzwungen, daß die dem Kaiser Tiberius geweihten Schilde, die im Tempel hatten aufgehängt werden sollen, in einen heidnischen Tempel zu Cäsarea gebracht wurden. Wir erwähnen auch schon, daß der Befehl des Kaisers Caligula, seine Bildsäule im Tempel aufzustellen, Schreien und Aufbruch in alle Verwirrung: nur des Kaisers Tod hinderte bekanntlich den Vollzug dieses Befehls und damit den Ausbruch eines Religionskrieges. Die Zeloten-Partei beherrschte die Mehrzahl des Volkes, das durch die miasmatische Härte und die Erpressung der Landpfleger, die selbst den Tempelschatz plünderten, mehr und mehr zur Verzweiflung getrieben ward. Alle seine Vorgänger aber übertraf der tyrannische Procurator Gessius Florus, ein Günstling des Prätors Nero; unter ihm brach daher im Jahre 66 der Aufstand aus, zu dem die Juden besonders durch die von falschen Propheten verheißene Erscheinung des „Messias“, als des von Gott gesandten Befreiers vom Joch der Römer, ermutigt wurden.

Mit einem wahren Fanatismus, ohne Rücksicht auf ihre physische wie ihre moralische Schwäche, begannen nun die Juden den ungleichen Kampf; sie hatten keine regelrechte Armee, keine Bundesgenossen, vielmehr waren sie bei Nachbarvölkern grüßlich verhaßt; zu all dem kam aber noch die Zwietracht unter ihnen selbst. Der Kaiser Nero ernannte den Vespasian zum Feldherrn in Judäa; dieser rückte im Jahre 67 mit einem starken Heere in Galliläa ein und nahm, nach einer heftigen vierzigtägigen Belagerung, dessen stärkste Festung Jotapata; nahezu vierzigtausend Juden wurden erschlagen; der schon wiederholt erwähnte Geschichtsschreiber Flavius Josephus rettete durch Flucht sein Leben. Ganz Galliläa mußte sich nun ergeben; Viele flüchteten nach dem überaus stark befestigten Jerusalem, wo indes vier verschiedene Parteien sich gegenseitig zerstückelten und die aufgeschichteten Vorräte aufzehnten, während die Römer mit schäner Berechnung noch ruhig warteten.

Als dann Vespasian Kaiser geworden, und sein ältester Sohn Titus im Jahre 70 die römischen Legionen vor die jüdische Hauptstadt führte, herrschte dort grenzenlose Verwirrung und eine wahre Schreckensherrschaft. Die Christen waren, sowohl durch die im heutigen Evangelium berichtete Weissagung und Mahnung des Heilandes als durch eine besondere Offenbarung belehrt, nach der griechische Koloniestadt Betsa (in Peräa) geflüchtet, wo sie völlig gesichert waren. Wegen des Osterfestes hatte sich die Zahl der Juden in Jerusalem durch die Wallfahrer noch bedeutend vermehrt; die bald ausbrechende Hungersnot ward, als Titus die Stadt mit einem Wall umschloß, noch fürchterlicher; ein Teil der Stadt nach dem andern wurde von den Römern mit Sturm genommen, während die Juden selbst noch durch Mord ihre Heiligthümer schändeten: es war der geweihte „Gruel der Verwüstung an heiliger Stätte“.

Am 17. Juli des Jahres 70 hörte das tägliche Opfer auf; am 10. August wurde der Tempel erstürmt und, obwohl Titus ihn hatte schonen wollen, durch eine, von einem Soldaten in's Allerheiligste hineingeschleuderte

Brandfackel in Asche gelegt; am 2. September fiel auch die obere Stadt. Alles wurde dem Erdboden gleichgemacht; nur drei Türme und wenige Häuser blieben stehen. Der jüdische Geschichtsschreiber Flavius Josephus schätzt die Zahl der während der Belagerung und der Erstürmung umgekommenen Menschen auf 1.100.000; ungefähr 97.000 wurden gefangen fortgeführt und als Sklaven verkauft oder in die Bergwerke und Amphitheater geschickt; bei den Kampfspielen im Amphitheater zu Cäsarea ließ Titus beispielsweise an einem Tage 2500 Juden sich gegenseitig morden; bei seinem Triumphzuge in Rom wurden die kostbaren Tempelgefäße, der goldene Tisch, der siebenarmige Leuchter und die Gesetzesrolle vor dem Sieger einhergetragen. Noch heute erinnert der Triumphbogen des Titus in Rom an die entsetzliche Katastrophe des jüdischen Volkes, das von nun an kein Opfer und keinen Altar mehr hatte, dessen Reite, in alle Welt zerstreut, lebendige Zeugen sein sollten für die Wahrheit der prophetischen Worte Jesu. Ja, nach dem Zeugnis desselben Flavius Josephus, hat der heidnische Feldherr Titus selbst sich dahin ausgesprochen, er halte sich für das Werkzeug des erzürnten Gottes der Juden! Es war das im heutigen Evangelium angelegte Gericht über Jerusalem, den Tempel und das jüdische Volk.

Und wie es der Stadt Jerusalem mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Trost gegen den Messias erging, so wird es nach dem Worte des Herrn auch einst der Welt ergehen: auch ihr Ende bleiben von ihrer Herrlichkeit! Und wenn Unglaube und Acker jetzt scheinbar triumphieren, und die treuen Anhänger Jesu in ähnlicher Weise verhöhnt und verfolgt werden, wie einst der Meister selber, so dürfen sie nicht verzagen: sie haben das Wort des Herrn, daß der Abend der Weltzeit i h n e n gehört! Himmel und Erde werden vergehen, aber die Worte des Herrn werden nicht vergehen!

Eine Reiserück Erinnerung an Durban.

Von Marineprediger a. D. F. G. Heims.

Wien's Strand war hinter uns versunken, und nach zweieinunddreißigtägiger Fahrt durch den Monsun des Indischen Ozeans mit seinem stürmischen Segelgange gingen wir zu Anker angelehnt an die Berge Südafrikas auf der unwirklichen Rhede von Port Natal, in zwei Seemeilen Entfernung von der brandungsumbräunten Küste. Wenn dieser Ankerplatz in Daniels „Großer Geographie“ als „herrlicher Hafen“ bezeichnet wird, dann zeugt das von großer Bescheidenheit des Berichterstatters. Witzernüßig sah das hügelige, grünbewaldete Ufer, vor dem sich ein jauchiger Dünentreiben hingog, auf das deutsche Kriegsschiff; auch der hohe schlanke weiße Leuchtturm auf dem ragenden Vorgebirge, das der Rhede nicht viel Schutz zu verleihen vermag, schaute zu uns herüber mit recht nichtsagendem, fragenden Ausdruck. Aber die Fregatte wiegte sich, wie milde von der langen Fahrt, vor 140 Meter Ankerkette, und eilig kamen vom Leuchtturm her die kranken Seen der Nacht heran und kühlten aufdringlich um ihren Bug, wildes unruhiges Volk, das seine eigentliche Natur erst weiterhin zeigte auf der „Barre“, die vom Leuchtturm bis zum jenseitigen Ufer hinüber den Eingang in das eigentliche Hafengebiet sperrt. Dort über der Barre wälzten sie sich tobend und flegelnd, schaumig und brausend dem Strande zu. Außer der deutschen Fregatte lagen verschiedene andere Dampfer und Segelschiffe auf der Rhede, die aber alle wie schwerbetrunken vor der gewaltigen Dünung schwankten; dünne kleine Schlepper fuhr zwischen ihnen hin und her und taunte auch wohl dieses oder jenes Fahrzeug über die Barre, die bei Hochwasser für Schiffe mit niedrigem Tiefgang passierbar ist. Weiße Tauchermöven, große Egel mit schwarzen Flügelspitzen, flogen in Schären über dem bewegten Wasser, um plötzlich wie ein nieder-

zuender Strahl mit solcher Gewalt auf ihre Beute niederzuschlagen, daß der weiße Glanz hoch um sie aufspritzte. Tierliche „Kapaunen“ strichen über die See hin, die auch einer kleinen Mövengattung angehören, oben braun mit weißer Zeichnung, als wären sie mit Kalb bespritzt; dunkle Seeraben mischten sich unter sie; feiner Wasserlaut verpirrte auf den verwehten Seen; die Sonne ging hinter unfreundlichen Wolken unter und ganz drüben, auf den Höhen, waren weiße Häuser sichtbar. Aber an ein Landen war für uns nicht zu denken mit eigenen Booten, so wenig wie für die englischen Eskadren daran zu denken sein wird, auch für den Fall, daß die Buren dann die Stadt Durban noch nicht besetzt haben. „Port Natal“ heißt Hafen und Rhede darum, weil Vasco de Gama am dies „Natalis“, am Weihnachtstage 1497, diesen Ankerplatz entdeckte. Die Stadt trägt den Namen Durban einem früheren englischen Gouverneur zu Ehren.

Passierbar ist die Barre nur für die dort gebräuchlichen Schlepper, die Tucks; und was und wen die Engländer ausladen wollen, wird auf ihnen die Durchfahrt erzwingen müssen. Und die ist gar nicht so einfach. Drohend tosen über der Barre die Brecher, die heranbrausenden, sich überstürzenden schäumenden Seen, über denen es wie lustige, zerrißene Schleier im Winde weht; lang, breit, grünlich schillernd mit weißem Raum rollt es heran, das reelinglose Dampfboot hebed und senkend, daß die Salzflut über das Deck des Fahrzeuges plätschernd hinplätscht, das taumelnd und schaukelnd in der Brandung sich wälzt. Wenn eine feindliche Macht das Ufer besetzt und die Durchfahrt unter Feuer fällt, dann dürfte eine Landung, ehe der Feind durch Geschützfeuer von der unruhigen Rhede aus unschädlich gemacht ist, zu den unmöglichen Dingen gehören. Und von bewegter See aus schießt es sich bekanntlich nicht gut auf feste Riele. — Ist die Barre passiert, öffnet sich hinter ihr ein großes, schönes, stilles Beken: der Hafen. Es bestand ein großartiger Plan, ihn durch Wellenbrecher, Sprengungen und Baggerungen zu erweitern und für große Schiffe zugänglich zu machen. Zum Teil soll er durchgeleitet sein.

Die seit 1835 besiedelte Stadt mit ihren freundlichen, breiten, regelmässigen Straßen macht den angenehmsten Eindruck: Große Läden, stattliche Gebäude, als Bank, Postgebäude und Rathaus, niedrige, sauber gehaltene Wohnhäuser, elegante Klubs und zahlreiche Hotels, vielarmige Gaslaternen auf den Plätzen und die vielverzweigten Pferdebahnen in den Straßen — alles giebt dem räumlich außerordentlich langgestreckten Städtchen ein behäbiges und belebtes Aussehen.

Zu ganzen zählt Durban jetzt wohl an zwanzigttausend Einwohner, die farbigen eingerechnet; die größte Zahl der „Weißen“ wohnt auf der Vere, einer überaus weitgedehnten, den Berg hinaufgebauten Villenstadt mit oft prächtigen Gärten und hochgelegenen Sandhäusern, die von purpurnen und dunkelblauen Schlinggewächsen in üppiger Blütenpracht eingehüllt sind. Die Villen sind jener wunder schönen Euphorbia splendens glühend blutrot durch die Risings und Cypressen, und mit goldenen Früchten reichlich überladen standen die Orangenbäume längs der schattigen Wege. Die Aussicht war hier oben majestätisch schön im funkelnden Abenddionnenlicht, das über den weiten Ozean, über die Nacht mit der weißbrandende Barre, den stillen Hafen und die freundliche Thalstadt seinen Schimmer goß. Und landeinwärts begrenzten die hohen „Drafsenberge“, die Grenze gegen den Oranje-Freistaat, den Blick; immer ein Stockwerk über das andere hochgebant. Nach den anderen Seiten verlieren sich die kleinen und einfachen Kolonistenhäuser allmählich in Busch und Heide und Weide, aus der, nahe dem bewaldeten Bergufer, sich einzelne der eigenartigen, dachlosen gewölbten Kaffershütten abhoben.

Diese Kaffern sind überhaupt ein eigenartiger Schlag. Fast alle Arbeiter in Durban und ganz Natal sind Zulu-Kaffern, meistens sechs Fuß große, merkwürdig schön und kräftig gebaute Burghen von der Farbe gut gebräunter Kaffeebohnen, mit strommer Muskulatur, besonders auch der Beine. Die festen Gesellen müssen einem gefallen, wenn sie fröhlich lachend die prächtigen Zahnreihen leuchten lassen, zwischen ihnen eine Zunge zeigend, die wie rot lackiert aussieht, während ihnen die wolligen Haare, in ungezählte Zöpfchen geflochten, steif vom Kopfe abstehen. Zum Gruß deuten sie mit dem Zeigefinger des rechten Armes nach oben, uns anreißend in den fast melodischen Tönen ihrer weichen, etwas singenden Sprache mit den unnachahmlichen Schalllauten. Dazu liegt in ihrem ganzen Auftreten etwas Freies und Selbstbewußtes, und doch ein Kaffernkrieger ist ein ganzer Kerl.

Die dunkelhaarigen Weiber ließen sich auf den ersten Blick schwer unterscheiden, ob zu den Zulus oder den Indianerinnen oder Madagassinen gehörend, die auch vielfach eingewandert sind; alle mit silbernen oder messingenen Ringen um die runden Arme, das Handgelenk und die Knöchel, ja die Beine, und mit jederdem Schritt ihre Wäsche- oder Gemüßladung in solcher Haltung auf dem Kopfe tragend, teils in bunte malaisische Gewänder, teils in abgelegte europäisch garnierte Kleider und Jacken älteren Schnitts, gekleidet. Dabei im Krall macht ihnen die Wahl ihrer Toilette weit weniger Dual.

Eine andere angehende Aus schmückung der Straßen waren die gewaltigen blumpen Ochsenkarren der Buren, mit bis zu vierzehn Paaren jener großen, langhörigen Kinder bespannt, die für Südafrikas Verkehrsleben ja überaus wichtig sind. So kamen sie von fern her über die grasigen Steppen, die Buren; über hohen Bergpaß und durch tiefes Thal, durch Furt und Sand, das einzig denkbare Verkehrs- und Reisefuhrwerk benutzend, in dem ganze Familien monatelang hantieren, begleitet von der Herde der Schlachthammel. Unten auf dem Boden des riesigen Planwagen sind die Kisten und Kisten mit Gepäck und Gerät verpackt, darüber wird zur Nachtzeit eine Art federnden Federgerüsts gespannt, auf das die Matratzen zur Ruhe gebracht werden; unter dem schützenden Plandach hängt die schwankende Laterne und wirft wechselndes, ungewisses Schein über die Gesichter der Schlafenden, und glühend leuchtet die Pracht der Gestirne herab auf die weite, stille nächtliche Einsamkeit, durch die von ferne das Belien des Schafals bringt, daß die Hunde aufmerkend den Kopf heben und knurrend unter dem Wagen die Fährten zeigen. Pferde sind für solche Reisen gar nicht zu gebrauchen, auf denen oft für drei, vier Tage das spärliche Trinkwasser für die Menschen im sorgsam gefüllten Faß mitgeführt wird und die Zugtiere einfach durften müssen bis zur nächsten Quelle. Das Pferd würde dabei zu Grunde gehen, während der Kaffeeochse zurücker ist, wenn er sich dann nur buchstäblich voll trinken kann. Weiter wird er im Innern noch als ausdauerndes Reittier geschätzt und gejagt, das in gleichmäßigem Paktgang es auf die Länge mit dem besten Pferde aufnimmt.

Ein besonders interessanter Ort ist die händverlich-westfälische Kolonie Neu-Deutschland, eine Tagereise von Durban entfernt. Unsere wackeren Landsleute dort, gegen 50 Familien, die 1847 dahin ausgewandert, sind im eigentlichen Besitz von etwa 23 tausend Morgen, halten ihren eigenen Prediger und Lehrer und halten fest an heimlicher Sitte. Auch sie stellen ihr Aufgebot zu der Freiwilligenmiliz, die auch im Kaffernkriege unter Waffen treten mußte und so ziemlich einziger Schutz der ganzen Kronkolonie war und der Hauptstadt in jenen Tagen, als die Schlacht von Mandula von den königlichen Truppen verloren war und man in Durban schon daran dachte,

Weiber und Kinder in einzelnen festen Gebäuden unterzubringen und die übrige Stadt preiszugeben, falls die siegreichen Kaffern in ihren fürchterlichen Eilmärschen sich auf dieselbe richten sollten. Unsere Norddeutschen ließen 50 Verittene marschieren unter Führung eines Kapitäns, eines Leutnants, eines Sergeanten und Korporals, denen sich die Mannschaft durch Unterschrift verpflichtet hat. Die kleine Truppe darf nicht außerhalb der Natal-Kolonie verwendet werden. Jetzt wird auch sie wohl mobil gemacht sein unter den Natal-Boleers, von denen die Rede war bei Beginn des Krieges.

Wären wir ihnen auch diesmal unter englischer Fahne nicht den Sieg gegen die Buren, Ehre und fröhliche Heimkehr dürfen wir dem deutschen Haufen doch wünschen. Mögen sie alle unverfehrt zurückkommen — wie die Royal Dragoons.

Uebersicht.

Humoreske von L. von Roden.

Notwendige Geschäfte hatten mich nach dem etwa eine halbe Stunde von meinem Gute entfernten Städtchen B. geführt. Es mochte beinahe drei Uhr sein, als ich endlich infolge eines regen Appetits das einzige Gasthaus aufsuchte, um dessen luftliche Gemüße zu probieren. Wer beschreibe jedoch mein Erstaunen, als ich im Speisezimmer zwei junge Forstassessoren aus der Umgegend, Studienfreunde von mir, antraf, die ich seit Jahr und Tag nicht mehr gesehen. Nach herzlichster Begrüßung sahen wir bald bei einer Flasche „Echten“ und frischsten alte Erinnerungen auf. Endlich kam ich auch auf meine jetzigen Verhältnisse zu sprechen und klagte meinen beiden Freunden, daß ich auf meinem einsamen Gute ein so edes und trauriges Leben führen müsse. Während ich mich immer mehr in Eifer hineinredete, merkte ich gar nicht, wie die beiden sich lächelnd ansetzten, bis endlich der eine von ihnen begann:

„Nun, wenn Du ein gar so trauriges Leben führst, so heirate doch.“

„Heiraten?“ Ich lachte spöttisch. „Wen denn?“

„Nun, ich denke, Du könntest es bei Deinen guten Verhältnissen doch an einer passenden Frau nicht fehlen. Ich wüßte sogar in der hiesigen Gegend ein Mädchen für Dich; reich, schön, guter Name, kurz alles, was dazu gehört.“

„Ach was, schönes Mädchen; laß mich damit in Ruhe. Ich will es gar nicht kennen lernen.“

„Oho! Du müßtest 'mal erst die Tochter des Oberst von Funf gesehen haben, dann würdest Du anders sprechen.“

Doch vergebens eiferte mein Freund, ich entgegnete ihm nur mit dem gleichgültigsten Gesicht:

„Ich glaube kaum, daß mir das Fräulein v. Funf gefallen würde.“

„Gefallen würde sie Dir wohl schon, aber Du wirst sie nie bekommen.“

„Wer will mir denn das verwehren?“ brauste ich auf.

„Nun, nun, nur ruhig Blut, erst hören und dann urteilen.“

Ungefähr eine Stunde von hier lebt der pensionierte Oberst von Funf mit seiner Tochter Hanna. Letztere ist ein Engel an Schönheit, und ist daher viel begehrt. Der Alte jedoch ist so stachlich, daß ihm auf keine Weise beizukommen ist. Er schließt sein Kind von Welt und Bewerbern ab und hütet es, wie damals der Drache das goldene Aue. Er betreibt alle, die sich ihm nähern, einfach durch stetigen Widerspruch.

Nun, Widerspruch ist wohl eine unangenehme Gewohnheit, daß sich aber ein vernünftiger Mensch einschüchtern und in die Flucht schlagen läßt, scheint mir sehr unwahrscheinlich zu sein.

Es handelt sich hier eben nicht um eine vorkommende Meinungsverschiedenheit, sondern um systematischen Widerspruch, der sich gegen

Recht wie Unrecht richtet und von vernünftigen Auseinandersetzungen nichts wissen will.“

„Mit solchen Menschen streitet man sich einfach nicht.“

„Das ist ihm aber auch nicht recht! Er will streiten und seinen Gegner durch die tollsten Behauptungen außer Fassung bringen.“

„Und was geschieht dann?“

„Dann geschieht folgendes: Wenn der Gegner nicht mehr streiten will oder kann, so sucht er einen Vorwand, um ihn fortzuschaffen. Sieht der Gegner nicht nach, so entwickelt sich als ganz natürlicher Verlauf ein ernstlicher Streit; man sagt sich die fürchterlichsten Dinge und bricht auf diese Weise jeden Verkehr ab. Der Sonderling will, meine ich, seinen Herrn noch finden.“

„Und dieser werde ich sein,“ rief ich erregt, indem ich aufsprang und nach Hut und Stock griff. Vergebens rieten mir meine Freunde ab, vergebens stellten sie mir die Gefahr, die mir bei der Festigkeit des alten Herrn drohte, vor. Ich ließ mich nicht abbringen, nahm kurz Abschied und eilte meiner Wohnung zu. Auf dem Wege dorthin legte ich meinen Plan zurecht, mittels dessen ich den alten Sonderling zu fangen glaubte.

Schon am nächsten Tage ritt ich mit erkönnlicher Gleichgültigkeit durch das Bitterthor des verzauberten Schlosses. Ein Diener übernahm mein Pferd, indem er mich mit einem verschämten Blick streifte; der Mensch freute sich mindestens schon auf meinen unfeinwilligen Rückzug. Ich begann bereits den unüberlegten Streich zu bereuen, der mich sicheren Beleidigungen aussetzen würde, und nur der Gedanke an Hanna, der Tochter des Obersten, ließ mich meine Absicht aufrecht erhalten. Ein zweiter Diener hatte inzwischen meine Karte abgenommen und war fortgeeilt, um mich anzumelden; ehe ich nur recht wußte, wie mir geschah, befand ich mich schon dem Obersten gegenüber.

Mit dem Bewußtsein, daß der Augenblick, zu handeln, gekommen sei, kehrte auch mein ganzer Gleichmut zurück. Während ich einige Höflichkeitsphrasen sprach, müsterte ich mit großer Ruhe mein Gegenüber. Es war ein schöner, alter Mann, militärisch stramm; das edel gefärbte Haupt ward hochgetragen und der Ausdruck der grauen Augen wechselte lebhaft; ich meinte, mehr heiteren Mutwillen als bössartige List darin zu erkennen.

Nach den ersten Begrüßungsformeln — der Hausherr hatte mich mittlerweile aufgefordert, Platz zu nehmen — kamen wir auf die gesellschaftlichen Verhältnisse zu sprechen, wobei ich erwähnte, wie schwer es in dieser Gegend für einen gebildeten Men wäre, Verkehr zu finden. Der angenehme Eindruck, welchen der alte Herr auf mich gemacht hatte, ließ mich alle vorherigen Vorurteile vergessen, so daß ich beinahe vom Stuhl gefallen wäre, als der alte Herr plötzlich die hübschen Augenbrauen zusammenzog und grimmig entgegnete:

„Sie glauben nun anscheinend, daß man bei mir aus- und eingehen könne, wie man wolle.“

„Durchaus nicht, Herr Oberst!“ stammelte ich im ersten Schrecken. Es gelang mir aber bald mich zu fassen und mit größter Ruhe hinzuzufügen: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, kam ich mit der Absicht hierher, daß mein erster Besuch auch der letzte sein sollte.“

„Warum das, wenn man fragen darf? Was soll Sie hindern wiederzukommen?“

„Man sagte mir, daß Sie kein Freund von Besuchen wären.“

„Weshalb kamen Sie dann?“

„Weil ich Sie kennen zu lernen wünschte.“

„Unsinn! Mich Alten kennen zu lernen wünschen. Oder,“ fügte er hinzu und zog die Brauen noch drohender zusammen, „sagte man Ihnen vielleicht noch, daß außer mir noch eine Person in diesem Hause wohnt?“

„Allerdings. Sie haben eine Tochter.“

„Und?“

„Und nichts! Was geht mich das an?“

„Aha! Meine Tochter interessiert Sie gar nicht!“ spottete er.

„Sie haben genaue Instruktionen über mich eingelesen, daß meine Tochter jung und schön ist, davon wissen Sie aber selbstverständlich gar nichts.“

„Je nun, Herr Oberst, ich habe einen sonderbaren Geschmack. Was andere schön nennen, gefällt mir meistens gar nicht. Uebrigens werde ich keine Gelegenheit haben, eine Probe meiner Ansichten über „schön“ und „nicht schön“ hier abzulegen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Weil man mir gesagt hat, daß Sie nicht höflich sein können. Sie müssen schon entschuldigen, es gehört zu meinen Eigenschaften, aufrichtig zu sein.“

„Thorheit! Ich kann ebenso höflich sein wie irgend jemand, wenn ich will. Vor allem lassen Sie sich aber sagen, daß ein so junger Mensch wie Sie, kein Recht hat, Eigenheiten zu haben.“

„Ich meinte, dieses Recht stünde jedem zu, ob jung oder alt. Doch das ändert nichts an der Sache: Sie werden mich nicht einladen, meinen Besuch zu wiederholen, und so werde ich denn auch ganz bestimmt nicht wiederkommen.“

„Und ich sage Ihnen, Sie werden wiederkommen, das heißt, ich bitte Sie darum. Sie haben selbständige Ansichten, die Sie rund heraus sagen. Nichts ist langweiliger als ein Mensch, der nur ja und nein sagt, wie man es ihm in den Mund legt.“

Mit diesem Zugeständnisse durfte ich mir wohl schmeicheln, einen kleinen Erfolg errungen zu haben. Ich empfahl mich daher und ritt wohlgenut davon, nachdem ich dem schadenfrohen Diener, der mir mein Pferd herbeibrachte, ein lustiges Stüchchen ins verdubelte Gesicht gepfeifen hatte.

Nur zehn Tage hielt ich meine Ungeduld im Zaume, dann schlug ich wieder den Weg nach des Obersten Besichtigung ein. Der alte Herr empfing mich mit kühnerer Miene. Er grollte, daß ich seine Einladung, mit der er sich zu einem unerhörten Zugeständnisse herbeigelassen zu haben wähnte, so kühl aufgenommen hatte. Ich entschuldigte mich mit dem Vorgeben, nicht lästig sein zu wollen.

„Wenn Sie mir lästig wären, hätte ich Sie nicht eingeladen.“

„Lästig würde ich Ihnen doch sein, wenn ich häufiger käme!“

„Donnerwetter!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ist das nicht ein rechthaberischer Mensch! Nun will er gar meine Gedanken besser kennen als ich selber! Ich sage Ihnen, Sie können alle Tage kommen, wenn Sie wollen. Ich brauche anregende Gesellschaft.“

„Der Sie die Thüre weisen, wenn Sie sie nicht mehr gebrauchen können.“

„Das werde ich entschieden nicht thun, junger Mann! Wie können Sie überhaupt so bestimmt behaupten, daß ich dieses oder jenes thun werde? An mir soll es nicht liegen, wenn ich Ihnen bei einem täglichen Zusammensein die unangenehme Rechthaberei nicht abgewöhne; da hört ja jedes vernünftige Gespräch auf.“

Von da ab waren meine Besuche sehr häufig, ja es schien ganz selbstverständlich, daß ich meine ganze freie Zeit im Hause des Obersten verbrachte. Mein Einfluß auf den alten Sonderling war vom ersten Augenblick an ein ganz merkwürdiger! Ich hatte nichts zu thun, als das Ende des Fadens, an dem er mich zu gänglich verweinte, festzuhalten und nach meinem Wunsch spielen zu lassen, woran ich mich bald gewöhnte.

Selbstverständlich verkehrte ich als täglicher Gast auch mit Fräulein Hanna.

Trotz der Wachsamkeit des Obersten hatte sich in kurzer Zeit ein Einverständnis hergestellt, wie es häufig genug vorkommt, wenn zwei junge Leute immer beisammen sind. Mit der diplomatischen Begabung, die bei jedem jungen Mädchen zugleich mit der Reueigung

ins Leben tritt, hatte Hanna meine geheimen Anschläge erkannt und sich meiner zur Schau getragenen Gleichgültigkeit als Mittel zum Zweck gefreut. Wie sie mir bei einer unserer zufälligen Zusammenkünfte ohne Zeugen gestand, fürchtete sie doch noch immer, daß ich einmal doch aus der Rolle fallen und den Preis verlieren würde.

Es war allerdings eine peinliche Lage, in der ich mich befand. Es that mir weh, den alten, ehrenwerten Herrn, den ich sehr lieb genommen hatte, zu hintergehen, und doch konnte ich das für uns alle drei so wichtige Gespräch mit ihm nicht anregen, weil ich befürchten mußte, daß unsere Pläne an seinem Widerspruch scheitern würden. Da gab es kein anderes Mittel, als sich in Geduld kleiden, bis ein glücklicher Augenblick die Bresche öffnen würde, durch die ich in das feindliche Lager eindringen könnte.

Endlich einmal kam die Sache doch zum Ende und zwar auf ganz unerwartete Weise. Wir sahen eines Tages beim Nachmittagsstosse, als plötzlich der Oberst sein Töchterchen mit barschen Worten aus dem Zimmer schickte und mich dann ansah:

„Was wollen Sie mit den zärtlichen Blicken bezwecken, die Sie mit dem Mädchen so ungeniert tauschen, Herr Oberförster? Was wollen Sie damit, frage ich?“

Seine Stimme wurde mit jedem Worte lauter und endigte mit einem Gebrüll, begleitet mit einem Faustschlag auf den Tisch, daß die Kaffeetafel klirrend hin und her tanzten.

„Ich? — Wollen?“ erwiderte ich in gedehntem Tone recht kühl. „Ich will gar nichts, Herr Oberst! Vielleicht ist mein Blick von Natur aus zärtlich!“

„Von Natur aus! Hm! — Sehr gut! Warum betrachten Sie aber mich dann nicht mit verliebten Blicken, mein Herr?“

„Vermuthlich beschränkt sich dies Naturspiel nur auf das Betrachten des weiblichen Geschlechts, ich will es aber auch bei Ihnen versuchen: Ihre Augen zum Beispiel sind sehr interessant.“

„Interessant? Wüßte nicht, wen das interessieren könnte! Doch herans mit der Farbe: Sie wollen meiner Tochter den Hof machen und glauben gar, daß ich mein einziges Kind einem grasgrünen Oberförster an den Hals werfe?“

„Keineswegs, Herr Oberst! Ich hege weder die Absicht, mich um die Hand Ihrer Tochter zu bewerben, noch kann ich erwarten, daß Sie mir dieselbe an den Hals werfen sollen,“ entgegnete ich kalt und richtete mich zu meiner vollen Höhe auf.

„Oho! Gar hochmüthig! Ist dem Herrn meine Tochter am Ende nicht gut oder schön genug?“

„Ich bezweifle gar nicht, daß das Fräulein gut, auch wohl schön ist, aber —“

„Was aber?“

„Fräulein Hanna ist blond und hat blaue Augen!“

„Freilich das Kind hat Haare wie Sonnen- gold und Augen wie Bergflümmelnicht. Ist Ihnen das etwa auch nicht recht?“

„Ich ziehe dunkle Frauen vor!“

„Dann ist es Ihnen wohl auch nicht angenehm, daß sie erwachsen ist, wie eine Lanze?“

„Ich weiß nicht, kleine Frauen sind so niedlich, besonders wenn sie etwas rundlich sind.“

„Zum Henker! Dann weiß ich Ihnen nur einen Rat: Gehen Sie nach Konstantinopel und freien Sie eine Türkin, die sind klein und dick und schwarz.“ plakte der alte Herr heraus. „Da kommt der Mensch in mein Haus, verdreht dem Kinde den Kopf, daß es ganz verwirrt wird, und als ich es frage, ob ihm der Mensch gefällt, meinen Vorkentasse statt in die Tasse in die Zuckerchale schüttet, und er — er jagt mir, er wolle meine Tochter nicht heiraten, weil sie schlau und blond ist!“

„Aber, Herr Oberst, beruhigen Sie sich doch! Ich würde mich ja glücklich schätzen, Ihre

Tochter als Frau zu bekommen; es kann und darf aber nicht sein!“

„Zum Kuckuk! Wer kann es denn verbieten, wenn es mir, Ihnen und meiner Tochter recht ist?“

„Entschuldigen Sie, Ihnen kann es eben nicht recht sein!“

„O, du lieber Himmel! Warum kann es mir nicht recht sein?“

„Sie können Ihre Tochter einem armen, unbedeutenden Oberförster unmöglich zur Frau geben und Sie werden es ganz entschieden nicht thun!“

„Ich? Ich kann meine Tochter geben, wenn ich will. Ich bin reich genug, um sie auch einem armen Manne zur Frau zu geben, wenn ich ihn für würdig halte. Und am allerwenigsten lasse ich mir von einem grasgrünen Oberförster vorschreiben, was ich zu thun habe! Herr, man spricht allenthalben von einem Einverständnis zwischen Ihnen und meiner Tochter. Sie haben das Mädchen ins Gerede gebracht. Und Sie werden es heiraten! Hören Sie mich? Kavalierswort! Schlagen Sie ein oder — zum Henker —“

„Kavalierswort! Einschlagen!“ rief ich, ohne zu zögern.

Da hatte sich der Alte in seinem Eifer selbst den Rückzug abgeschnitten. Bevor er sich anders bestimmen konnte, hatte ich seine Hand ergriffen, und fünf Minuten später hielt ich meine Braut in den Armen.

Mein Erfolg erregte in der ganzen Gegend Aufsehen, besonders bei meinen beiden Studienfreunden. Mit meinem Schwiegervater betrug ich mich fortan aufs Beste. Wir stritten und widersprachen uns in unverbrüchlicher Freundschaft und meine Hanna lachte und freute sich darüber.

Affäre.

* Scherzfrage. Wer ist am Vethlehemer Kindermord und am Transvaal-Kriege Schuld? (200000 2000 200000 200 200000)

* Umschreibung. „Herr Doktor, können Sie mir sagen, was jener Herr mit den vielen Brillenringen dort ist?“ — „Ehnlige Frau, das ist ein Mann, dem es seine Verhältnisse gestatten, nach dem Frühstück gleich Jeterabend zu machen!“

* Schmeicheleihaft. Der Aktuar Kaidlerig hat beim Regierungsjubiläum Sr. Durchlaucht einen Orden bekommen. Als er danach zur Kabinenzugelassen wird und seinen Dank gestammelt hat, sagt Durchlaucht plötzlich: „Aber was sehe ich, Kaidlerig, Sie tragen ja den Orden gar nicht!“ — „Mein Durchlaucht, den lege ich nur bei anhergebrachten Gelegenheiten an!“

* Aus der Kinderstube. Elschen (ein großes Küchmesser in der Hand haltend): „Sieh! nur, Mama, schon wieder giebt man nicht Acht auf mich!“

Charade.

Wenn nach dem letzten Akt
Der Vorhang ist gefallen,
So sagt man von dem Stück,
Der Silben erste sei.
Die zweite läßt sich manches Volk gefallen
Von seines Herrschers Stolz und Tyrannie.
Bei manchem Redner wird vernüht,
Was meines Ganzen Deutung ist.

Somonym.

Mich trägt der Krieger als Schmund und Wehr,
Vorau mir sehe zwei Zeichen mehr,
Dann werd' ich Einer, der drauß bedacht,
Daß er dich soppe, nimm dich in Acht!

Buchstaben-Rästel.

M des des des G b
des des des
des des des T s

Auflösung der Rästel aus voriger Nummer:

Rästel: Ein hohler Baum.

Somonym: Kägel.

Kirchjahres etwas näher betrachtet. Das Unglück war groß, allgemein und geradezu unheilbar, wenn Gott Sich nicht erbarmte und kam.

Und Er erbarmte Sich und kam; und das ist das Glück, an das der Advent uns erinnert. Je mehr das Menschengeschlecht in seiner Blindheit sich von Gott entfernte, um so mehr näherte sich der verheißene Heiland und baute sich gleichsam ein in die Menschheit: in ein Volk, in einen Stamm und in eine Familie, bis Er dann in der Fülle der Zeit Selbst kam und alles gut machte. Die Finsternis des Unglaubens besiegte Er durch das Licht Seiner Lehre, die Leidenschaften durch Sein Beispiel und durch Seine Gnade, die Sünde tilgte Er durch Sein gemüthliches Leiden, endlich unser aller Tod durch Seinen eigenen Tod und Seine Auferstehung. Sein Reich hat Er in den Seelen errichtet durch den Glauben, die Gnade und die Liebe, und dem großen Weltreiche Satans gegenüber hat Er das sichtbare Reich Seiner Kirche gestiftet, — ein Reich, das alle Weltteile und alle Völker, das Zeit und Ewigkeit umspannt; in dem alle, vom Banne der Sünde befreit, durch Seine Macht geschützt und geleitet, durch die Verwaltung Seiner Gnadenmittel bereichert, in Gerechtigkeit, in Frieden und Freude Ihm dienen und zum himmlischen Reiche ziehen sollen.

So verkündet der Advent also unser Unglück, aber auch unser Glück, lieber Leser, unser ungleich größeres Glück in Christus und durch Christus. Ja, der Advent ist für Weihnachten das selbe, was für unsere alten Domkirchen die majestätische Vorhalle ist, die wir „Paradies“ zu nennen pflegen: da stehen unsere Stammelkern an dem unseligen Baume der Verjüngung, da stehen die ehrwürdigen Patriarchen und Propheten und klagen uns ihr Unglück, weisen aber auch vertrauensvoll hinein in das Innere, in das Halbdunkel des Chores, wo der Heiland steht, nicht im Bilde, sondern wahrhaft und wirklich als das Lamm, das ihre und unsere Erlösung vollzogen hat und noch immerfort vollzieht.

Wollt ihr? mag der aufmerksame Leser fragen. — Nun, allerdings ist in Christus aufgegangen die wahre „Sonne der Gerechtigkeit“ und jenes „Licht“ uns erschienen, das jeden Menschen erleuchten kann und will, der in diese Welt tritt. Allein wie der Mensch vor dem Lichte der irdischen Sonne sich absperrt, in einen finsternen Raum sich einschließen und den Tag für sich zur Nacht machen kann, so kann er auch hinsichtlich seines geistigen Lebens und sittlichen Verhaltens von dem Gnadenlichte des Erlösers sich absperrt, in der Finsternis des Unglaubens und in der Nacht der Sünde verbleiben. Durch das Erscheinen des Gottmenschen auf Erden und Sein Erlösungswerk, durch die Stiftung Seiner Kirche und die Gnadenmittel, die in dieser Heiligsanstalt hinterlegt sind, — ist uns zwar die Möglichkeit geboten, unsere Erkenntnis erleuchten, unser Herz erwärmen, unsern Willen stärken und kräftigen zu lassen und so in der Gnadengemeinschaft mit Christus zu leben. Allein diese Möglichkeit zur Wirklichkeit zu machen, ist Sache jedes einzelnen Menschen. Wir selbst müssen uns der „geistigen Sonne“ nähern, ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen in uns aufnehmen und der von ihr beschienenen Lebensbahn getreu folgen, — und zunächst in der nun beginnenden heiligen Adventszeit!

Wie das aber anzustellen sei, soll uns, lieber Leser, ein heiliger Bischof (Cäsarius) aus dem 5. Jahrhundert nun sagen: „Meine Ermahnung geht dahin, meine Brüder, daß wir uns, da der Geburtstag des Herrn bevorsteht, unter dem Beistande Jesu Christi wie zu einem hochzeitlichen und himmlischen Mahle (her hl. Weihauchtskommunion) durch gute Werke schmücken und vorbereiten, daß wir den Armen Almosen geben und Nachsucht und Hoß, ein Gift des Teufels, aus un-

sern Herzen entfernen. Bewahret tren die Keuschheit, übet Gebet und frommen Gesang! Müßige oder unheilige Worte laßet nicht aus eurer Munde kommen, sondern strafet auch diejenigen (durch Tadel), welche sie vorbringen wollen! Haltet mit Allen Frieden und ermahnet diejenigen, welche in Zwietracht leben, zur Eintracht! — Wenn ihr unter Jesu Beistand dieses Alles tren erfüllt, so werdet ihr mit ruhigem Gewissen dem Altare des Herrn (am bevorstehenden Weihnachtsfeste) euch nahen und einst glücklich zur ewigen Seligkeit gelangen!“

Spektraltelegraphie — Schnelltelegraphie.

Zwei hervorragende neue Erfindungen.
Von Rudolf Curtius.

Das ununterbrochen steigende Verkehrsbedürfnis der Gegenwart, dessen Stillstand noch in keiner Richtung abzusehen ist, treibt zur fortwährenden Vervollkommnung der demselben dienenden Vorrichtungen und Anstalten. Besonders gilt dies von dem Nachrichtendienst, der in den letzten Jahrzehnten einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Ein weitverzweigtes Telephonnetz breitet sich nicht nur über die Dächer der großen Städte, sondern führt sogar über Land zu mehr als hundert Meilen entfernten Städten, so daß ganz Deutschland, welches in diesem Punkte allerdings allen Ländern weit voraus ist, ein einziges riesiges Telephonnetz ist, in welchem die Fernsprechteilnehmer in mehr als 800 deutschen Städten und Ortschaften durch Vermittelung der Berliner Centrale mit einander in Verkehr treten können.

Aber alles dieses genügt den gesteigerten Ansprüchen noch nicht. Die wenigen Drähte, welche von einem Orte zum anderen führen, sind oft stundenlang übermäßig in Anspruch genommen oder es ergibt sich das Bedürfnis, Nachrichten zwischen Orten zu vermitteln, welche überhaupt nicht durch den elektrischen Draht miteinander verbunden sind oder deren Verbindung durch Naturereignisse oder absichtlich durch Menschenhand gestört ist.

Die beiden Hauptprobleme der Telegraphie liegen daher ganz naturgemäß darin, einerseits eine ungleich größere Wortzahl als bisher auf einer Leitung zu befördern, andererseits aber auch ohne Draht die gewünschte Kommunikation zwischen zwei Orten herzustellen. In beiden Richtungen haben die letzten Wochen erhebliche Fortschritte gebracht, welche geeignet sind, auch die Aufmerksamkeit eines weiteren Leserkreises auf sich zu lenken.

Was Marconi mit seiner Telegraphie ohne Draht und Slaby mit der sehr ähnlichen Funkentelegraphie verfolgt, strebt der dänische Physiker, Professor La Cour mit der von ihm so genannten Spektralphotographie an, mittelst welcher es ihm gelungen ist, von einem hohen Berge bei dem an der Nordküste Islands gelegenen Städtchen Akreuz nach einer am Meeresstrande befindlichen Empfangsstation auf spektroskopischem Wege sicher Zeichen zu geben.

Der Gedanke durch verschiedenfarbiges Licht sich zu verständigen ist ja keineswegs neu; denn im Signalwesen der Schiffe auf See ist derselbe längst zu einem System ausgebildet worden und bei Nachtmanövern der deutschen und österreichischen Armee haben in den letzten Jahren hundertfach wiederholte Versuche zu sehr befriedigenden Ergebnissen geführt, welche namentlich im Zeitungsstriege von großem Nutzen sein können. Die Zeichengebung beschränkt sich aber hierbei, der Natur der Sache gemäß, auf eine geringe Anzahl Typen, welche in verschiedener Kombination zur Wiedergabe bestimmter Worte und Buchstaben benutzt werden und deswegen eine nur recht langsame Uebersmittlung gestatten.

Bei der mehr als lakonischen Kürze der über La Cours Erfindung in die Öffentlichkeit gedruckenen Mitteilungen läßt sich zwar über die Einzelheiten seiner Apparate kein Urteil

abgeben; dem ganzen Verfahren dürfte aber im wesentlichen folgendes zu Grunde liegen.

Wenn man einen intensiven Strahl weißen Lichtes, wie es die Sonne liefert oder wenigstens nahezu weißen Lichtes, wie es von einer kräftigen Bogenlampe ausgeht durch ein Glasprisma treten läßt, wird das weiße Licht, welches eine Mischfarbe ist, bekanntermäßen in seine verschiedenartigen Komponenten zerlegt, die durch geeignete Apparate zu dem langen, aber schmalen Farbenband auseinander gezogen werden können, welches aus den bildlichen Darstellungen der Spektralanalyse allgemein bekannt und an seinem einen Ende die roten Strahlen aufweist, welche über Gelb, Orange, Grün, Blau in unzähligen Abstufungen ins Violett übergehen. Vereinigt man diese Strahlen durch Sammellinsen von geeigneter Brennweite, so erhält man wieder das ursprüngliche weiße Licht, dessen parallel austretende Lichtstrahlen, wenn nur die Lichtquelle stark genug ist, ausreichen, um auch in meilenweiter Entfernung auf der Neghaut einer durch ein Fernrohr die Abfindestation beobachtenden Person die Gesichtswahrnehmung anzuregen. Der Beobachter wird eben dann im Gesichtsfelde seines Fernrohres ein weißes Licht erblicken. Wenn er aber sein Fernrohr ebenfalls mit einer prismatischen Spektralanalyse versehen, erblickt er statt des weißen Lichtfeldes natürlich auch ein farbiges Spektrum.

Man denke sich nun auf der Abfindestation unterhalb der Stelle, wo das weiße Licht in seine Grundfarben zerlegt ist, eine Klaviatur von soviel Tasten als das Alphabet Buchstaben hat, von denen jede einzelne beim Niederdrücken ein unübersichtliches Lichtstrahl in die Höhe schnell, welches eine bestimmte Stelle des Farbenspektrums verdeckt und die dort befindlichen Strahlen am Ausströmen verhindert. Es ist nun ohne weiteres klar, daß der Beobachter, wenn der Abfinder eine bestimmte Taste niederdrückt, in seinem Fernrohr nicht mehr das vollständige Spektrum zu sehen bekommt, sondern nur ein Spektrum, in welchem ein dunkler Streifen sich an einer Stelle des leuchtenden Farbenbandes befindet, der Empfänger braucht nun seinen Spektralapparat nur so einzurichten, daß er unter dem beobachteten Spektrum sich mit einer in seinem Apparat befindlichen Lichtquelle eine Glasfala beleuchtet, auf welcher die Buchstaben des Alphabets genau an den entsprechenden Stellen stehen, welche durch Anschlag der mit den konformen Buchstaben bezeichneten Tasten des Abfindersapparates verdunkelt werden. Will der Abfinder nun z. B. das Wort „Welt“ telegraphieren, so schlägt er nach einander die mit W, E, L und T bezeichneten Tasten an und in demselben Augenblicke wird auch der Beobachter im Spektrum seines Fernrohres nach einander die über den erleuchteten Buchstaben seiner Alphabetsfala befindlichen Farbenpartien verdunkelt sehen.

Man sieht, daß ein derartiger Apparat mit der Geschwindigkeit einer Klaviaturanschreibmaschine arbeitet und eine schnelle Uebersetzung von Nachrichten ermöglicht. Er hat aber leider auch seine Mängel, welche nicht nur darin bestehen, daß er bei Nebel unbrauchbar ist, sondern namentlich darin, daß er theure Präzisionsfernrohre voraussetzt, deren optische Achsen auf das minutöseste in einander fallen müssen, was zwar keine unüberwindlichen Schwierigkeiten macht, aber große Kosten und sachverständige Hand bei der Montirung voraussetzt. Mag daher auch der La Cour'sche Apparat in Einzelheiten von vorstehender Schilderung abweichen, so wird das Urtheil über seine Brauchbarkeit doch im wesentlichen von den Mitteilungen abhängig zu machen sein, welche wir binnen kurzem über die Komplexität oder Einfachheit desselben zu erwarten haben.

Ganz anders steht die Sache mit der Schnelltelegraphie. Als vor etwa zwei Monaten bestimmte Nachrichten darüber in die Öffentlichkeit drangen, schüttelte wohl jeder den

Kopf, dem die zahllosen Versuche zur Lösung dieses so oft in Angriff genommenen Problems bekannt sind. Heute müssen wir bekennen, daß wir mit unierer Zweifel im Unrecht waren; denn die Behauptung, 80 000 Worte in einer Stunde auf einem Draht telegraphieren zu können, ist keine Uebertreibung, sondern buchstäbliche Wirklichkeit. Es war schon aus den ersten Mitteilungen bekannt geworden, daß die Verarbeitung der Telegramme in dem von Pollak und Virágl in Budapest erfundenen Apparate eine Art Vorarbeit voransetzt, nämlich die Ausstanzung des zu telegraphierenden Textes in Form von kleinen Böchern nach Art der Morsezeichen auf einem sogenannten endlosen Papierstreifen. Die eine Eigenart der Erfindung beruht nun darauf, daß während der Papierstreifen durch den Apparat geführt wird, einige feine mit einer elektrischen Stromquelle verbundene Metalldrahtbürsten über den Papierstreifen schleifen und entsprechend der Durchlochung einen Strom bald öffnen bald schließen, der durch den Absendeapparat und den Leitungsdraht zur Empfangsstation geht. Noch weit originaler aber ist der Umzug des elektrischen Stromes an der Empfangsstation in Zeichenschrift. Zu diesem Zwecke wird dort der Strom in ein Telephon geführt, auf welchem ein kleiner Spiegel angebracht ist. Der ankommende Strom setzt nun die elastische Membran des Telephons in verschieden starke Schwingungen, welche ebenso verschieden große Drehungen des Spiegels zur Folge haben. Auf den Spiegel aber wird das Licht einer kleinen Glühlampe geworfen, und von dort nach einem in gleichmäßiger Geschwindigkeit ablaufenden Streifen äußerst lichtempfindlichen photographischen Papiers reflektiert, welches dann in der Dunkelkammer entwickelt wird und eine Zickzacklinie aufweist, die genau dem Aufgabestreifen entspricht und von jedem mit der Morsechrift vertrauten leicht gelesen werden kann. Natürlich ist notwendig, daß die Empfangsstation von der Absendestation vorher benachrichtigt wird, daß ein Telegramm kommt, was in der üblichen Weise durch ein Läutesignal geschieht.

Der ganze Vorgang spielt sich reißend schnell ab, sodaß ein Telegramm von mehreren hundert Worten in wenigen Sekunden an die Empfangsstation mitgeteilt werden kann, und damit erhalten die mit dem Apparate ausgerüsteten Linien eine Leistungsfähigkeit, welche nahezu ans Unbegrenzte streift. Es ist wahrscheinlich, daß den Erfindern bei ihrer Arbeit die spärlichen Mitteilungen vorgezeichnet haben, welche vor nahezu 2 Jahren über das Escapanische Telekroskop verbreitet wurden. Der Apparat ist aber keineswegs eine Nachahmung dieses vielgenannten Wunderapparates, dessen Einzelheiten von dem geistigen Vater desselben noch immer geheim gehalten werden, um ihn als Clou für die nächstjährige Pariser Ausstellung zu benutzen. Es ist vielmehr eigene vollwertige Geistesarbeit, was Pollak und Virágl geleistet haben, und während über der Maschine des ehemaligen galizischen Schullehrers noch immer ein mystisches Dunkel ausgebreitet liegt, sieht von dem oben beschriebenen Apparate fest, daß er von der weitesttragenden Bedeutung für die Telegraphie in allen Ländern ist, welche sich der wertvollen Verbindung zweifelsohne binnen kürzester Zeit bedienen werden.

Daß Deutschland und das verbündete Oesterreich-Ungarn hierbei wohl in erster Linie stehen werden, läßt sich aus dem Umstande erhellen, daß die beweisenden Versuche zwischen Berlin und Budapest veranfaßt wurden und daß der Chef der deutschen Reichspost und hohe ungarische Postbeamte der Vorführung der verblüffend korrekt arbeitenden Apparate die verdiente Würdigung schenkten.

Das Mädchen von Upolu.

Novellette von Friedrich Thieme.
Purpurn tauchte die Sonne aus dem blauen Meere empor — in roter Glut leuchteten die

weißen Brandungswellen, die sich schäumend gegen die Korallenriffe heranzwängten. Still und friedlich, einem Paradiese gleich, lag die Küste der Insel Upolu im Morgenglanze. Welch malerischer, wunderlichlicher Anblick! In dem kleinen Hafen das stolze Kanonenboot und die kleinen Boote und Canoes mit ihren bunten Flaggen und Wimpeln, am Gestade hinter herrlichem Grün die lustigen Häuser und Hütten des palmenbesetzten Upolu, der ganze Strand bedeckt mit einem bunten Kranz anmutiger Dörfer und Siedelungen, hinter denen der stolze Palmenwald sich ausdehnte und die bewaldeten Gipfel des Godeffroy und Vaia emporkragten. Hier und dort stürzten brausende Wasserfälle von den Höhen und kühlte Bergwässer brachen in wildem Laufe durch die felsigen Schluchten.

Auf einem kleinen, kostbar geschirrten Pony ritt ein Reiter am Strande entlang, ein junger Weiber in der leichtesten Kleidung der Europäer in jenem Klima, weißen Beinkleidern, Oberhemd und weissem Rock. Walter Sterned war ein Sohn unseres deutschen Vaterlandes, den Bissendurst und Abenteuerlust in die weite Welt getrieben hatten. Eternlos, unabhängig, wohlhabend, streifte er nach Entfallen von Land zu Land. Bereits seit einigen Wochen besand er sich in Upolu, der geschäftigen, regsam, fast einen europäischen Charakter tragenden Stadt, wo man wie in der Heimat das Pfeifen und Rollen der Dampfmaschinen hören und abends in der Schenke sein deutsches Bier trinken kann.

Heute galt es einen kleinen Ausflug in das Innere, Land und Leute näher kennen zu lernen. Anfangs galoppierte der Reiter am Strande entlang, dann bog er, einer schmalen Straße folgend, landeinwärts, folgte der Straße durch einen dichten Wald und ritt endlich einem plätschernden Gebirgsbach entlang, der mehr und mehr in das Dickicht führte. Immer höher stieg die Sonne, immer dichter wurde der Wald, den Deutschen mit seinem schattigen Laube gegen ihre sengenden Strahlen schützend. Auf einmal sah er sich in einer Dichtung, auf welche die heiße Himmelsglut niederbrannte. Der gebahnte Pfad war wie durch Zauber Schlag verschwunden; trotz aller Mühe vermochte er denselben nicht wiederzufinden.

Der junge Deutsche hatte sich verirrt — planlos schlug er bald diese, bald jene Richtung ein. Inzwischen begann sich der bisher so heitere Himmel zu unwölken, und bald sauste der Regen in Strömen hernieder. So verrann Stunde auf Stunde; bis auf die Haut durchnäßt und zu Tode erschöpft warf sich endlich der Reiter unter einer Palme nieder — da hörte er nicht weit von sich die melodischen Töne einer Frauenstimme. Sofort sprang er auf und stand gleich darauf vor einer jungen Eingeborenen, einem kaum 15-jährigen Mädchen von außerordentlich regelmäßigen Zügen und lichter Farbe, mit großen dunklen Augen, schwellenden Lippen und schwarzem Haar. Die schöne, hohe, graziose Gestalt nahm sich in dem Kleidamen, aus Bastfasern fein gewebten Leberwurfs und der zierlich um ihren Hals geschlungenen Beerenkette recht anmutig aus.

Durchaus nicht erstaunt, als sie dem Fremden sich gegenüber sah, und ohne alle Verlegenheit nickte sie ihm freundlich zu und lächelte mit aufmerksamer Miene seiner Rede. Freilich verstand sie die Worte nur zum kleinsten Teil, denn Walter Sterned vermochte sich im Idiom von Upolu noch keineswegs glänzend auszudrücken; was er wollte, ward ihr aber doch klar, lächelnd forderte sie ihn auf, mit ihr zu gehen.

„Unser Haus ist gar nicht weit, Fremder,“ tröstete sie gutmütig.

„Wie heißt Du, mein Kind,“ fragte er, von ihrer Schönheit überzocht.

„Uba.“

„Der Name ist so schön wie Euer Land, Uba. Nun wohl, ich gehe mit Dir, mein Kind — wenn Du mir ein Obdach gewähren,

meinen Hunger stillen und mich auf den gebahnten Weg zurückbringen willst, so will ich Dir es gut lohnen.“

„Du hast Hunger, Herr?“

„Seit heute Morgen habe ich nichts gegessen, als einige Orangen, und jetzt ist der Abend nicht mehr weit.“

„Uba lachte hell.“

„Warum lachst Du?“

„Wie kann man Hunger haben,“ rief die Samoanerin erstaunt. „Siehst Du nicht das da?“

Sie deutete auf eine der zahlreichen Kokospalmen, an der eine Fülle köstlicher Rüsse prangte.

Walter Sterned blickte mit komischer Gebärde an dem schlanken, hohen Stamme empor und erwiderte achselzuckend: „Ja, wer da hinaufkönnte.“

„Wer? — Ich,“ erklärte die Insulanerin triumphierend. Im nächsten Augenblicke umschlangen ihre Arme den Stamm des Baumes, gewandt wie ein Eichhörnchen kletterte sie daran empor.

„Fremder — geh weg!“

Walter riß lachend sein Pferd zur Seite, den von ihr herabgeworfenen Früchten ausweichend, die mit lautem Gepolter unten auftrafen.

„Komm herab, Du wirst fallen,“ mahnte er nicht ohne Ungleichheit.

Sie verstand mehr den Ton als das Wort. Ein schelmisches Lächeln war ihre ganze Antwort. Ehe der Deutsche sich's versah, stand sie schon wieder neben ihm und winkte ihm, ihr zu folgen. „Mein Vater wartet auf mich“ sagte sie hinzu.

Bald bekamen sie die Hütte in Sicht, die am Ende eines lang hingestreckten Dorfes und viel näher dem Strande lag, als Walter geglaubt hatte. Der junge Reisende hatte fast einen halbtren beschriebenen. Das Haus ruhte, wie alle, auf Pfählen, besaß offene Eingänge statt der Thüren und Fenster und war mit Zuckerrohrblättern gedeckt. Malerisch lag es in einem gartenähnlichen Wäldchen von Orangen und Palmen, aromatischer Duft von vielen Blüten erfüllte die Luft, ein silberner Bach plätscherte zeitwärts vorbei.

Bei Walters Annäherung erhob sich ein 6 Fuß langer, kräftiger Samoaner von der Matte, auf der er gesessen, ging dem Ankömmling mit heiterem „alofa“ (Guten Tag) entgegen und bot ihm zum herzlichsten Willkommen die Hand. Ohne nach Namen und Absicht zu fragen, hielt er ihm eine lange und wohlgelegte Begrüßungsanrede, die im Grunde nichts als den einen Gedanken variierte: „Du bist willkommen, ich freue mich, Dich zu sehen und danke Gott, daß er Dich zu uns geschickt hat.“ Walter in seinen nassen Kleidern und mit seinem hungrigen Magen verwünschte im Herzen die samoanische Höflichkeit, was half es aber? Er durfte seinen Gastgeber nicht erzürnen. Man erwartete sogar von ihm, daß er nach Schluß der Rede eine ebenso feierliche und lange Erwidrerung vom Stapel ließ, wobei es durchaus nichts ausmachte, daß der Vater Ubas nur die Hälfte davon verstand. Jedenfalls hörte er schmunzelnd zu, dann rückte die Tochter ihrem Gast die schönsten und weichsten Matten, mit denen der Boden ausgelegt war, ans Feuer, der Hausherr brachte die Friedensspeise zum Vorschein, that ein par Züge und reichte sie ihm zu demselben Zwecke, darauf präsentirte ihm das Mädchen einen Topf mit einem köstlich duftenden Getränk, das er in langen Zügen hinunterstürzte.

„Nicht zu viel,“ warnte Uba schelmisch, „oder Du wirst nicht mehr gehen können.“

Zu der That empfand der Besucher bald eine unangenehme Schwere der Glieder; der aus Wurzeln bereitete, angenehm schmeckende Trank zieht bei übermäßigem Genuße diese Wirkung nach sich und oft passiert es dem arglosen Fremden, daß er überhaupt nicht mehr aufstehen vermag.

Uba zeigte jetzt, daß sie die Pflichten der

Sauswirthin wohl zu erfüllen wisse. Sie brachte das Pferd in einem kleinen Stall unter, setzte vor dem Gaste Brotfrüchte und geröstete Bananen sowie eine Schüssel gebackener Fische nieder, dann lud sie ihn mit fremdländischer Grazie zum Essen ein. Walter ließ sich nicht nötigen, die Hüfte war so sauber gehalten, die Speisen von so appetitlicher Beschaffenheit, daß er tüchtig zulangte und sich nach dem langen erschöpfenden Ritte gehörig stärkte.

Nach der Mahlzeit erschien der Samoaner zum großen Erstaunen Walters mit einer samoanischen Bibel, aus der er einige Sätze vorlas, um sodann ein langes Gebet zu sprechen.

„Ihr seid also Christen,“ sagte der junge Mann erfreut.

„Christen, ja — was sollen wir sonst sein?“ meinte Uba verwundert.

„Das ist schön,“ sagte er, über diese Thatsache entzückt, er wußte selbst nicht warum. Uba schloß nun die Fenstungen mit dichtem Bastrouleau, zündete eine kleine Lampe an, rückte für ihren Vater und sich selbst weiche Matten zum Feuer, und beide leisteten dem Gaste für den Abend Gesellschaft, wie sich das für höfliche Wirthe nicht anders gehört.

Jetzt erst erkundigte sich der Hausherr nach dem Namen seines Gastes. Uba hörte aufmerksam den fremden Lauten, ihre vollen Lippen versuchten sie leise nachzusprechen.

„Wunderlicher Name,“ bemerkte ihr Vater grinnend. „Weiße Leute sonderbare Namen — Wale Senek.“

„Walter Sterned —“

„Wale Senek,“ wiederholte der Samoaner, sich vergeblich bemühend, die in seiner Sprache fehlenden Konsonanten t und r aus der Reihe zu bringen. Auch Uba versuchte umsonst ihre Sprachkünste, endlich gab man es auf; der Eingeborene erkundigte sich nach Walters Heimat, nach dem „Kaia von Sze-umania“ (dem Kaiser von Germania), nach der „langen Handelsstraße“ in Apia, wie die Insulaner die Plantagengesellschaft der Südseeinseln bezeichnen, und dergleichen mehr.

Auf weichen Matten bereitete ihm Uba sodann sein Lager in der Nähe des Feuers; ihr Vater schloß in einem durch Bastmatten abgetrennten kleinen Kabinett die Nacht verbrachte.

Am andern Morgen fand Walter beim Erwachen schon den Morgenmibiß seiner wartend; seine Gastfreunde aßen mit ihm, und der Deutsche sah den wackeren Samoaner Quantitäten von Speisen und Getränken verschlingen, deren gleichzeitige Unterbringung in demselben Magen er bis dahin für eine Unmöglichkeit gehalten hätte.

Da er nun erklärte, aufbrechen zu wollen, führte Uba ihm sein Pferd mit den Worten vor:

„Hier ist Dein Bodentraber, Wale.“ Die Samoaner bilden sich in dieser Weise Worte ihrer eigenen Sprache für ihnen neue Begriffe und Gegenstände, sie nehmen nicht einfach die Bezeichnungen der Fremden an.

Nach herzlichem Abschied, dem die Einladung, bald wiederzukommen, die beste Würze gab, trabte Walter von dannen, in seinem Innern sich immer von neuem das Bild des reizenden Stilllebens und des lieblichen Mädchens zurückrufend. Dieses Bild verließ ihn von nun an nicht mehr — er sehnte sich Uba wiederzusehen. Schon nach einer Woche traf er — diesmal zu Fuß — wieder in der Hütte ein.

Uba lächelte anmuthig, als sie ihn erblickte; sie erhob sich hastig von ihrer Matte, reichte ihm die Hand und rief mit kräftiger Järllichkeit ihre Nase gegen die seine. Ihr Vater war nicht da, aber das sagte sie nicht im mindesten in Verlegenheit; mit natürlichem Anstand machte sie die Hommets des Hauses. Walter war von nun an ein häufiger und stets gern geliehener Gast in der Wohnung

Malafus, des Vaters Ubas; er fuhr mit ihm auf den Fischfang aus, ging mit ihm auf die Jagd; oft ruderte er mit der Jungfrau auf das Meer hinaus und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der sie das schmale Kanoe zu lenken und mittels des Auslegers vor dem Umschlagen zu bewahren wußte. Mir fehlt der Raum, dem geehrten Leser die psychologische Entschlung des Entschlusses, den der junge Deutsche faßte, Uba nämlich zu seinem Weibchen zu machen, auseinanderzusetzen; es genüge der Hinweis, daß auf Samoa zahlreiche Weiße an Insulanerinnen verheiratet sind, und zwar äußerst glücklich verheiratet, denn die Fräuleins von Samoa sind ebenso gutmüthige, saubere als intelligente Geschöpfchen, die nicht nur dem Haushalt gut vorzustehen, sondern auch trefflich zu repräsentieren wissen.

Sicher ist, daß Walter Sterned sich, ehe noch ein Jahr ins Land gegangen, in Apia ansässig machte und am Arme seines hellbraunen Weibchens glücklich spazieren ging. Uba verstand sich schon ganz gut in seiner Muttersprache mit ihm zu unterhalten, sie sang mit hübscher Stimme deutsche Volkslieder, so gut eben eine samoanische Junge das vermag. Die Wohnung hielt sie äußerst sauber, nur erfüllte sie ihre Hausfrauenpflichten etwas launenhaft, sie konnte absolut nicht begreifen, daß man zu bestimmten Zeiten essen und trinken müsse, sondern war der Meinung, man müsse essen, wenn man gerade Hunger fühle.

Wie oft geschah es am Anfang, daß Walter nach Hause kam: „Uba, was hast Du zu essen?“

„Zu essen? Nichts,“ lachte sie.

„Aber ich habe Hunger.“

„Hunger — draußen hängen Drangen in Wasser, Wale.“

„Drangen — oh, ich möchte Fleisch essen. Kanust Du nichts braten?“

„Sogleich“, versetzte sie bereitwillig, eilte in den Hof, holte ein Gohu, schlachtete und rupfte es, wickelte es mit Kartoffeln und Brotkrumen in reine Bananenblätter und briet alles zusammen zwischen heißen Steinen in einem Erdloche. Am langsam gewöhnte sie sich an den Gebrauch des Ofens und der dazu gehörigen Geräte und Instrumente.

Eines Tages äußerte Walter, er müsse einen wichtigen Besuch machen.

„Wo?“

„Beim Direktor H.“

„Gut, ich werde gleich fertig sein.“

„Du, Kind — aber ich kann Dich nicht mitnehmen.“

Ubas Augen füllten sich mit Thränen.

„Du liebst mich also nicht mehr, Wale?“

„Doch, doch —“

„Dann mußt Du mich auch mitnehmen — sonst —“

„Sonst, mein Schatz?“

„Sonst gehe ich wieder zu meinem Vater.“

Uad da half alles nichts, wenn Walter Besuche machte, ging Uba mit, das hielt sie für ihr gutes Cherecht. Und reizend nahm sie sich aus in der europäischen Tracht, die sie ihrem Gatten zuliebe angelegt hatte.

Die größte Freude zeigte sie aber, als Walter sich mit ihr photographieren ließ. Sie konnte sich nicht sattsehen an dem Bilde, immer wieder nahm sie es aus dem Schranke, lachte darüber, küßte es, präparierte es jedem Besucher und jeder Besucherin, indem sie dem „Bildersfesthalter“ (den Photographen) als einen guten, guten Mann pries.

Zwei Jahre waren so vergangen, da erhielt Sterned die Nachricht vom Tode seines Vaters, dessen alleiniger Erbe er war. Zur Regelung der Erbschaftsangelegenheit erschien seine Anwesenheit in Deutschland unbedingt erforderlich. Kaum ließ er indessen das erste Wort von der Reise fallen, so begann Uba bitterlich zu weinen.

„Aber Herrchen, ich komme ja wieder!“

„Nein, Du kommst nicht wieder — die weißen Männer kommen nie wieder, wenn sie fort sind.“

„So will ich Dich mit mir nehmen —“

„Und die kleine Uba auch?“

„Auch unser liebes Kindchen, natürlich.“

Damit war die junge Frau zunächst einverstanden. Mit Wonne laufchte sie den Erzählungen ihres Mannes von der Pracht und Herrlichkeit der deutschen Städte, von den Reichthümern und Schätzen der prächtig beleuchteten Säden, von den Wundern der Kultur. „O wie schön, wie schön!“ rief sie entzückt, „wie freue ich mich, es zu sehen.“ Je näher jedoch die Abreise heranrückte, desto trauriger wurde Uba. Endlich erklärte sie ihrem Gatten unter Thränen, sie könne Upolu nicht verlassen.

„Warum nicht, Uba?“

„Hier bin ich geboren, hier ist mein Vater, hier sind meine Verwandten. Alle meine Vorfahren haben hier gelebt, sie sind nie fortgegangen — wenn ich Upolu verlassen muß, so muß ich sterben!“

Kein Jureden half, keine Bitten erweicheten sie. Da erklärte Walter energisch, sie müßten sich beide der Nothwendigkeit fügen. Sie würden ja bald nach Upolu zurückkehren. Uba blinnte ihn mit ihren großen Augen starr an, sie traf auch still und wortlos ihre Vorbereitungen zur Abreise; als die Stunde der Einschiffung aber herankam, war sie mit ihrem Kinde nirgend zu finden.

Walter, das schlimmste fürchtend, suchte überall nach ihr, im Garten, am Strande, bei ihren Bekannten. Endlich fand er sie im Walde, unter einer Palme sitzend. Sie preßte ihr Kindchen an ihre Brust und weinte bitterlich.

„Uba, mein Lieb — was ist Dir?“

„Wale, ich kann nicht fort von hier — ich muß sterben, wenn Du mich fortbringst!“

Walter stand lange in finsternem Sinnen. Nüchlich erhellten sich seine Jüge, er schloß die beiden theuren Wesen innig in seine Arme und rief mit tief bewegter Stimme:

„Wohlan, Uba, wir bleiben — ich will einen Anwalt beauftragen, die Sache zu schlichten, so gut es geht — aber es steht Geld, viel Geld auf dem Spiele.“

Da jauchzte das schöne, junge Weib laut auf, küßte ihn ungeliebt, küßte das Kind und hob es triumphierend empor. „Wale, lieber Wale,“ küßte sie ihm mit der alten sonnigen Heiterkeit ins Ohr, „was brauchst Du Geld? Es wachsen ja Drangen genug auf den Bäumen!“

Charade.

Es lauten gleich die ersten Beiden;
Die Dritte ist nur ein Botol;
Bleibt Gott mein Ganzes schön zu kleiden,
Sollt' er nicht kleiden euch zumal?

Logogriff.

Mit P thut es weh;
Mit R ist es schön;
Mit Sch kann'n wir's sehn.
Dagegen mit K
Ist nichts mehr da.

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer:

Charade: Ausdrud.
Homonym: Weife.
Buchstabenrätsel: Nacht des Gebetes.

Sirienkalender.

(Fortsetzung.)

Freitag, 8. Dezember. Maria-Emyfangnis.

St. Maria-Im-mel-fahrts-kirche: Abends um halb 8 Uhr Herz Jesu-Andacht. St. Anna-Stift: Für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation während der hl. Messe um 6 Uhr hl. Kommunion, nachmittags 4 Uhr Predigt, 6 Uhr Vortrag und feierliche Aufnahme neuer Mitglieder. Carmelitessen-Kloster: 1/2 Uhr erste hl. Messe; 1/3 Uhr feierliches Hochamt, nachmittags 4 Uhr Festpredigt. St. Lorenz: um 7 Uhr erste hl. Messe; Morgens 6 1/2 Uhr erste hl. Messe, 8 Uhr Hochamt und abends 8 1/2 Uhr Abend-Andacht mit Festpredigt.

Samstag, 9. Dezember. Evocadia.



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. u. d. P., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Dritter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Johannes 1, 19-28. „In der Zeit sandten die Juden von Jerusalem Priester und Leviten an Johannes, daß sie ihn fragen sollten: Wer bist du? Und er bekannte und läugnete es nicht, und bekannte: Ich bin nicht Christus. Und sie fragten ihn: Was denn? Bist du Elias? Und er sprach: Ich bin es nicht. Bist du der Prophet? Und er antwortete: Nein. Da sprachen sie zu ihm: Wer bist du denn? Damit wir denen, die uns gesandt haben, Antwort geben. Was sagst du von dir selbst? Er sprach: Ich bin die Stimme des Rufenden in der Wüste: Vereitet den Weg des Herrn, wie der Prophet Jaias gesagt. Die Abgsandten aber waren Pharisäer. Und sie fragten ihn und sprachen: Warum taufst du aber, wenn du nicht Christus, nicht Elias, noch der Prophet bist? Johannes antwortete ihnen und sprach: Ich taufe mit Wasser; aber in eurer Mitte steht der, den ihr nicht kennt. Er ist es, der noch mit kommen wird, der vor mir gewesen ist, und dessen Schuhen ich nicht würdig bin. — Dies ist zu Bethanias geschehen, jenseits des Jordans, wo Johannes taufte.“

Die Menschwerdung.

III.

Im Samen ist vergesst schon die Pflanze
 Das ist der Menschenseele hirt'res Loos?
 Nur Eine ward in unbeflecktem Glanze
 Empfangen sündlos in der Mutter Schoß.

Und diese Eine ist emporgeproffen,
 Wie unter Törnen hoch die Lilie steht,
 Sie prangt, vom Strahl des Heil'gen Geists
 umflossen,
 Als Gottesbraut in lichter Majestät.

In ihres Kelches reinem Helliglänze
 Kommt Gottes Sohn als Menschenkind zur Welt,
 Nur Mutter Gottes wird die Wunderblume,
 Ihr Schoß ist glorreich wie das Himmelszelt.

Die Menschwerdung des Sohnes Gottes, lieber Leser ist also ein hohes Geheimnis, das kein Mensch, ja kein Engel begreifen kann. Aber daß der Sohn Gottes unsererwegen wirklich Mensch geworden ist, das ist unzweifelhaft, denn Gott Selbst hat es geoffenbart. Indem wir aber das Geheimnis der Menschwerdung glauben, halten wir für wahr, daß der Sohn Gottes, der wahrer Gott ist und bleibt, vor nahezu zwei Jahrtausenden einen menschlichen Leib und eine menschliche Seele angenommen hat, so daß Er seitdem auch wahrer Mensch ist. Darum nennt der Gottmensch Jesus Christus Sich so oft den „Menschensohn“, d. h. den Sohn eines Menschen, — der heiligsten Jungfrau, — um eben auszudrücken, daß Er wahrer Mensch sei, daß Er, der Sohn Gottes, uns zu Liebe die wahre menschliche Natur aus Maria angenommen habe.

Treten wir indes dem Geheimnisse etwas näher, nicht etwa um es zu erfassen (was ja unmöglich ist), sondern um wenigstens eine ungefähre Vorstellung von ihm zu gewinnen. — Die Menschwerdung besteht darin, daß die zweite göttliche Person Sich

mit der Menschheit verbindet: das können wir uns vorstellen unter dem Bilde eines Kleides, das einer Person angezogen wird. Wir denken uns drei Personen, die einer aus ihnen ein Kleid anziehen; es sind drei Personen die bekleiden, aber nur eine, die bekleidet wird. In ähnlicher Weise waren die drei göttlichen Personen — der Vater, der Sohn und der Heil. Geist, — bei der Menschwerdung thätig: sie bekleideten Eine aus Ihnen mit der Menschheit wie mit einem Kleide; die mit der Menschheit bekleidet wird, ist die zweite Person, das „ewige Wort“, der göttliche Sohn, — aber zu dieser Bekleidung wirken alle drei göttlichen Personen, die (ganze) heiligste Dreifaltigkeit.

Dieses von den Gottesgelehrten oft gebrauchte Gleichnis findet auch Stützpunkte durch die hl. Schrift, in der wiederholt die Menschheit unseres Herrn unter dem Bilde eines Kleides vorgestellt wird, z. B. in der „Geh. Offenbarung“: „Er war angethan mit einem Kleide, das mit Blut besprenget war, und Sein Name heißt Wort Gottes“ (Off. 19.)

Als daher der unsichtbare Sohn Gottes vor den Augen der Welt in die Erscheinung treten wollte, wurde Ihm ein (sichtbares) Kleid angezogen: Er Selbst legt es Sich an im Verein mit den beiden anderen göttlichen Personen. Ein Kleid ist aber nur ein äußerliches Ding und gehört nicht zum Wesen des Menschen, der es trägt, — so hat auch die Menschheit nichts von der Wesenheit des Sohnes Gottes. Und gleichwie nun unser Leib nicht auch zerrissen wird, wenn das Kleid, das wir tragen, zerrissen oder geteilt wird, so blieb auch das „ewige Wort“ des Vaters von den Leiden unberührt, als „das Kleid Seiner Menschheit“ in dem bitteren Leiden und dem Tode am Kreuze „zerrissen“ wurde.

Allein ein Gleichnis, lieber Leser, brüht den Begriff, der anschaulich gemacht werden

Kirchenkalender.

Sonntag, 17. Dezember. 3. Sonntag im Advent. Lazarus, Bischof. Evangelium Johannes 1, 19-28. Epistel Philipp 4, 4-7. • St. Andreas: Von Sonntag den 17. Dezbr. bis zum Feste der hl. drei Könige findet an Wochentagen morgens 7, 10 Uhr Segensmesse und abends 6 Uhr Segensandacht statt. Morgens 8 Uhr gemeinschaftl. hl. Kommunion der Gymnasialisten. Nachmittags 3 Uhr Predigt und Andacht. • St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion des Vereins der christlichen Familien zu Ehren der hl. Familie von Nazareth • St. Martin: Morgens 8 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die Schule in der Kronprinzenstraße. Nachmittags 7, 4 Uhr Andacht und Ansprache für die Marianische Männer-Sodalität. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marianische Dienstmädchen-Kongregation.

Montag, 18. Dezember. Buntbold, Mt. Anfang der großen Antiphonen. • Ursulinen-Kloster: Von Montag bis Samstag ist Morgens um 6 Uhr eine hl. Messe mit Segen. Nachmittags um 6 Uhr ist D-Andacht. Von Donnerstag bis Samstag fällt die hl. Messe um 8 Uhr aus.

Freitag, 19. Dezember. Remelius, Martyrer. Mittwoch, 20. Dezember. Julius, Martyrer. Quarembert.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

soß, nie in seiner vollen ungetrübten Wahrheit, nie in seinem ganzen Umfange und in voller Schärfe aus, — aber wir vermögen uns, lieber Leser, nun doch einigermaßen vorzustellen, daß die menschliche Natur (aus Leib und Seele), die der Sohn Gottes einst annahm, dessen Wesen nicht beeinträchtigte, daß diese menschliche Natur die Gottheit „bekleidete,“ aber daß die Gottheit nicht in ihr Wesen überging. So ist denn der menschliche Wille in Jesus Christus keinen Augenblick zwar dem göttlichen Willen entgegen gewesen; aber die menschliche Seele in Jesus Christus hat für sich thatsächlich einen wahren menschlichen Willen neben dem göttlichen Willen, der wieder kein anderer ist, als der Wille Gottes des Vaters, des Sohnes und des hl. Geistes, (denn die drei göttlichen Personen haben ja nur eine und denselben allerhöchsten Willen). Wenn also z. B. der Heiland sagt: „Ich bin vom Himmel herabgekommen, nicht damit ich meinen Willen thue, sondern den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (d. i. des himmlischen Vaters (Joh. 6, 38)), so meint Er mit den Worten „meinen Willen“ offenbar Seinen menschlichen Willen, während Er mit dem Willen „dessen, der Ihn gesandt hat“, den allerhöchsten, göttlichen Willen bezieht. — Und wenn Er in der Tobeseucht am Oelberge, betet: „Vater! nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!“ (Matth. 26, 39) — so unterwirft Er eben Seinen menschlichen Willen dem göttlichen Willen. Und so will der menschliche Wille in Christus überhaupt niemals etwas anderes, als was der göttliche Wille will, oder, um uns der Worte des allgemeinen Konzils von Konstantinopel (680) zu bedienen: „Wir bekennen in Christo zwei natürliche Willen, die sich jedoch nicht zuwider sind, da der menschliche Wille dem göttlichen Willen unterworfen ist.“ Wie aber der Sohn Gottes Jesus Christus mit Seinem menschlichen Willen dem göttlichen Willen stets gehorsam war, so ist Er für uns alle Muster und Vorbild geworden; darum beten wir: „Dein Wille (o Gott) geschehe, wie im Himmel (von den Engeln und Heiligen), so auch (von uns) auf Erden!“

Welcher unansprechlichen Macht von Seite Gottes bedurfte es, lieber Leser, um in der Einen göttlichen Person Seine unendliche Majestät und unsere Niedrigkeit zu vereinigen, um in dem Gottmenschen die Kraft, die das Weltall bewegt, und die Schwachheit, die nichts vermag, mit einander zu verbinden! Welch' unbegreifliche Macht, die mit dem „ewigen Worte“ unsere menschliche Natur zu verschmelzen wußte, ohne Seine (göttliche) Natur zu verändern, — die Gestalt des Knechtes anzunehmen, ohne der Gottheit Eintrag zu thun, — das göttliche Wesen zu erniedrigen, ohne es etwas einbüßen zu lassen, — die Gottheit sichtbar zu machen, ohne sie weniger anbetungswürdig erscheinen zu lassen! Das ist wahrhaft, o Herr, das Meisterwerk Deiner Allmacht, es ist Dein vorzüglichstes Werk! — Und was nicht weniger bewundernswürdig ist: mit der unansprechlichen Macht vereinigt sich hier eine unendliche Weisheit, die, um uns zu heilen, gegen unseren Stolz die Demut eines Gottes, gegen unsere Habgucht die Armut eines Gottes, gegen unsere Sinnlichkeit die Leiden und den Kreuzestod eines Gottes als Heilmittel anwendet! — Und was soll ich erst von der wunderbaren Güte sagen, die einen Gott zu uns herabsteigen läßt? Ist Er nicht der gutehirt, der sich mit dem Felle Seiner Schafe bedeckt, um sie an sich zu ziehen?

Wir alle wissen's
Von Jugend auf;
Doch o, wem weßt es
Der Jähren Lauf?
Gleichwie vom Ichlummer,
Durchwärmten Mühl
Der Arzt muß eilen
In's Schneegewühl

Nach fremder Gegend
In eiler Nacht,
Perseus, durchs Feuer
Von Sturmes Nacht,
Vorbei an Schlingen
Boll Angst und Not,
D, wenn er gleitet,
So ist sein Tod!

So, Jesu, liehest
Du Gottes Sohn
Des Himmels Sonne,
Des Himmels Thron,
Des Himmels Frieden,
Des Himmels Macht,
Und steigst hernieder
In uns're Nacht!
Wir alle wissen's
Von Jugend auf;
Doch o, wem weßt es
Der Jähren Lauf?

Zur Geschichte der Briefmarke.

Von Dr. J. Wiese.

Ueber die Einführung der neuen Reichspostmarken, die in letzter Zeit in der Öffentlichkeit besprochen wurde, herrscht in allen Kreisen eitel Jubel und Freude. Die Geschäftswelt empfindet es als ein Entgegenkommen der Reichspostbehörde, daß sie ihr gleichsam als Neujahrsbeschenk zum Jahrhundertwechsel Marken in neuer Höhe zu 30, 40 und 80 Pf., sowie zu 1, 2, 3 und 5 M. bescheert; des Künstlers Auge ruht mit Wohlgefallen auf dem künstlerisch wirkungsvollen Markenbilde, der Politiker verpricht sich von der Einführung das Aufgeben des Rejeratredes der beiden süddeutschen Staaten und möchte hierin einen weiteren Schritt auch zur äußeren Beurkundung der deutschen Reichseinheit sehen, und der Philatelist, Briefmarkensammler — nun, er freut sich schon über die Thatsache, daß er nun seiner Sammelwut noch mehr Genüge thun darf als vordem. Nur wenigen aber dürfte es bekannt sein, daß das kleine Wunderding, das wir täglich vor Augen haben, noch verhältnismäßig jung an Jahren ist, und die Aeltesten unter uns wissen sich noch der Zeit zu erinnern, da dieses uns jetzt so unentbehrlich erscheinende, völkerverbindende Mittel zur Erleichterung des Verkehrs nicht bestand.

Freilich wissen wir, daß gewisse postalische Einrichtungen schon bei den alten Kulturvölkern bestanden, und daß später in den meisten Ländern Europas förmliche Postanstalten organisiert waren. Im deutschen Reiche wie in den Niederlanden war die Familie Turn und Taxis mit dem Reichs-Ers-General-Postmeisteramt belehnt. Das Ertragnis dieses Lehens war ein sehr bedeutendes, denn die Taxen, welche für die Beförderung von Briefen gezahlt werden mußten, und die sich nach dem Gewichte und der Entfernung richteten, waren sehr bedeutende, und wenn dieselben auch im Laufe der Zeiten nicht unwesentlich ermäßigt wurden, so lassen sie sich doch mit den heutigen Portogebühren nicht vergleichen. Die Erhebung der Portogebühr geschah in der Weise, daß entweder der Absender diese bei Aufgabe des Briefes am Postschalter bezahlte, oder daß, wenn der Brief unfrankiert aufgegeben wurde, das Postgeld bei Abgabe des Briefes an den Adressaten von diesem abgefordert wurde.

Obwohl die Einführung der aufklebbaren Frankierungszeichen erst vor 6 Decennien erfolgte, gab es doch schon vor dieser Zeit hervorragende Männer, die an die Einführung von Frankozeichen dachten. Um das Jahr 1650 soll nach Dr. A. Mojschta König Karl II. von England ein Konvert ediert haben, welches die Portofreiheit anzeigte, jedoch nur für königliche Angelegenheiten benutz wurde. Verbürgt ist diese Nachricht aber nicht, auch scheinen die Postkonverte nur sehr kurze Zeit im Gebrauche gewesen zu sein, da die 1683 von dem Tapezierer Robert Murray errichtete Stadtpost in London irgendwelche Frankierungszeichen nicht brachte, sondern die an

der Annahmestelle ausgegebenen bezahlten Schreiben einfach des Tages einmal durch Fußboten bestellen ließ.

Durch Erlass Ludwig X.V. wurden in Paris am 8. August 1653 2. Postkonverte veranlaßt, die unseren Einheitszeichen ähnlich sahen und den Aufdruck trugen: „Port payé . . . (Mal) . . . le . . . (10) jour de l'an 1653 ou 1654.“ Zum Zeichen der erfolgten Entwertung wurde das Frankierungszeichen vor Abgabe des Briefes an den Empfänger von Seiten der Post heruntergenommen. Die Hauptverkaufsstelle der „Billets port payé“ war im Hofe des Palais beim „Commiss-Général“, dieser war verpflichtet, an Arm und Reich für den verkauften Preis von ein Sou selbige zu verkaufen. Zur Bequemlichkeit des Publikums waren in den verschiedenen Vorstädten Briefannahmen und ebenso bei den Portiers aller öffentlichen Anstalten, in den Klöstern, bei den Schließern der Gefängnisse zc. Verkaufsstellen errichtet, und ferner in allen belebten Straßen der Stadt Briefkästen (1) angebracht, die täglich dreimal geleert wurden. Die Verkäufer der Billets erhielten eine angemessene Provision. Express- und Postreite-Sendung der Billets war ebenfalls gestattet.

Diese für damalige Zeit musterhaft zu nennende Beförderung der Briefe geriet aber sehr bald wieder in Vergessenheit, und simple Sabotarden besorgten wieder den gesamten Stadtpostverkehr. Trotz der verschiedensten und umfassendsten Verbesserungen im Postwesen erfahren wir doch eine lange Swanne Zeit hindurch nichts über etwa eingeführte Postwertzeichen. Erst im Jahre 1811 kommt wieder eine Art Briefmarken vor, die von einer Schiffsfahrts-Gesellschaft in Schottland zur Erleichterung des Brief- und Paketverkehrs in Kurs gesetzt worden war.

In den Jahren 1819 bis 1836 waren in Sardinen zwei Postkonverts in Kurs, welche den Namen „Carta postale bollata“ führten. Diese zeigten neben der Wertangabe das Bild eines Postillons zu Pferde, mit dem Posthorn an den Lippen. Die Couverts der zweiten Emission waren zum Schutze gegen Fälschungen sogar schon mit Wasserzeichen versehen. Die erste Emission von 1819 war in Vlandrud, die zweite 1820 in farblosem Reliefdruck ausgeführt.

Im Jahre 1823 machte in Schweden der Leutnant Curry Gabriel de Treffenberg seiner Regierung den Vorschlag, mit Stempel als Wertzeichen versehene Postkonverts einzuführen; er legte sogar Proben davon vor. Sein Projekt fand zwar vielen Anklang, wurde aber, da man damals noch nicht die großartige Bedeutung derselben anerkannt, abgelehnt. — Um diese Zeit oder auch etwas später, jedenfalls aber noch vor der folgenden Couvert- und Markenebition in England, soll China schon verschiedene Arten von Postkonverts ausgegeben haben. Dies ist indes nicht erwiesen, in China weiß man wenigstens zur Zeit von diesen Couverts nichts.

In England, das im Anfange unseres Jahrhunderts den größten Postverkehr aufwies, war man mit dem Postverkehr schon lange unzufrieden, und je mehr er sich steigerte, desto mehr wuchs die Unzufriedenheit. Der Wunsch nach einer gründlichen Reform des Postwesens wurde immer dringender, so daß sich ein Kreis hervorragender Männer verband, um diese Reform durchzuführen. Das außerordentlich hohe Briefporto gab vielfach Anlaß zu Klagen, die nur zu begründet waren. Die Berechnung des Portos geschah auf folgende Weise. Es wurde die Entfernung des Bestimmungsortes vom Aufgaborte und der Umfang der Briefe (1, 2, 3, 4 oder mehr Bogen) in Betracht gezogen. Das Porto betrug daher, gleichviel, ob der Brief Handschriebenes oder gedruckte Preislisten, Circularre usw. enthielt, zwischen 2 Pence und 1 Schilling 6 Pence für den einfachen Brief mit einem Bogen Inhalt. Dabei wurde das Couvert, sowie jedes einliegende Blättchen für einen

Bogen gerechnet. Die Entfernung wurde nicht nach der Luftlinie, sondern nach dem wirklichen Wege gemessen, den der Brief zurücklegen hatte.

Schon im Jahre 1824 trat Samuel Roberts aus Conway öffentlich für ein einheitliches Porto ein, und die Regierung wurde von einer Menge von Beschwerden, Deutschriften, Vorschlägen überflutet, so daß sie sich im Jahre 1835 bemüht sah, eine Kommission zur Prüfung dieser Angelegenheit einzusetzen, mit deren Vorsitz Robert Wallace betraut wurde. In dieser Kommission wurden besonders die Anträge gestellt, das Porto von nun an nach dem Gewicht zu bemessen und für kaufmännische Preislisten und Mitteilungen einen einheitlichen ermäßigten Portofuß einzuführen. (Suppantischicht „Briefmarkenkunde“.)

Aber erst dem unermüdlichen Fleiße Rowland Hills, der mit Beginn des Jahres 1837 eine Flugchrift unter dem Titel „Die Postreform, ihre Wichtigkeit und Durchführbarkeit“ veröffentlichte, in welcher er hinwies, daß das Porto ohne Rücksicht auf die Entfernungen auf 1 Penny für eine halbe Unze (= 7 Gramm) herabgesetzt werden könne und die Postverwaltung trotzdem dabei gewinnen müsse, gelang es, diesem Gedanken zum Durchbruche zu verhelfen. Das Porto sollte entweder bar oder durch Verwendung von gestempelten Umschlägen oder Briefbögen entrichtet werden.

Hill vertrat seine Sache energisch und erwarb sich hierdurch viele Freunde. Als Lord Richfield, der damalige Generalpostmeister, sich im Parlament die Erklärung abgab, die Korrespondenz müsse, um den Ausfall des Portos zu decken, sich mindestens um das zwölfwache vermehren, dann aber würde das ganze Generalpostgebäude nicht hinreichen, die Beamten und die Briefe zu fassen, entgegnete Hill: „Ich bin sicher, daß Eure Herrlichkeit keinen Augenblick zögern würden, sich darüber zu entscheiden, ob in diesem großen und gewerblustigen Lande die Größe des Postgebändes sich nach dem Umfange der Korrespondenz, oder der Umfang der Korrespondenz sich nach der Größe des Postgebändes zu richten hat.“

Trotzdem das Publikum und die öffentliche Meinung sich einstimmig für die rasch populär gewordene Idee einer Postreform aussprach, war das „Wie“ der Erhebung des Portos bei Aufgabe der Briefe — entweder in barem Gelde oder durch gestempelte Briefbögen und Rouverts — praktisch nicht durchführbar, und das Zustandekommen der ganzen Hill'schen Postreform stand in Frage. Schon war die „Penny-Porto-Bill“ dem Falle nahe, als die Vorlage plötzlich dadurch gerettet wurde, daß Wallace im Unterhause, Lord Ashburton im Oberhause ein neuartiges Frankierungsmittel — die aufklebbare Briefmarke — zur Sprache brachte, durch die die Staatsfinanzen gegen Schädigung durch Fälschung gesichert, allen Zwecken entsprachen und jedes Widerstreben der Papierfabrikanten und Papierhändler beseitigt werden würde.“

Das Verdienst, die aufklebbare Briefmarke erfunden zu haben, eine Erfindung, die sich den größten aller Zeiten würdig zur Seite stellen kann, gebührt dem im August 1853 verstorbenen Buchhändler James Chalmers aus Dundee in Schottland. Lange Jahre hat der Streit über die Frage getobt, wer der Erfinder der aufklebbaren Briefmarke gewesen sei. Während sie bis vor einiger Zeit noch Hill zugeschrieben wurde, ist heute kein Zweifel mehr, daß Chalmers zuerst den wohl-durchdachten Entwurf der aufklebbaren Postmarke eingereicht und deren Verwendung für alle vorgeschlagen hat.

Der 6. Mai 1840 ist der Geburtstag der Briefmarke, die eine völlige Revolution im Postverkehr hervorgerufen hat. Seit diesem für alle Zeiten denkwürdigen Tage haben sich die Briefmarken im Fluge die Welt erobert, und heute existiert in Europa kein Staatengebilde, das sich derselben nicht bediente, und auch in den fremden Weltteilen haben sie in

allen civilisierten Ländern festen Fuß gefaßt. Es ist nicht uninteressant, die Verbreitung der Briefmarke zu verfolgen, denn diese war keine Schritt, sondern eine Sprungweise. Da ihre Wiege in England, also in der alten Welt, stand, sollte man naturgemäß annehmen, daß sie sich zunächst in den übrigen Ländern Europas verbreitet und erst von da ihren Einzug in die fremden Weltteile gehalten hätte. Dem ist jedoch nicht so. Die ältesten Marken nach den englischen sind die Lokalmarken von New-York, die schon im Jahre 1842 ausgegeben wurden. Nicht Europa, sondern Amerika war es also, das sich die englische Erfindung zuerst zu Zuge machte. Im Jahre 1843 folgten Brasilien, Genf und Zürich, 1845 Basel, Watteborough und New-Haven, 1846 Baltimore, 1847 Mauritius, Providence, Alexandrien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit der ersten Generalausgabe, 1849 Bayern, Belgien, Frankreich und Neuschwales, 1850 Hannover, Oesterreich, Preußen, Sachsen, Schleswig-Holstein, die Schweiz, Spanien, Britisch-Guayana, Victoria, 1863 folgte die Türkei und endlich 1864 Mecklenburg-Strelitz.

Welchen Einfluß die englische Postreform von 1840 in Verbindung mit der Einführung der Briefmarke und der späteren Einführung der Postkarte sowie den Segnungen des Weltpostvereins und der Eisenbahnen auf den Briefverkehr ausgeübt hat, wird am besten durch den Verbrauch an Postwertzeichen illustriert.

In Deutschland wurden im Fiskalsjahre

1855	1 635 000 Briefmarken
	3 757 000 gestempelte Briefumschläge
1865	61 248 000 Briefmarken
	11 348 100 gestempelte Briefumschläge
1878	646 750 000 Briefmarken
	5 251 000 gestempelte Briefumschläge

endlich im Fiskalsjahre 1892 1 326 660 000 Briefmarken verbraucht.

Die Briefumschläge wurden in diesem Jahre außer Gebrauch gesetzt. Noch besser zeigt den steigenden Verbrauch an Briefmarken in den verschiedenen Jahren eine mit künstlerischer Vollendung hergestellte graphische Statistik im Postmuseum in Berlin.

Zum Schluß mögen die Worte, mit denen Suppantisch in seinem schon citierten Werke „Briefmarkenkunde“ die Briefmarke in historischer und kulturhistorischer Beziehung feiert, hier Platz finden: „Die Briefmarke ist ein historisches Denkmal, wenn auch in zarterster Form. Sie belehrt uns häufig darüber, welcher Sprache, welcher Schriftzeichen sich ein Volk in einem gegebenen Zeitraum bediente, welchen Währungs-, welche Regierungsform es hatte, wer es beherrschte u. s. w. Eine geordnete Sammlung von Briefmarken eines Landes oder Volkes wird uns nicht selten ein getreues Bild seiner Geschichte zeigen. Ich brauche diesfalls nur auf die Briefmarken von Spanien, Frankreich, Mexiko u. s. w. zu verweisen, welche uns über alle Wandlungen unterrichten, die diese Länder und Reiche in den letzten 40 bis 50 Jahren erlebt haben. Ob ein künftiger Geschichtsforscher jemals auf diese Quellen angewiesen sein wird, ist nicht entscheidend. Weit wichtiger als die historische ist die kulturhistorische Bedeutung der Briefmarke. Durch sie wurde das Postwesen auf eine neue Grundlage gestellt, sie hat den Postverkehr vereinfacht und verbilligt und die Völker mit einem Schläge aneinandergerückt. Dadurch, daß die Kulturnationen miteinander und mit kulturell minder entwickelten Völkern in leichteren und regeren Verkehr traten, verbreitete sich die Kultur, und dieser Erfolg ist demnach unmittelbar der Briefmarke zuzuschreiben. Die Postwertzeichen, welche mit den Posteinrichtungen der Völker in inniger Verbindung stehen, gewähren uns daher einen Einblick in dieselben. Aber auch noch in anderer Beziehung belehren sie uns. Betrachtet man nämlich die Postwertzeichen der verschiedenen Völker oder vergleicht

man die kürzeren Marken mit den außer Kurs getretenen, so wird man wahrnehmen, welcher Unterschied sich in Bezug auf ihr Aussehen, auf ihre Vollkommenheit u. s. w. ergibt. Man wird finden, daß sich die Briefmarken ein und desselben Landes mehr oder minder gleichen und in ihrem Typus gleichsam ihr Land repräsentieren. Man wird weiter wahrnehmen, daß die Marken der großen Kulturnationen auch durch ihre technische Vollendung jene der minder entwickelten Völker überragen und daß die späteren Emissionen häufig schon einen bedeutenden Fortschritt in der Technik ihrer Erzeugung gegen die ersten Ausgaben befanden. Wir werden also durch die Briefmarke ein Bild gewinnen, auf welcher Stufe der Entwicklung sich bei einem Volke die Gravirkunst, die Buchdruckerei und die Papierindustrie befinden und welche Fortschritte es in den letzten 40 bis 50 Jahren darin gemacht hat.“

Doffy.

Authentisierte Uebersetzung von Emil Ernst.

Marie, das Kinder mädchen, brachte heute die kleine Doffy mit einer bei ihr ganz ungewohnten Geschwindigkeit zu Bett, einer Geschwindigkeit, von der sich nur diejenigen eine richtige Vorstellung machen können, denen das plötzliche, blitzartige Ausleuchten der Blendlaterne eines Polizisten bekannt ist. Marie bewies heute eine beinahe ebenso große Geschwindigkeit. Und dies hatte seine besondere Ursache. Sie sehnzte sich nämlich darnach, eine solche Laterne aufleuchten zu sehen, welcher Anblick ihre größte Freude war, allerdings nur die eines ganz speziellen Polizisten. „Gute Nacht, Miß Doffy.“

Mit diesen Worten löschte Marie das Licht aus und ließ das Kind im Dunkeln allein. — Man weiß, wie dunkel es zuweilen ist. In dieser Nacht nun war es sehr dunkel. Das Kind richtete sich im Bettchen auf. Der Himmel war zwar voller Sterne, aber sie schienen heute so matt, so hoch, in so weite Ferne gerückt. So unendlich klein. Wie die kleinsten aller kleinen Lichter. Und dazu alles still. Nichts regte und rührte sich. Jedermann weiß, daß in gänzlichster Stille sogar das leiseste Flüstern zu hören ist. Das kleine, im Bettchen aufrecht sitzende Kind vernahm jetzt folgende Worte: „Du hast noch nicht gebetet, Doffy, Gott ist sehr böse.“

Sie wurden zwar nur im Flüsterton gesprochen, aber Doffy konnte sie doch ganz deutlich hören. Man denke sich, ein kleines Kind ganz allein, alles dunkel, alles still und Gott „sehr böse.“

„Du hast noch nicht gebetet, Doffy —“ Das Flüstern war lauter geworden. Entsetzt sprang das Kind aus dem Bett, lief auf die Thüre zu, rief dieselbe häufig auf und rief: „Marie! Marie!“

Keine Antwort.

Im nächsten Augenblick stand Doffy auf der obersten Treppenstufe. Von neuem ertönte ihr Ruf:

„Marie! Marie!“

Keine Antwort.

Der Schein einer Lampe fiel auf die kleine, weißgekleidete Gestalt, deren Augen angstvoll umherblickten. Da Marie noch immer nicht kam, ließ sie sich auf der obersten Treppenstufe nieder, wo das Licht der Lampe voll auf sie schien. Im Stillen fürchtete man sich ja immer weniger vor Gott; und wenn man nur imstaube ist, sich wach zu halten und seine Umgebung zu beobachten, sieht man sich beruhigter. So ging es auch der kleinen Doffy. Das Entsetzen ließ nach und die rosigte Farbe trat wieder in die weißen Wangen zurück. Aber leider nicht nur in diese allein. — Nein; auch die Spitze der Nase, die Spitze des Kinns, die Spitzen der Ohrläppchen, die Spitzen der Finger, die Spitzen der Beine, alles, alles wurde allmählich von tiefem Rot überglänzt.

Doffy zog die Beine ein, sie zog ihre Hin-

ger ein, sie zog sogar ihr Kinn ein; aber sie war nicht imstande, ihre Nase einzuziehen, sie konnte auch nicht ihre Ohren einzuziehen.

Sie zitterte und bebte am ganzen Körper vor Kälte.

Nach dem — wie müde würde sie, und ach, wie schlaftrig. Das goldhaarige Köpfchen fiel herab, die Augen schlossen sich.

„Du hast noch nicht gebet, Doffy. Gott ist sehr böse.“

Die häßlichen Worte, im nämlchen Flüster-tone. Doffy riß die Augen gewaltig auf, aber schon in der nächsten Minute fielen sie ihr wieder fest zu.

„Du hast noch nicht —“

Am Ru stand Doffy schon wieder auf ihren Füßen.

„Marie! Marie!“

Ein schreilicher Schrei durchdrang das Haus. Das Kind stürzte die Treppe hinunter.

„Marie! Marie! Wo bist Du nur? Ich möchte so gern mit Dir beten.“

Was wollte sie nur? Ist es so schwer zu erraten? Diese kleine, zarte Kinderseele hatte keine Ahnung, daß sie ihre Gebete ja allein hörte Gott sagen können.

„Marie! Marie!“

Wieder keine Antwort.

Nun brach das kleine geängstigte Mädchen in Thränen aus.

„Ganz allein, ganz allein, und Gott sehr böse!“

Plötzlich kam ihr ein rettender Gedanke. Sie öffnete die Hausthür und rief mit lauter Stimme in die kalte Nachtluft hinans:

„Marie! Marie!“

Nach immer keine Antwort.

In ihrer grenzenlosen Angst wurde sie immer unternehmender. Nun stieg sie sogar die kleine Treppe, die von der Hausthür in den Vorgarten führte, hinunter; durch den ganzen Garten hindurch bis an die eiserne Gitterthür. Hinter derselben führte eine abgelegene Straße. Auch dort alles ganz still.

Nicht eine einzige Menschenseele zu sehen.

Nach einigen Sekunden jedoch ließen sich Schritte hören. Kein Zweifel! Marie kehrte endlich zurück. — Nein! Sie war es doch nicht. Es war nur ein Herr; wenigstens war es ein Mann mit einem Cylinder; und wenn jemand zur Nachtzeit einen Cylinder trägt, so kann man fast davon überzeugt sein, es ist ein Herr; — so lautete Doffys mehr gefühlte als gedachte Logik! — Halt! Am Ende sogar würde er es thun?

„Herr Jemand!“

„Wer ruft?“

Der Mann mit dem Cylinder kehrte um.

— Eine kleine, weißgekleidete Gestalt stand hinter ihm.

„Möchten Sie nicht so gut sein, Herr Jemand, einen Augenblick mit mir ins Haus zu kommen?“

Und bittend griff eine kleine kalte Hand nach der seinen.

„Wer bist Du denn, meine Kleine?“

„Ich bin Doffy — Doroffy,“ fügte sie, ihren Kosennamen erklärend, hinzu. Dann fuhr sie mit kindlicher Wohlherzigkeit fort: „Ich nenne Sie Herr Jemand, weil ich nicht Ihren Namen weiß. Marie ist fort; Papa und Mama sind auch fort. Deshalb möchte ich Sie so gern mit mir haben.“

„Ist irgend etwas passiert? Nein! — Nun, Du brauchst mir auch nichts zu erklären. Führe mich nur an den Ort der That. Du hast vermutlich mit Feuer gespielt? Wie empörend, ein so kleines Kind allein zu lassen.“

„Da also wären wir — Was möchtest Du nun?“

Sie befanden sich jetzt im Entree.

„Ach bitte, lieber Herr Jemand, setzen Sie sich doch auf diesen Stuhl.“

Damit brachte die kleine Doffy ihm mit ausgesuchter Höflichkeit einen Stuhl herbei.

„Nicht auf den Stuhl setzen? — Nein, mein Kind!“

„Über Sie müssen. Nur einen einzigen Augenblick.“

Der Mann mit dem Cylinder setzte sich. — Und nun, o Wunder! kniete sich das kleine Mädchen vor ihm nieder, senkte ihr goldhaariges Köpfchen auf ihre gefalteten Hände, die sie auf seine Knie gelegt, und sprach ihre Gebete. Juerst: „Vater unser, der Du bist im Himmel.“

Dann ein kleines Familiengebet — Gott wurde gebeten, all ihre Lieben zu beschützen; Papa und Mütterchen, eine Anzahl von Tanten und Onkel, eine Verwandte namens Bobbie; Bobbie's kleines Schwesterchen und zuletzt noch „Marie“.

Hier machte Doffy eine kleine Pause, um nach einigem Ueberlegen hinzuzufügen: „Deute Abend, lieber Gott, habe ich meine Gebete nicht Marie aufgesagt, sondern einem fremden Herrn. Bitte, beschütze ihn auch.“

Hierauf erhob sie sich. Aber nicht so der Herr. Der blieb tief in Gedanken versunken sitzen. Denn etwas so Wunderbares war ihm bisher in seinem Leben noch nicht begegnet.

Doffy wußte nicht, was sie machen sollte. Sie blickte zuerst auf den Herrn; dann auf die Thüre. Dann dachte sie einen Augenblick nach. Sie wollte doch nicht unfreundlich scheinen. Endlich schien sie zu einem Entschluß gekommen zu sein und sprach mit lieblicher, klarer Stimme:

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Jemand. Ich habe jetzt all meine Gebete gesagt.“

Dies dünkte ihr die artigste Form, um ihm anzudeuten, daß sie ihn nicht mehr brauche.

— Aber der Herr in dem Cylinder erkannte nicht ihre Absicht. Man wird die Situation begreifen, sie war erstaunlich peinlich. Doffy konnte sich nicht bestimmen, je in einer peinlicheren sich befinden zu haben. Da sie gar nichts mehr zu sagen wußte, blieb sie stehen und schaute zu ihm empor. Sie bot ein gar halbes Bild. Ich wollte, es gelänge mir, ihr Aussehen zu schildern. — Die goldigen, glänzenden Locken fielen mir auf die Stirn, unter der zwei schöne Augen benruhigt hervorschauten. Die kleine, rot angehauchte Nase sprach von Kälte, und einer ihrer rosiggen Zeigefinger war vor Verlegenheit an ihre kirchrote Unterlippe gedrückt. Dieses alles über einem langen, schneigen Gewande. Darunter zwei rosige Füßchen. Der Mann mit dem Cylinder betrachtete das halbe, unschuldige Gesicht mit liebevollen Blicken, lange und unverwandelt, dann hob er es zu sich empor.

„O, Du wunderbares kleine Wesen! Gott im Himmel behüte und beschütze Dich.“

Während er sprach, entblühte er sein Haupt und berührte ihre glänzenden Locken mit seinen Lippen.

„Ich danke Ihnen auch sehr, Herr Jemand. Gute Nacht.“

Wie eine kleine Königin küßte sie ihn. Wie eine kleine Königin entließ sie ihn.

Jetzt entfernte sich der Herr ohne ein weiteres Wort. Was aus ihm wurde, blieb uns unbekannt. Die kleine Doffy aber wanderte nun wieder die Treppe hinauf und nach ihrem dunklen Zimmer. Jetzt schliefte sie sich nicht mehr — nicht ein bisschen. Und ist es zu glauben? Es waren doch mehrere Stunden seit dem Verlassen ihres Zimmers verstrichen, und trotzdem war ihr Bettchen noch ganz warm; es hatte noch immer jene angenehme Wärme, in der man so leicht einschlief — vorausgesetzt, daß man gebetet hat.

Am andern Morgen kam der kleinen Doffy die Erinnerung an all ihre Erlebnisse zurück, und sie erzählte dieselben ihrem Mütterchen; und über Mütterchens Wangen rannen Thränen. Sie erzählte dieselben ihrem Vater; und der Vater drückte ihr goldenes Lockenköpfchen fest an sein Herz, und sein Herz klopfte zum Zerplatzen.

Und viele, viele Jahre seit dieser Begebenheit beschügten Vater und Mutter ihr Kleinkind selber und gingen abends nicht mehr in Gesellschaft.

Amerket.

— Die Güte im Theater! Man liest folgenden Dialog darüber im „Punch“: Ein alter Herr sagt voll Bewunderung zu einer jungen Dame, deren moderner Hut ihm die Aussicht auf die Bühne versperrt: „Verzeihung gnädige Frau, aber mein Hut kostet 10 Schilling, und Sie verziehen, daß ich gerne sehen möchte. Ihr Hut.“ Die Dame: „Mein Hut, geheimer Herr, kostet 10 Guinees, und ich möchte gern, daß man ihn sieht!“

— Zeitgemäß. Schauspieler: Die Begeisterung nach meinem Auftreten war so groß, daß man mir den Motor abstellte und die Automobildrohsche nach Hause schob.

— Kleines Mißverständnis. Eine Dame wird auf der Straße ohnmächtig und von einem Herrn in eine nahegelegene Buchhandlung gebracht. „Bringen Sie schnell ein Glas Wasser!“ ruft der Herr dem Lehrling zu. — Gleich darauf erscheint der Jüngling wieder und fragt ganz schüchtern: „Sie meinen doch von Erbsen?“

— Schlaubeantwortet. Dame: „Glauben Sie, Herr Professor, daß meine Tochter mit ihrer Stimme zum Theater gehen kann? Musikprofessor: „Ach ja, sie kann schon mit ihrer Stimme das Theater besuchen!“

— Aus der Schule. Lehrer: „Was waren David und Goliath?“ — Morichsen: „Konfuzen.“ — Lehrer: „Wie so?“ — Morichsen: „Der David hat so lange geschleudert, bis der Goliath kaput war.“

Diamant-Rätsel.

Folgende 84 Buchstaben: A A A A A A A A. B B. C. D. E E E E E E E E E E. F F G. H H H H. I I I I I I I I I I. M M M M M M N N N N N N N N. O O O O P. R R R R R R R R R R. S S S S S S. T T T T T T. U U U U U U, werden in dreizehn Zeilen so gruppiert, daß sie den Namen eines Mannes ergeben, dem wir fast, Rätselvorher mit Freude, Liebe und Ehrfurcht entgegenzaren. Die einzelnen wogerechten Reihen bezeichnen: 1. einen Vorfahren, 2. eine fruchtbare Klar, 3. was oft die Sonne verdeckt, 4. muß. Bezeichnung, 5. einen berühmten russischen Staatsmann, 6. einen Hauptteil der hl. Weisheit, 7. den betr. Namen, 8. was dem Urteilen vorgehen muß, 9. ein berühmtes Land, 10. ein Getränk, 11. einen Vogel, 12. einen jüdischen Stammvater, 13. einen Buchstaben. ITV.

Rätsel.

Es ist ein kleines Rätselchen,
Geht weder Thür noch Fenster mein,
Eine gelbe Blum' wächst drinnen;
Und wer die gelbe Blum' will haben,
Der muß das Rätselchen auflösen —
Nun magst du dich, bestimmen!

Charade.

Mein Erstes währt,
Mein Zweites zehrt.
Mein Ganzes ist,
Wie ihr wohl wißt,
Als böses Zeichen
Nur Fischern eigen.

Pomonym.

Den sich der Ritter
Legt bei zum Ruhme,
Gehört 'nem Vogel
Zum Eigenthume,
Und wohnt im Garten
Als eine Blume.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: Verghimmelnicht.
Charade: Nachtlicht.
Pogogramm: Hund, Hund, Hund, Hund, Hund,
— und.
Buchstabenrätsel: Siebenbürgen.

Kirchenkalender.

(Fortsetzung.)

Donnerstag, 21. Dezember. Thomas, Apostel.
Freitag, 22. Dezember. Gregor von Spoleto.
Martyrer. Quatember.

Sonntag, 23. Dezember. Dagobert, König.
Quatember. Fast- und Abstinenztag wegen des Weihnachtstages. St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Segensmesse.



Verantwortl. Redakteur: Anton Steffe,
Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
W. u. B. G., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Vierter Sonntag im Advent.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 3, 1-6. „Im fünfzehnten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Pontius Pilatus Landpfleger von Judäa, Herodes Vierfürst von Galiläa, Philipp, sein Bruder, Vierfürst von Ituräa und der Landthail Trachonitis, und Lysanias Vierfürst von Abilene war, unter den Hoherpriestern Annas und Kaiphas, erging das Wort an Johannes, den Sohn des Zacharias in der Wüste. Und er kam in die ganze Gegend am Jordan und predigte die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden. So wie geschrieen steht im Buche der Propheten: Die Stimme des Rufenden in der Wüste: Bereitet den Weg des Herrn, machet gerade seine Wege. Jedes Thal soll ausgefüllt und jeder Berg und Hügel abgetragen werden; was krumm ist soll gerade, was uneben ist, soll ebener Weg werden.“

Die Menschwerdung.

III.

Horch, wie des Herolds Ruf erschallt:
„Es naht der Herr, laßt uns den Weg bereiten!“
Der Ruf ist in der Wüste nicht verhallt,
Der Jordan trägt ihn fort in alle Weiten.
Wunderlich tönt seitdem es durch die Welt:
„Der Heiland kommt, bereitet ihm die Pfade!“
Und süßes Sehnen alle Herzen schwellt
Nach Seiner Ankunft, nach dem Tag der Gnade.
Der Wüste Ruf hallt wieder laut und hell
Bei allen Völkern auf dem Erdenrunde:
„O Heiland komm, o komm Emanuel!“
Bis Jhu uns bringt der Weihnacht heil'ge Stunde.

nach Seiner Gottheit; Er ist geringer als der Vater nach der Menschheit. Obgleich Er aber Gott und Mensch ist, so sind doch nicht zwei, sondern nur Ein Christus. — Ein Christus: nicht als ob die Gottheit in Fleisch veranodelt sei, sondern weil Gott die Menschheit angenommen hat. Ein Christus: nicht durch die Vermischung der Wesenheit, sondern durch die Einheit der Person. Denn so wie die vernünftige Seele und der Leib nur Ein Mensch ist: so ist Gott und Mensch nur Ein Christus, der für unser Heil gelitten hat, zur Hölle abgestiegen, am dritten Tage von den Toten auferstanden ist etc.“

Bei diesem Bilde (von der Vereinigung unserer Seele mit dem Leibe) ist indeß einem Irrtum zu begegnen, der zwar oben schon kurz zurückgewiesen ist: durch die Vereinigung von Seele und Leib werden beide bekannlich eine Natur, — bei der Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit ist das aber nicht der Fall; sie schmelzen nicht zusammen in eine Natur, sondern beide Naturen, die göttliche wie die menschliche, bleiben in ihrer Ganzheit und Vollkommenheit.

Ein drittes Gleichnis für das Geheimnis der Menschwerdung des Sohnes Gottes bietet uns der Sonnenstrahl. Das Sonnenlicht oder der Sonnenstrahl ist derselben Natur wie die Sonne; er kommt von der Sonne, ist so alt wie die Sonne; — so ist der Sohn Gottes derselben göttlichen Natur mit dem Vater; er kommt von Ihm (hat in Ihm seinen Ursprung) und ist doch gleich ewig. Der Sonnenstrahl bringt auf unsere Erde herab, ohne die Sonne zu verlassen, — so ist der Sohn Gottes durch Seine Menschwerdung auf die Erde gekommen, ohne den Himmel, den Schooß des Vaters, zu verlassen. Wenn nun der Sonnenstrahl durch ein farbloses Glas fällt, so nimmt er z. B. die rote Farbe des Glases an und ist dann selber rot. Hat er aber deshalb aufgehört ein Sonnen-

Sirshennafender.

Sonntag, 24. Dezember. 4. Sonntag im Advent. Adam und Eva. Evangelium Lukas 3, 1-6. Epistel der Korinther 4, 1-5. Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe. Kornmellesienkloster: Morgens 7 Uhr erste hl. Messe; 7,9 Uhr Segensmesse mit Predigt. Nachmittags 4 Uhr Andacht. St. Lambertus: Morgens 7 Uhr gemeinschaftliche Kommunion der Jünglings-Kongregation, 12, Uhr Vortrag und Andacht für dieselben. Pfarrkirche zu Wolmerwerth: Morgens 7, Uhr hl. Messe u. Kommunion der Kinder, 9, Uhr Hochamt; nachmittags 2, Uhr Adventsandacht. Marienkirche zum hl. Antonius in Oberkassel: Nachmittags 4 Uhr ist Gelegenheit zum Beichten.

Montag, 25. Dezember. Hochheiliges Weihnachtsfest. Evangelium Lukas 2, 1-14. Epistel Titus 2, 11-15. St. Andreas: Morgens 4 Uhr Hochamt, 5-6 und 7-8 Uhr Stillemesse, 9 Uhr Hochamt, 10, 11 und 11 Uhr Stillemesse. Während der Gymnasialferien fällt die hl. Messe um 8 Uhr an Sonn- und Feiertagen aus. St. Annastrift: Morgens 5 Uhr erste hl. Messe, woran sich zwei hl. Messen anschließen. Nachmittags 4 Uhr Festpredigt. Dominikanerkloster: Die feierl. Ketten beginnen morgens um 3 Uhr, nach denselben ist um 4 Uhr feierl. Hochamt; darauf sind bis 6 Uhr stille hl. Messen; um 6 Uhr ist Singmesse für den III. Orden, mit päpstlichem Segen für die Mitglieder. 7-8, Uhr stille hl. Messen. 9 Uhr Hochamt. Die letzten 8 hl. Messen beginnen 10, Uhr.

(Fortsetzung siehe letzte Seite.)

strahl zu sein, hat er die Natur des Lichtes verloren? Nein, er ist und bleibt Sonnenstrahl, behält die Natur des Lichtes und erhält noch dazu die der roten Farbe: — so bleibt auch Christus Gott und nimmt zu Seiner göttlichen Natur noch die menschliche an. Und wie wir dort nicht zwei Sonnenstrahlen (einen leuchtenden und einen farbigen) haben, sondern nur einen, — so sind auch nicht zwei Personen im Gottmenschen, nicht zwei sondern Ein Christus! Ferner: die Farbe in jenem Sonnenstrahl ist kein Ding für sich, sondern gehört zum Sonnenstrahl, bildet mit ihm ein Ding: — so ist auch die menschliche Natur in Christus nicht ein Wesen für sich, sondern gehört dem Sohne Gottes: Menschheit und Gottheit gehören zu der Einen Person des Sohnes Gottes. Endlich: als Licht ist der Sonnenstrahl so alt wie die Sonne; aber farbig ist er erst, seit er das farbige Glas berührt; — so ist Christus der Herr als Gott ewig wie der Vater, Mensch aber erst, seit Er aus Maria die menschliche Natur angenommen hat. Und wie der Sonnenstrahl von dem farbigen Glas die Farbe annimmt, ohne das Glas zu verletzen: so nahm der Sohn Gottes von Maria die menschliche Natur an, ohne ihre reinste Jungfräulichkeit im Mindesten zu verletzen.

Doch das Gesagte mag genügen, um uns, lieber Leser, jenes unerforschliche Geheimnis einigermaßen zu veranschaulichen: die Menschwerdung, die für uns viel wichtiger ist, als selbst die Erschaffung; denn was hätte diese uns genützt, wenn der menschgewordene Sohn Gottes uns nicht erlöst hätte?

Weihnachten steht vor der Thüre! Was ist für einen Christen, der diesen Namen irgend verbirgt, wohl natürlicher, als daß er dann im Geiste anbetend neben den frommen Hirten niederkniet, um dem großen Gott zu danken, der unsertwegen in menschlicher Gestalt, als kleines Kindlein, in der Krippe ruht! In diesem ohnmächtigen Kindlein verbirgt sich die unendliche Majestät des Gottes, vor dem der ganze Erdball mit all seinen tausend Millionen Bewohnern nur ein Sandkörnlein, vor dem das ganze gewaltige Weltmeer nur ist wie ein Thautropfen auf einem Grasblatt. Wäre dieser herrliche Gott ein Engel geworden, das wäre schon eine unendliche Erniedrigung für Ihn gewesen, — denn auch der höchste Thronassistent im himmlischen Reiche ist vor Gott nur wie ein erschöpfendes Hülflein gegen das Blutmeer der Sonne. Allein nicht ein Engel ist Er geworden; nein, ein viel armligeres Geschöpf: ein Mensch!

Wir lesen vom hl. Franz von Assisi, dem großen Stifter des Franziskanerordens, daß die Gottesliebe, die in so hohem Maße sein Herz erfüllte, sich u. a. in einer ganz eigenartigen Richtung geäußert habe: er hatte alle Tierlein, weil sie Geschöpfe seines himmlischen Vaters waren, so lieb, daß er sie Brüder und Schwestern nannte; und wenn er nur ein Würmlein am Wege fand, so hob er es sorgsam auf und setzte es an eine Stelle, wo es nicht leicht zertritten werden konnte. Dieser Charakterzug wurde von Vielen bewundert, von Vielen aber auch bespöttelt. — Was aber würde man erst gesagt haben, wenn Franziskus selbst, (falls dies möglich wäre) ein Würmlein geworden wäre, um so ein armliges Tierlein vor dem Untergange zu retten? Nicht wahr, lieber Leser, eine solche Liebe hatten wir für rein unmöglich; wir würden sagen: es ist der helle Wahnsinn! — Nun siehe! Welt geringer, als das kleinste Würmlein im Vergleiche zu dem mächtigsten und geistreichsten Menschen, ist der mächtigste und weiseste Mensch gegen Gott! Und doch ist Gott, um uns zu retten, Mensch geworden! Und Er ist auf die Welt gekommen, nicht wie einst unser Stammvater Adam aus Seiner Schöpferhand hervorging, als Mann in der Blüte der Jahre, hat nicht in

prächtigen Königspalaste Wohnung genommen etc. — nein, als armes, kleines Kind kommt Er zur Welt, ärmer als das ärmste Bettlerkind, in einem Stalle, wo sonst eben nur Tiere zur Welt kommen! Ja, wer durch solche Liebe nicht gerührt würde, dessen Herz müßte wohl ganz verdoert sein.

O Kind so arm, o Kind so bloß,
In Windeln eingehüllt,
Das, ruhend auf der Mutter Schoß,
Als Gott die Welt erfüllt!

O Kind so klein, o Gott so groß,
Was hilft da langes Sinnen?
Ich schau' Dich an, so arm, so bloß,
Und muß Dich herzlich minnen!

Anleitung zur Ausschmückung des Weihnachtsbaumes.

von G. Heit.

Draußen brausen die Adventstürme. Das sieht meine kleinen Anabenscher ihr Tosen? es ist doch nur um so gemüthlicher im Zimmer. Ueber dem Tische wirft die Hängelampe ihren hellen Schein, ihre Ketten sind mit Ephenranken umwunden, die im Gartenmaner spendet, und so haben wir stets einen frisch-grünen Schmuck im Zimmer. Die Magd räumt den Tisch ab, und nun ruft Fräulein: „Onkel, wir müssen mit den Weihnachtsarbeiten beginnen, Du host uns v. rochen uns zu lehren, etwas Neues zum Ausschmückendes Weihnachtsbaumes anzufertigen.“

„Gut, mein Junge; so host denn herbei: buntfarbiges Glastpapier, Scheere, ein Eispennigstiel und ein Einmarstück.“ Das war denn auch nun flugs herbei geschafft.

„Sollen wir auch Kleister holen?“
„Nein, das ist das Schöne bei der Arbeit, die ich Euch zeigen will, daß wir uns die Finger mit Kleister nicht zu beschmutzen brauchen.“

Man kann ja wohl die wunderschönsten Sachen für den Weihnachtsbaum fix und fertig kaufen, aber daß das Selbstgemachte dem Baum erst den rechten Reiz verleiht, und daß das Selbstanfertigen ein ganz besonderes Vergnügen ist, nicht nur für die Jungen, sondern auch für die Erwachsenen, das wissen nur die, die mit Freuden all die bunten hundert Sachen für den Weihnachtsbaum selbst aus ihren Händen entstehen sahen.

„Seht, Junge, was ich Euch jetzt zeigen will, das ist keine neue, moderne Erfindung, sie ist schon sehr alt, denn unser früherer alter Lehrer hat uns die Anfertigung der schönen Papierketten gelehrt.“

„Ach, Papierketten!“ Lang es ziemlich enttäuscht mit entporgezogenen Wäschchen.

„Gewiß, Papierketten, aber welche! Ihr werdet euch wundern, wenn sie fertig sind. Und sie sind so einfach zu machen. Anfangen! Schneidet zuerst mehrere 6 Zentimeter breite Streifen von verschiedenem buntem Papier. Nun faltet sie der Länge nach zusammen, die weiße Seite nach innen, die bunte nach außen. Jetzt wird das Markstück darauf gelegt, so daß es ziemlich dicht an der umgebogenen Seite anliegt, die obere darf etwas vortreten. Jetzt den Bleistift zur Hand und mit ihm einen Kreis um das Markstück gezogen. Nun wird der Bleistift in diesen Kreis gelegt, so daß der freie Rand gleichmäßig breit bleibt, und dann wird auch um den Bleistift herum ein Strich gezogen. Wir haben jetzt zwei Kreise, die einen Ring bilden und zeichnen so den ganzen Papierstreifen voll, der dann in einzelne Stücke geschnitten wird, wovon jedes einen vollständigen Kreis haben muß. Die Kreise, oder Ringe werden nun ringsum mit der Scheere ausgeschnitten, doch muß der Rand unten zusammen bleiben, daß also geöffnet die beiden Ringe zusammenhängen. Das Innere des Ringes wird so ausgeschnitten, indem Ihr das Papier doppelt faltet, und nun nur einen Halbkreis auszuscheiden habt. So, die Hauptarbeit wäre gethan, das heißt, wenn Ihr eine hübsche Anzahl von diesen Doppelringen fertig habt

Jetzt gilt es von diesen Ringen eine Kette zu bilden. Nehmt einen Ring in die Hand, den andern öffnet und faltet die eine Hälfte zu, schiebt sie durch den ersten Ring, legt die gefaltete Seite wieder glatt, und nun hängen die beiden Ringe ineinander. So gehts weiter bis eine lange Kette fertig ist.

Seht, welch ein lustiges Gebilde, das wird sich herrlich machen in den grünen Zweigen, in lustigen Bogen von einer Spitze sich zur andern schwingen. Anstatt buntfarbiges Papier können wir auch goldenes oder silbernes nehmen, das sieht auch vorzüglich aus.

Morgen könnt Ihr an Euren Ketten weiter arbeiten, ich will Euch noch einen andern Schmuck vorkühren.

Mutter hat einige ausgeblatene Eierchalen aufgehoben, sie sollen durch Eure Hände geschmückt, den Christbaum zieren.

Zunächst erhalten diese unversehrten Eierchalen eine kleine Sandbüse zum Aufhängen. Eine kleine Sandbüse wird auf die Öffnung, welche zum Auslaufen des Inhaltes diente, aufgelegt. Die erste Art der Verzierung ist, das ganze Ei mit zerhacktem Staniol, wie er von Schokoladentafeln übriggeblieben ist, zu umkleben. Ein solches Silberet macht sich in dem Kerzenlicht wunderbarlich und sein Flimmern leuchtet blühend durch die grünen Zweige. Eine andere Verzierung ist die, das Ei mit kleinen Silbersternen, wie sie in den Stiel- und Papiergeschäften käuflich sind, zu besetzen und mit Wach- oder Kielesbildern zu versehen. Bei einer dritten Ausschmückung können kunstfertige Hände ihre Malfertigkeit zeigen und das Ei mit Bildern in Wasser- oder Oelfarben bemalen.

Ihr seht, was nicht alles gemacht werden kann, ohne daß der Geldbeutel sonderlich in Anspruch genommen zu werden braucht. Einen so billigen Weihnachtsbaumschmuck könnt Ihr auch auf folgende Weise herstellen: Ihr nehmt einen nicht zu leichten Pappeedel und schneidet darauf verschiedene Figuren, z. B. Halbmonde, an denen an der inneren halbbrunnen Seite das Monogonisch zum Vorschein tritt, dann Sonnen mit Strahlen, diebstahlige Sterne u. dgl. mehr. Diese Pappformen werden erst auf einer Seite mit flüssigem Leim bestrichen und dann dicht mit feiner Gerste belegt. Ist die eine Seite trocken, so kommt die andere Seite dran. Nun werden die so hergestellten Gegenstände bronziert, einfarbig oder auch in verschiedenen Schattierungen. Eine Umwechslung läßt sich dadurch erreichen, daß mit halbierten Erbsen erst Arabastol auf den Leimanstrich gelegt werden und dann erst Gerste. Diese Sachen dürfen nicht gar zu klein sein.

Und nun noch eine Anleitung, dann werdet Ihr für manchen Abend Arbeit haben.

Die Mutter wird wohl aus ihrer Schackammer Euch Seidenreste zur Verfügung stellen; hiervon sucht die besten einfarbigen aus, schneidet sie in Stücke zu etwa 8 Zentimeter Breite und 18 Zentimeter Länge. Es sollen Standarten geben, indem sie an einem Stäbchen befestigt werden, an das goldene Fäden zum Anhängen an die Zweige angebracht werden. Diese Klagen erhalten eine einfache aber wirkungsvolle Makerei. Mit Goldbrünze, die nicht mit Del, sondern mit dickflüssigem Zucker angerührt wird, werden allerlei kirchliche Symbole und Monogramme gemalt. Hierzu eignen sich Stern, Strahlenkrenz, Krone, Palastzweig, Gotteslamm und anderes mehr.

Am unteren Ende wird ein Dreieck ausgeschnitten, sodas zwei Zispel den Schluß unrer Weihnachtsstandarte bilden. Es wird Euch aber auch Vergnügen machen, selbst weitere Ausschmückung der Seidenfäden auszusuchen.

So, haben nun feilig an die Arbeit, eine schöne Vorbereitung an die selige Weihnachtszeit, und vergeß nicht die alten Weihnachtslieder dabei zu singen, das macht das Herz frohlich.

Weihnachten während der Pariser Belagerung.

Von Franciscane Carcey.

Denkmal von B. J. Selin.

Wir erreichten die ersten Tage des Dezember. Ach, wie traurig waren diese Tage, die doch gewöhnlich die Freude gewährt sind! Es ist wahr; wir hatten einen kleinen Trost befriedigter Küche, wenn wir daran dachten, daß die Deutschen, die vor Paris zurückgehalten wurden, ihr Weihnachtsfest auch nicht in der Kamille feierten und daß der traditionelle Weihnachtsbaum nur weinende Augen und thronende Gesichter um sich sehen würde. Doch wie verschieden war diese Weihnachtsnacht für uns von jenen Nächten, in denen lustige Feste gefeiert wurden, die man früher diesem Tage zu Ehren veranstaltet! Die meisten Stichen hatten ihre Porten geschlossen; auf den mit Petroleum erleuchteten und in halber Dunkelheit liegenden Straßen erkante nur vereinzelt der Schritt eines nach Hause Wandernden. Eine kleine Anzahl von Restaurants war geöffnet geblieben, sowohl in dem gewöhnlichen Centrum der Pariser Vergnügungen, vom Boulevard des Italiens bis zum Boulevard Montmartre, wie auch in den vornehmen Vierteln, in Montmartre, Montmoulin und Belleville.

Dier trank man blauen Wein, dort hatte man sich seltsame und extravagante Gerichte anstiften lassen. Die Hofstotelette's häuften sich neben dem gebratenen Giesanterrüssel und dem Königsruchswang, die man mit dem üblichen Champagner besaß. Man mußte sich hüten, um zu lachen, denn niemand hatte das Herz, sich zu amüsieren. Mit welcher melancholischen Bitterkeit erinnerte man sich an die lustige Phynagomie, die Paris, unser Paris, sonst an diesen Tagen zeigte! Wie lebhaft ging es auf den Boulevards und den Straßen zu! Wie fröhlich rollten die Wagen zu tausenden über das Pflaster! Wie fröhlich glitzerten die Lichter in den Schaufenstern der großen Magazine, die sich zu diesem Feste geschmückt hatten! Man traf nur Leute, die ängstlich, Bedröckte, Puppen oder Bombardierten auf den Armen, nach Hause liefen.

Und diese lange endlose Reihe kleiner Buben, die unsern Boulevards einen so reizenden Charakter der Volksfreude verliehen! Doch ach, wie sehn lag das alles! Ein grauer, schneebedeckter Himmel, der auf der düsternen Stadt lastete, halb im Schatten liegende Magazine und auf der Schwelle ängstliche Kaufleute, die ängstlich den Horizont anstarrten; einige vereinzelte Omnisbusse, die fast leer ihre vorrhythmsmäßige Tonr zurücklegten, und eine kleine Anzahl von Wagen, die unbeseht durch die engen Straßen rollten. Erst Ende Dezember schienen einige privilegierte Viertel diese Erschlaffung abzuschütteln; die Menge drängte sich vor den Läden von zwei oder drei bekannten Confitenren und kaufte wie gewöhnlich ihre kandierten Maronen. Maronen vom vorigen Jahre; denn der Winter hatte uns diesmal nicht die ehelichen Kinder der Auvengne zurückgeführt, die sich an den Straßenenden niederließen und unter freiem Himmel auf offener Straße ihre Maronen rösteten!

Und der Morgen des ersten Weihnachtstages! Nein, nie werde ich diesen Morgen vergessen, als das Dienstmädchen mir auf einem kleinen Tischchen das Frühstück brachte und ich mich an diesem Festtage an meinem Kammin ganz allein sah, einem Stück Pferdefleisch gegenüber, das auf dem Teller dampfte. . . Da fühlte ich, wie ich schwach wurde und brach in Thränen aus. Ach, diese Thränen! wie viele andere haben sie noch in dieser Stunde vergossen!

Man denke doch, alle oder fast alle hatten wir unsere Mütter, unsere Frauen und Kinder fortgeschickt und lebten nun schon seit drei Monaten, ohne die geringsten Nachrichten von ihnen zu haben. In gewöhnlicher Zeit war es leicht, sich zu betäuben. Die Geschäfte, die Unterhaltungen, die Vergnügungen und auch jene sorglose Philosophie, die den Hin-

tergrund unseres Nationalcharakters bildet, alles trug dazu bei, diese so teuren Bilder aus der Erinnerung zu verjagen. Der Lärm der Anhemwest leute uns von ihnen ab.

Doch die Feierlichkeit dieses Tages führte sie uns alle wieder zurück, und als sie uns mit traurigen Augen anstarrten, die die Arme entgegenstreckten, als wollten sie sagen: „Wird denn dieser verdamnte Krieg noch nicht bald aus sein?“ da brach mir das Herz, zumal ich fortwährend an die Hungersnot denken mußte. Ach, diese Hungersnot!

Der ganze Monat Dezember war sehr hart gewesen, die Entbehrungen vermehrten sich in dem Maße, wie unsere Vorräte geringer wurden.

Alle Lebensmittel, die das Brot und das Fleisch begleiteten, hatten sich zu ganz exorbitanten Preisen erhoben, die noch fortwährend stiegen. Das Pfund Del kostete durchgängig 6 bis 7 Francs. Von der Butter durfte man gar nicht sprechen; die Preise waren einfach phantastisch; 40 bis 50 Francs das Kilo. Der Käse ließ sich überhaupt nicht mehr verkaufen, das wäre zu teuer gewesen, darum verschenkte man ihn. Ein Stück Käse war ein königliches Geschenk. Die Kartoffeln kosteten 25 Francs der Scheffel; die kleinen Wirtschaften mußten noch mehr bezahlen, denn sie kauften sie literweise. Ein Kohltopf wurde mit 6 Francs bezahlt und Blatt für Blatt verkauft, so daß das, was man früher nicht seinen Kaninchen anzubieten wagte, jetzt zu den Elitgerichten gehörte. Die Zwiebel, die Mohrrübe und der Schnittlauch waren überhaupt unauflindbar geworden. Es gab keinen Marktpreis mehr für diese Artikel, und nur die Laune des Käufers bestimmte den Wert.

Das schmutzigste Fett und Schmalz wurde verkauft und fand zu unsinnigen Preisen Käufer. Um es zu reinigen und um ihm seinen schlechten Geruch zu nehmen, brachten die Zeitungen alle Tage wunderbare Rezepte. Es gab in Paris noch ungeheure Mengen Kaninchen und Hühner, doch das alles war unerschwinglich. Ich habe kurz um Weihnachten Scharen von Neugierigen vor eine Pute stehen sehen, wie sie früher vor den großen Juwelendäden der Rue de la Paix standen.

Viele hatten Kaninchen gekauft, die sie von Abfällen nähten und nun warteten, bis die Hungersnot sie zwang, daraus Pasteten zu machen. Die Pastete wirkt mehr ab, als das Pricassée. Zu Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe, habe ich bei mir im Zimmer zwei kleine Kaninchen, die sich in einem Winkel des Zimmers zusammengekauert haben und mich mit ihren großen, erdrederten Augen ansehen. Die Wirtschaftlerin hat sie mir gebracht, sie meint, sie langweilen sich allein in ihrer Hütte, frieren dort und wollen nicht mehr fressen. Die letztere Bemerkung hat mich bestimmt; ich habe sie aufgenommen und suche sie zu zerstreuen. Ich werde mich wohl hüten, ihnen dieses Kapitel vorzulesen, in denen ihr Todesurteil ausgesprochen wird; denn sie würden vor Kummer abmagern.

Ich besitze ferner zwei Hühner, die ich mit der größten Rücksicht behandle. Aus Hirse machen sie sich nichts, und ich bin schrecklich unruhig wegen der Nahrung, die ich ihnen geben soll. Ich habe über diesen wichtigen Punkt mehrere Konferenzen mit der Köchin gehabt. Wenn ich meine Gattin in diese Weise dem Leser vorstelle, so geschieht das durchaus nicht aus Eitelkeit, sondern aus Liebe zur genauen Berichterstattung. Diese kleinen Einzelheiten sagen mehr als große Phrasen über das hässliche Leben des Pariser während der Belagerung und über die gute Laune, mit der sich diejenigen amüsieren, die noch Geld genug besahen, um noch manchmal zu lachen.

Die Zahl wurde allerdings von Tag zu Tag geringer. Das Bürgerthum fing an, das Ende seiner Mittel herannahen zu sehen. Ich war mit ungeringerem Interesse den Fortschritten dieser Erziehung gefolgt. Ich gehörte zu einer kleinen Gesellschaft, wo man zweimal in

der Woche zusammenkam, um entweder Whist oder Bouillotte zu spielen. Die Höhe der Einsätze oder die Art, das Spiel zu betreiben, änderten sich im ersten Monat nicht besonders; im zweiten fiel der Einsatz um die Hälfte, dann um drei Viertel und endlich, gegen Ende der letzten Tage der Belagerung, war man übereingekommen, nicht mehr um Geld zu spielen.

Wir waren alle blank, und es blieb uns nichts weiter übrig, als bessere Tage abzuwarten.

Was aber soll ich von denen sagen, die keine Mittel mehr besaßen? Leider muß ich es gestehen, war das die ungeheure Mehrzahl der Pariser. Nein, ich kann unseren Brüdern aus der Provinz nicht zu oft wiederholen, mit welcher rührender Resignation, mit welcher unbefiegbarern Gefühl des Patriotismus diese ganze Bevölkerung die Härte dieses Elends ertrug. Namentlich die Frauen waren bewundernswert. Ich besahe die Männer nicht allzusehr, denn die meisten von ihnen hatten 30 Sous täglich, die viele von ihnen ohne Gewissensbisse vertranken. Doch die Frauen, die armen Frauen! Bei dieser schrecklichen Dezemberkälte warteten sie den ganzen Tag über beim Bäcker, beim Schlächter, beim Gewürzkrämer, beim Holzhändler und in der Mairie. Keine murkte. Nie habe ich aus einem dieser an harte Worte gewöhnlichen Mänder auch nur ein einziges böses Wort vernommen. Sie waren am eifrigsten dafür, daß man sich bis zum letzten Stüchlein Brot halten sollte.

Annis Weihnachten.

Humoreske von Fritz Krausld.

Dicht aueinandergeschmiegt gingen zwei jugendliche Mädchengestalten die Bahnhofstraße N's hinunter. Der Dezemberwind hatte ihre vollen Backen geröthet, ihre Wäldchen zerzaust und zerret nun an den Pelzbarretts, als ob er sie um jeden Preis von den niedlichen Körpern herunter haben möchte. Die eleganten Kaufäden wurden keines Blickes gewürdigt, die schönsten Zuschauers mit den funkelnden Augen waren umsonst ausgebeutet, und selbst Kralines und Kagenzungen in dem sonst unübersteiglichen Confiturengeschäft schienen gar nicht zu existieren. Die Größere der beiden, die mit dem dunklen Blondhaar und den großen, blauen Augen, sprach oder schrie vielmehr eifrig auf ihre Fremdin ein, denn der Dezemberwind pff in den schönsten Tönen: „Ich Alexander, mein, mehr Gefühl hätte ich meiner Mutter doch zugetraut. Niemals heirate ich so einen Heringsbändler, so einen Weinplautscher und Delikatessenfriseur. Ach, Ely, es war gewiß eine abgekartete Sache. Darum also muß ich mit 19 Jahren noch in die Pension kommen, damit ich auch eine feine Sommermagnonaise zurichten kann und den italienischen Salat meines zukünftigen nicht verderbe.“

„Und dabei weiß doch Deine Mutter, daß Du ganz und gar nicht prosaisch veranlagt bist.“

Katürlich weiß sie das, aber ich will meinen Eltern zu Hause schon sagen, wie ich über die Liebe denke. Einen ungeliebten Mann heiraten! Br, da müßte ich doch statt meiner 19 Jahre schon 39 auf dem Rücken haben, und auch dann thäte ich es noch nicht.“

„Du hast doch auch Deiner Mutter mitgeteilt, daß Dich Adalbert Haiden in Sahnt stets so sehr ausgezeichnet hat, sie muß doch gemerkt haben, daß Du für ihn schwärmt.“

„Ob Adalbert mich heiraten würde, das hat er nicht gesagt. Er ist eben Künstler. Ach Gott, wenn ich an die himmlischen Gedichte denke und dann an den reizenden Schiffs, kommst Du Dich noch darauf besinnen? Aus seinen Liedern weiß ich, daß er mich liebt, er, ein Dichter, . . . und ich soll August Bömmel heiraten!“

„Da müßtest Du ja nicht bei Sinnen sein, Du kennst ja den schönen August noch gar nicht. Es ist ja wohl der Reife vom alten

Arends, der „Univerfaler“, wie ihn Deine Mama immer tituliert.“

„Der Brief meiner Mutter kenne ich fast auswendig. — Du kennst Deinen Vater und weißt, was es heißt, er wünscht etwas. Der alte Arends wird nun auch schon recht alt, und da hat er sich nun endlich seinen Neffen aus Berlin kommen lassen, den Univerfaler. Das ist ein ganz prächtiger Mensch, er ist fast alle Tage mit dem Alten bei uns, und der letztere hat sich nun mit unserem Vater ein Mädchen ausgedacht. Du solltest den lieben August Bömmel heiraten. Ich sage schon den lieben August, denn das ist er für uns wirklich. Nun, Du wirst ja selbst urteilen. Ich würde mich von Herzen freuen. — Und so wird der liebe August noch ein bisschen weiter bejungen. Vielleicht könnten wir uns schon zu Neujahr verloben, ich bekäme für alle Fälle ein schönes, mittelfarbenes Seidenkleid zu Weihnachten, schreibt die Mutter noch. Aber bleibt mir mit allen Seidenkleidern fern, ich weiß, was ich zu thun habe.“

Der Bahnhof ist erreicht, das Villet gelöst und vor dem Coupé stehen die beiden Mädchen.

„Also ich schreibe Dir sofort.“

„Meiß Du aber auf jeden Fall stark. Ach, Ann, mußt Du doch eigentlich glücklich sein.“

Ein schriller Pfiff und der eiserne Koloss setzt sich in Bewegung. Herr Rentier schulztes Töchterchen setzt sich eine Gede, drückt den Kopf an die Scheiben und träumt und summt: Ach, der Sommer! Da sah sie im Strandkorb und zu Füßen sah er, ein Dichter und erzählte ihr von seinen Träumen; seine Geliebte, die er täglich neu besang, hatte stets große, blaue Strahlenaugen, wie sie. Adalbert Haiden war ein Berliner, sonst wüßte sie eigentlich nichts von ihm.

„Nächsten Sommer wieder in Sagnitz, Du Götliche.“ So lautete seine Abschiedsgrüße an sie, die sie in der Billertafel ihres Portemonnaies stets bei sich trug und nun wohl zum tausendsten Male auseinanderfaltete.

Es war ein recht brunniges Mädel, das in S. ans dem Kouy sprang, aber die herzliche Ermahnung der Mutter und das lachende Gesicht des Vaters machten bald das alte, lustige Kind aus ihm. Es gab so viel Kleinigkeiten zu erfragen, daß man das Wichtigste ganz vergaß. Erst als man abends gemächlich beim Thee saß, meinte Vater Schulze:

„Morgen zum Heiligen Abend haben wir unseren alten Freund mit seinem Neffen auch eingeladen. Wie der Junge sich hier schnell beliebt gemacht hat, das glaubt keiner. Jetzt reunt alles wie dumm, wenn die Vereinsabende in der Harmonie sind; selbst die stolze Justizrätin, die von der Karlsruher-Gede mit dem Bindband, hat sich aufnehmen lassen in dem Verein. Neulich hat Haiden Peters bei dem Stiftungsfest einen Prolog gesprochen, aber wirklich großartig, den soll August Bömmel ganz allein gedichtet haben. Nicht wahr, Mutter, es war ja wohl ein bißchen hoch, übergespannt, wie die dicke Bartels sagte, aber es war doch sehr schön. An mich, an den Gründer des Vereins, hat er ganz besonders gedacht, zwei Verse lang war ich der Stoff.“

Bei dem Nedei schien der Appetit Annis ganz zu schwinden; aber die Eltern sprachen ja noch nicht vom Heiraten, da brauchte sie also auch noch nichts zu sagen.

Am Morgen des 24. Dezember fand das erste, kleine Scharmittel zwischen Mutter und Tochter statt, denn Frau Schulze bestand darauf, daß das Töchterchen die hellblaue Blouse abends tragen sollte, und letzteres meinte wiederum, daß für den schönen August das schwarze Kleid lange gut genug sei. Beim Karfenschuppen fragte Ann den ganz bescheiden, ob die Mutter gar nicht begreifen könne, daß man nur den Mann heiraten sollte, denn man auch wirklich liebe, daß die Liebe doch glücklicher mache als alles Gold der Erde. Ganz allmählich kam sie auf den herrlichen Sommer zu sprechen, den sie mit dem Frau Kanzleirat Rupper und deren Tochter Ethy an der Dfsee verlebte. Es dauerte

nicht lange, da war auch das Gefändnis herans, daß sie Adalbert Haiden liebe, und daß sie keinem anderen Manne die Hand reichen würde als ihm. Das Messer vom Fischschuppen hatte sie noch in der Rechten, die Linke war wie zum Schwur erhoben, und dazu das ernste, trohige Gesicht. . . . Einem Unbelebten konnte ganz grüßlich werden.

Frau Schulze war natürlich zu Flug, sich durch viel Lagegesprächen die Feiertage zu verderben. Fräulein Ann beruhigte sich schnell wieder, und der strahlende Weihnachtsbaum sah ein Mädchen, bei dem die Grübchen in den Wangen wieder spielen und dessen Augen so blank waren, wie nur je. Wenn nur der dumme Arend nicht käme, war ihr behaglicher Gedanke. Doch da klingelt es auch schon. Sie schlüpft schnell ins Schlafzimmer, um noch mal nach dem Rechten zu sehen. Wögen die drinnen sich immer amüsieren. Vater Schulze hat seinen guten Freund gleich auf einen der bezauneten, aber noch Frau Schulze ummodernem Sessel geüßigt. Das Fräulein Tochter, das am Fenster steht und angelegentlich hinschaut, hört die Schritte des verhöhten „Tütenkämers“ hinter sich.

„Entschuldigen Sie, mein Fräulein, daß ich es wage. . .“

Welter kommt der Sprecher nicht. Mit einem jähen Aufwendet sich die Frauengeficht um und: „Wie kommen Sie hierher, Herr Haiden?“ kommt es über ihre Lippen. Fräulein Ann starrt so sehr, daß sie sich am Fensterdrett festhalten muß.

„Hätte ich das geahnt, Sie hier wiederzusehen, gnädiges Fräulein, wie kommen Sie denn nur hierher?“

„Aber ich bin doch hier zu Hause, ich war in S. in Pension und von dort aus mit Küppers nach Sagnitz gefahren.“

„Na, sehen Sie, alter Freund,“ hörte man im Nebenzimmer Herrn Arend brummen, „mein August schneidet natürlich Ihrer Tochter die Cour nach allen Regeln der Kunst. Lassen Sie sich doch endlich mal begrüßen, mein Töchterchen.“

Ann sah wie geistesabwesend bei Tisch, zu fragen wagte sie nicht, und dem Herrn Neffen lief es bald heiß, bald kalt über den Rücken. Da sah er aber tüchtig in der Patzche drin: der alte, praktische Onkel hatte es nie erfahren dürfen, daß er unter dem Pseudonym Adalbert Haiden seine lyrischen Ergüsse in die Welt geschickt hatte. Bei seinen jungen Freunden trat natürlich der Kaufmann August Bömmel in den Hintergrund, da hatte nur der Dichter Adalbert Haiden Geltung; und so war es auch in Sagnitz gewesen. Seine Naise war nun die ihm vom Onkel bestimmte „Heilige, tüchtige Hausfrau“ und er war August Bömmel. O Schicksalswirren, dachte sein Dichtergemüt.

Als man sich endlich erhob, stand Herr August Bömmel gleich an Fräulein Annis Seite. Die drei Alten schmunzelten vergnügt. Es wurde dem guten Dichter und Kaufmann nicht gerade besonders leicht, seiner blaffen, ernten Zuhörerinnen das anscheinend vorliegende Mißverständnis zu erklären; aber je länger er sprach, desto mehr hellten sich Fräulein Annis Äuge auf, und als Frau Schulze gerade dabei war, dem alten Arend von Annis Dichterschritten zu erzählen, kam diese auch schon mit ihrem Erwählten erlöbend auf die Alten zu und letzterer hat das erschreckte Schulze'sche Ehepaar um die Hand seines Töchterchens.

Bei der dampfenden Bowle erklärten die Verlobten den Zuhörern ihren schnellen Entschluß und Vater Schulze meinte: „Nun richtet es Euch nur so ein, daß Ihr nächsten Sommer zusammen in Sagnitz seid, aber dann als August Bömmel und Frau Ann.“

Bei Küppers waren Mutter und Tochter Ethy am Weihnachtsmorgen in ziemlicher Unregung, denn Ann hatte eine Depesche geschickt, die lautete: Habe mich gestern Abend mit Herrn Bömmel verlobt. Fräulein Ethy schüttelte nur den Kopf, begreifen konnte sie es nicht.

Sirchenskalender.

(Fortsetzung.)

Montag, 25. Dez.: 34. Weihnachtsfest. • Herz Jesu's Feste: Morgens 5 Uhr Hochamt, danach 2 hl. Messen; um 8 Uhr 3 hl. Messen. Nachmittags 4 Uhr Andacht. • Kapelle zu Stoffeln: Die erste hl. Messe ist bereits um 7 Uhr mit sakramentalem Segen. Darauf um 7¹/₂ und 8 Uhr 2 hl. Messen. • Karmelitesen-Kloster: Morgens 5 Uhr beginnt das erste feierl. Hochamt; gleich darauf 2 hl. Messen. 7¹/₂ Uhr wieder 2 hl. Messen; 8¹/₂ Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist feierl. Komplet. • St. Lambertus: Morgens 4 Uhr erstes feierl. Hochamt, 6¹/₂ Uhr zweites Hochamt, 9 Uhr drittes Hochamt; nach jedem Hochamt finden stille hl. Messen statt. Nachm. 4¹/₂ Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Fest-Predigt und feierl. Komplet. • St. Marien-Hilfsmehlfahrtskirche: Erstes Hochamt um 4 Uhr, zweites Hochamt um 7 Uhr, drittes um 9¹/₂ Uhr mit 2 folgenden stillen Messen. • St. Marienhospitalkirche: Morgens 4 und 7¹/₂ Uhr jebeßmal 3 hl. Messen; nachmittags 5 Uhr Gottesdienst mit Festpredigt. • St. Martin: Morgens 5 Uhr 1. feierl. Hochamt mit folgenden Messen, 8 Uhr hl. Messe, 8 Uhr 2. Hochamt mit folgender hl. Messe, Johann 9¹/₂ und 10 Uhr hl. Messen, und um 11 Uhr feierl. Hochamt. • St. Petrus-Parochie (Friedrichstr. Kirchplatz): Morgens 4 Uhr das 1. Hochamt, danach alle halbe Stunden stille hl. Messen. 9¹/₂ Uhr das 2. Hochamt, nach welchem um 11 Uhr noch 2 stille hl. Messen folgen. • Ursulinen-Kloster: Morgens 6 Uhr Hochamt, darauf 2 stille hl. Messen. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Morgens 6 Uhr erstes Hochamt, danach hl. Messe; 9 Uhr zweites Hochamt; nachmittags 2¹/₂ Uhr, Seipen. • Refektorienkirche zum hl. Antonius in Oberkassel: Morgens 5 Uhr Hochamt mit Predigt, gegen 6 Uhr hl. Messe u. 9¹/₂ Uhr Hochamt mit Segen. Nachmittags 3 Uhr Seipen. Nach derselben ist Gelegenheit zum Beichten.

Dienstag, 26. Dezember. Stephanus, Martyrer. Gebotener Feiertag. Evangelium Matthäus 23, 24-39. Epistel Apokalypse 6, 8-10 und 7, 54-59. • St. Anna-Stift: Gottesdienst wie Sonntags. Nachmittags 5¹/₂ Uhr Versammlung für die Marianische Dienstmadchens-Kongregation. • Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe. • Karmelitesen-Kloster: 8¹/₂ Uhr erste hl. Messe; 8¹/₂ Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr ist Fest-Andacht. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr feierl. Hochamt, nachmittags 4¹/₂ Uhr Rosenkranz-Andacht, 5 Uhr Predigt und feierl. Komplet. • Ursulinen-Kloster: Morgens 8 Uhr hl. Messe, nachmittags 6 Uhr Andacht. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: 7¹/₂ Uhr Frühmesse, 9¹/₂ Uhr Hochamt; nachmittags 2¹/₂ Uhr Seipen.

Mittwoch, 27. Dezember. Johannes, Apostel und Evangelist. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. • Karmelitesen-Kloster: Morgens 6¹/₂ Uhr Segensmesse; 8 Uhr hl. Messe. Nachmittags 4 Uhr St. Josephs-Andacht. • Pfarrkirche zu Bolmerswerth: Mittwoch u. Donnerstag Morgens 7¹/₂ Uhr Hochamt für die Pfarrogemeinde.

Donnerstag, 28. Dezember. Unschuldige Kinder. Freitag, 29. Dezember. Thomas, Erzbischof. Martyrer. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. • Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe. • Maria-Hilfsmehlfahrt: Freitag u. Samstag abends 7¹/₂ Uhr Andacht wegen der Jahrhundertwende. • Pfarrkirche Bolmerswerth: Freitag u. Samstag abends 5¹/₂ Uhr Dankganges-Andacht.

Samstag, 30. Dezember. David, König. • St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Andacht. • St. Lambertus: Morgens 6 Uhr Segensmesse.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

Rätsel: G.
Charade: Brotweib.
Somonym: Span.
Diamanträsel:
Aue
Rebel
Ulegro
Disemann
Differitorium
Suberisimmar
Unteruchen
Palastina
Whintg
Ames
Dan



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle,
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,
 G. a. d. D., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag in der Oktav der Geburt des Herrn.

Evangelium nach dem heiligen Lukas 2, 33-40. „In jener Zeit wunderten sich Joseph und Maria, die Mutter Jesu, über die Dinge, welche von ihm gesagt wurden. Und Simeon segnete sie und sprach zu Maria, sei er Mutter: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel, und als ein Zeichen, dem man widersprechen wird, und ein Schwert wird deine eigene Seele durchdringen, damit die Gedanken vieler Herzen offenbar werden. Es war auch eine Prophetin Anna, eine Tochter Phanaels, aus dem Stamme Aser: Diese war vorgerückt zu hohen Jahren, hatte nach ihrer Jungfrauschaft sieben Jahre mit ihrem Manne gelebt und war nun eine Witwe von vierundachtzig Jahren. Sie kam nimmer vom Tempel und diente Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Diese kam in derselben Stunde hin, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, welche auf die Erlösung Israels warteten. Und da sie alles nach dem Geheiß des Herrn vollendet hatten, kehrten sie nach Galliläa in ihre Vaterstadt Nazareth zurück. Das Kind aber wuchs, ward stark, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm.“

1899-1900.

Wer aus uns, lieber Leser, könnte sich dem tiefen Einbrüche, den das nahende Ende des Jahres 1899 auf uns macht, entziehen? Es ist ja nicht der Schluß eines von uns durchlebten Jahres, sondern zugleich die Todesfeier eines ganzen Jahr hunderts! Ist es doch, als vernähmen wir in diesem Augenblicke das Dröhnen der Räder auf der großen Weltuhr, deren Pendel unsere Erde selbst ist — als hörten wir das Knarren ihres Räderwerkes, zum Zeichen, daß der Hammer sich hebt, um eine neue Stunde zu schlagen! Fürwahr da treffen die Gedanken unserer Leser, so verschieden geartet sie sonst immer sein mögen, zweifellos in der banger Frage zusammen: wie viele Jahre mag mir das neue Jahrhundert noch gewähren? — Kein Mensch weiß es und kann es wissen; aber dennoch ist es festgesetzt, und zwar von Ewigkeit her von Demjenigen, der die große Weltuhr einst schuf und ihren Gang durch alle Jahrhunderte regelt!

Und wenn wir uns fragen, was all' die unzähligen Millionen von Menschen gesucht, die im Laufe der verfloffenen Jahrhunderte und Jahrtausende gelebt und was keiner hienieden dauernd gefunden: es ist die Glückseligkeit! — Auch wir, hierin lieber Leser, machen keine Ausnahme. Fragen wir uns, ein Jeder sich selbst: was ist denn eigentlich das letzte Ziel deines Bemühens und Strebens? Und die Antwort kann nur lauten: Wohlsein; Entfernung alles Leidens, alles Mangels, Druckes u. Schmerzes, — aber Erreichung, Sicherung, Vermehrung von Ruhe, Freude, Lust, Zufriedenheit, mit einem Worte: Glückseligkeit! Ueberdenken wir aufrichtig all' unser Sinnen und Trachten, alles Kümern und Sorgen, all' unser Bewerben, — es ist im Grunde allein dahin gerichtet, zu erlangen, was uns noch immer mangelt: Glückseligkeit!

Und so liegt es gerade heute besonders nahe, einmal ruhig, wenn auch in gedrängter Kürze zu erwägen, wie das, was wir alle in diesen Tagen uns gegenseitig mündlich und schriftlich wünschen, geradezu allen, aber auch allen Menschen an ohne Ausnahme fehlt; wie also das, wonach übereinstimmend alle rastlos streben, — unter der Sonne — ganz vergeblich gesucht wird.

Ich schlage zunächst das „Buch der Bücher“, die hl. Schrift auf, um ein überzeugendes Beispiel als Weg für das Gesagte zu suchen. Im dritten „Buche der Könige“, stoße ich auf Salomo, dessen Weisheit nicht nur, sondern dessen Reichtum an irdischen Schätzen aller Art, wie bekannt geradezu sprichwörtlich bei den Juden geworden war. Und siehe! dieser vielbeneidete König erzählt von sich selbst: „Ich hatte den Entschluß gefaßt, alle Freuden und Ergötzlichkeiten und alle Güter dieses irdischen Lebens zu genießen“ (Sprichw. 14.) Und was that er zu diesem Zwecke? Er ließ sich einen Palast bauen, der nur dem Herrlichen von ihm erbauten Tempel an Pracht nachstand; auf dem Libanon ließ er Landhäuser anlegen, in denen man alles Seltene und Anmutige der Welt vereint sah; anmutige Gärten, lährende Quellen, schattige Haine übertrafen durch Kunst die Natur. So, der eisenerne Thron, auf dem er mit den kostbarsten Gewändern angethan, zu sitzen pflegte, der Wagen, auf dem er fuhr, waren so kostbar, daß selbst die hl. Schrift in jenem „dritten Buche der Könige“ eine Beschreibung davon gibt. Seine Kleidung nennt Christus der Herr selbst bei Gelegenheit „prachtvoll“, Unermeßlich waren sein Schätze in Gold, Silber und kostbarem Gestein, und die Pracht seiner Umgebung erfüllte selbst die Königin von Saba mit Staunen, die eigens gekommen war, um sich von seiner vielgerühmten Weisheit selbst zu überzeugen. — Und alles das genoß er im tiefsten Frieden, ohne innere oder

Kirchenkalender.

Sonntag, 31. Dezember. Sonntag nach Weihnacht. Schwefel, Psalt. 7335. Evangelium Lukas 2, 33-40. Epistel Galater 4, 1-7.
 ● St. Martin: Morgens 7 1/2 Uhr gemeinschaftliche Kommunion für die marian. Jungfrauen-Kongregation; Nachmittags 3 1/2 Uhr Andacht mit Ansprache für dieselbe. Abends 6 Uhr Jahresabschlussfeier mit Predigt u. Tebeum. ● Dominikanerkloster: Das feierl. Hochamt um 9 Uhr wird dargebracht für die lebenden u. verstorbenen Wohlthäter der Kirche und des Klosters. Nachmittags Inach der Predigt ist feierl. Andacht mit Tebeum. ● Karmelitenkloster: Morgens 1 1/2 Uhr erste hl. Messe; 1 1/2 Uhr Segensmesse mit Predigt. Nachmittags 4 Uhr Dankgottesdienst. ● Ursulinenkloster: Gemeinschaftl. hl. Kommunion der Erstkommunikanten. Versammlung des Marienvereins. ● Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe.
 Montag, 1. Januar. Neujahr. Fest der Beschneidung Jesu. Evangelium Lukas 2, 21. Epistel Titus 2, 11-15. ● St. Martin: Abends 6 Uhr Christi Geburtsgesellschaft mit Predigt, Anzug u. Tebeum. ● Dominikanerkloster: Das feierl. Hochamt für die Wohlthäter der Kirche u. des Klosters. In diesem Tage findet auch die vorgeschriebene Kollekte für den hl. Vater bei allen Gottesdiensten statt. ● Karmelitenkloster: 1 1/2 Uhr 1. hl. Messe; 1 1/2 Uhr Hochamt; Nachmittags 4 Uhr Festanacht. ● Ursulinenkloster: Morgens 8 Uhr Hoch- (Fortsetzung siehe letzte Seite)

Zuherer Feinde, die ihm Furcht oder Sorge hätten bereiten können! — Und was sagt nun dieser weiseste, mächtigste von allen benebete König von sich selbst? Was sagt er von seiner vermeinten Glückseligkeit? „Ich sah und fand, daß Alles Eitelkeit und Geistesplage ist, und daß nichts von Dauer ist unter der Sonne!“

Ich blättere in der Weltgeschichte und stöße auf den deutschen Kaiser Karl V. diesen gefeierten hiegeirichen Fürsten, dessen Macht so weit reichte, daß in seinem Reiche buchstäblich „die Sonne nicht unterging.“ Was mag dieser beneidenswerthe Monarch uns, lieber Leser, von seinem „Glücke“ zu berichten haben? — Als er im Jahre 1558 nach ungefähr 40jähriger Herrschaft Krone und Scepter niederlegte, und sich in das spanische Kloster St. Just zurückzog, um sich auf einen christlichen Tod vorzubereiten, da legte er beim Abschiede von Brüssel mit Thränen in den Augen vor dem versammelten Senate das Geständnis ab: „Während der ganzen, langen Zeit, seit ich die Krone auf meinem Haupte trage, habe ich nicht eine Viertelstunde wahrer, reiner Freude gehabt; immer war die Freude mit Sorge und Bedrängnissen gemischt!“

Ich meine, es sei deutlich genug, was der große Kaiser uns da sagt. Doch blättere wir etwas weiter in den Jahrbüchern der Geschichte: wer ward je aus dem Staube so hoch erhoben zu Glanz und Macht, wie jener eiserne Aarje, ich meine den großen Napoleon! Im Beginn des nun ablaufenden Jahrhunderts zitterte die Erde unter den Tritten dieses einzigen Mannes; Millionen stürzten sich mit Begeisterung für ihn in den Tod; es schien, als ob der Himmel ihm auf gemessene Zeit Blige anvertraut habe, denn was dem Tyrannen entgegenstand, schmetterte er nieder, und wo er traf, zündete und zerstörte er! Sein Blitz traf bekanntlich auch die tausendjährige Eiche des deutschen Reiches und zersplitterte sie, und aus ihren Trümmern schnitt die Gewaltthaber Fürstenthümer für seine Sippe. — Aber, lieber Leser, war etwa er nun zufrieden, als sein mächtiges Kaisercepser herrschend über den schönsten Ländern Europas schwebte? Wir wissen's alle: wie seine Macht wuchs, so wuchs auch seine Begier! Und das Ende? — Bliz und Scepter wurden seiner Hand entwunden, von der schwindelnden Höhe ward er herabgestürzt und an einen feinen Felsen geschmettert und die „Geier“ des Grams und des Kumms, des Grimmes über seinen Sturz, zerfressen ihm das Herz! Und wenn denn eine halbe Welt mit all' ihrer Herrlichkeit den Glückshunger eines Menschen nicht stillen kann, da sollte ein Haus, ein Gut ein Titel, ein höheres Amt oder irgend etwas dieser Art es vermögen?

Der Lust des Menschen nach Glückseligkeit wird erst in jenem Lande gestillt werden, wo die Seligkeit Gemeingut wird, von der der Vollerapostel schreibt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört, und keines Menschen Herz hat es empfangen, was Gott denen bereitet hat, die ihn lieben“ (1. Cor. 2). Das ist die Antwort des Christentum, auf unsere Frage nach Glückseligkeit.

Wenn einst — wieder nach einem Jahrhundert — die dann lebenden Menschen eine Rückschau halten, werden wir, lieber Leser, längst von der Erde verschwunden, begraben, vielleicht ganz vergessen sein! Begraben mit uns sind längst alle unsere irdischen Wünsche Hoffnungen und Schmerzen! Untere Häuser werden von Andern bewohnt, unser Hab und Gut von Andern besessen, unsere Aemter, befehlet. Das Celles wird uns nicht berühren, wenn wir unser wahres Ziel nicht verfehlt haben: wenn wir dann bei Gott sind, wo es keinen Tod und keine Plage und keinen Schmerz mehr gibt, vielmehr eine Glückseligkeit, deren Grad selbst ein himmlischer Vate nicht würdig zu schildern vermöchte, und die nicht nach Jahrzehnten

oder Jahrhunderten bemessen ist, sondern in alle Ewigkeit fortdauert.

Kalenderfragen.

Von Dr. Waldemar Hedec.

Auch in unserer materialistischen Zeit gesehen Zeichen und Wunder. Der Staat, welchen wir seit Kindesbeinen gewöhnt sind als den am meisten rücksichtlosen unter der europäischen Völkernfamilie zu betrachten, das heilige Rußland verandelt nicht nur sein Symbol, den knautschwingenden Gefängnisbästel in einen stötenblauen Friedensengel, sondern denkt auch allen Ernstes daran, seinen bisher mit starrem Eigensinn festgehaltenen julianischen Kalender mit dem georgorianischen zu vertauschen.

Mit der Annahme des letzteren würde sich wiederum einer jener Schritte vollziehen, welche die Kulturmenschen unweigerlich früher oder später machen müssen, um zu der für den sich ausbreitenden internationalen Verkehr notwendigen Einheit aller wichtigen Maße zu kommen. Das metrische System, welches in diesem Jahre auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann, hat seinen Triumphzug fast über die ganze Welt vollendet und in Uebereinstimmung damit sind zahlreiche andere Maßeinheiten, wie die des Thermometers, der Münzsysteme u. s. w. nach der Zeit und dem Hundert eingeteilt. Nur mit dem Kalender und der Zeitmessung hapert es noch an allen Ecken und Enden; dazu kommen die beweglichen Feiertage für Christen und Juden. So ist es denn kein Wunder, daß Vorschläge zu Kalenderreformen immer wieder auftauchen.

Die Dauer unseres Jahres soll im Prinzip die Länge eines Erdumlaufes um die Sonne sein. Die Erstreckung eines solchen konnte man schon vor mehr als 3000 Jahren sehr genau; wenigstens waren die ägyptischen Priester schon im 14. Jahrhundert vor Christus mit der Bestimmung desselben auf 365 1/4 Tage der tatsächlichen Länge, welche 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 46 Sekunden beträgt, sehr nahe gekommen. In den meisten Ländern verquidete man jedoch, dem praktischen Bedürfnisse nach kürzeren Zeiteinheiten folgend, das Jahr mit den Mondmonaten von 29 oder 30 Tagen Länge. Damit kam man aber auf Jahre, die viel zu kurz waren, nämlich nur 354 Tage umfassen, und die religiösen Feste, welche damals noch viel mehr wie heute wichtige Zeitpunkte des Kalenderjahres waren und meistens an bestimmte Jahreszeiten anknüpften, verschoben sich allmählich weit von den ihnen ursprünglich zukommenden Zeitpunkten.

Bekanntlich war es kein geringerer als Julius Cäsar, der im Jahre 47 v. Chr. den in heilloser Verwirrung gekommenen römischen Kalender dadurch ordnete, daß er diesem Jahre, dem 708. seit der Erbauung Roms, um es wieder in Uebereinstimmung mit dem Erdumlauf um die Sonne zu bringen, einfach 67 Tage zulegte und bestimmte, daß das mittlere Jahr gleich 365 1/4 Tagen gerechnet werde und daß, um eine Rechnung mit ganzen Tagen herauszubringen, auf 3 Jahre von je 365 Tagen immer ein Schaltjahr von 366 Tagen zu folgen habe. Mit diesem Cyclus rechnete man im Römerreiche und später auch in der gesammten Christenheit durch anderthalb Jahrtausende, und Rußland sowie die kleineren Staaten im Machtbereich der griechisch-orthodoxen Kirche, also Rumänien, Serbien, Montenegro, Bulgarien und Griechenland bedienen sich desselben noch heute.

Wir können dem Leser das Rechenzempel mit Minuten und Sekunden ersparen, und es genügt hier die Feststellung, daß sich der Betrag, um welchen das julianische Jahr die Dauer eines wirtlichen Erdumlaufes um die Sonne übertrifft, in 129 Jahren auf einen ganzen Tag summirt und daß in Folge dessen nach dieser Reihe von Jahren die Fällung des bürgerlichen Kalenders jedesmal um einen Tag hinter der astronomisch richtigen

zurückbleiben muß. Wenn man auf diese Weise weiter gerechnet hätte, würde es um das Jahr 11600 dahin kommen, daß man Weihnachten zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche feierte und um das Jahr 23000 würde das Fest von Christi Geburt gar auf den längsten Tag fallen.

Zur Zeit Gregors XIII. hatte sich dadurch die Frühjahrs- und Nachtgleiche, welche nach den Bestimmungen des Nicänischen Concils auf den 21. März fallen sollte, auf den 11. März zurückverschoben und der genannte Papst bestimmte deshalb in der berühmten Bulle vom 24. Februar 1582, daß zunächst 10 Tage auszufallen hätten, was dadurch erreicht wurde, daß man auf den 4. October des genannten Jahres gleich den 15. folgen ließ. Um aber eine neuerliche Verschiebung zu verhindern, verordnete Gregor, daß die Schaltjahre der Jahrhunderte, also 1700, 1800 und 1900, keine Schaltjahre sein sollten, außer wenn sie wie 2000, 2400 u. s. w. durch 4 teilbar waren. Eine einfache Rechnung ergibt, daß auch dieser 400jährige Cyclus nicht ganz genau, sondern wieder um 2 Stunden 53 Minuten zu groß ist, sodaß in etwa 4000 Jahren die bürgerliche Zeitrechnung der astronomischen um einen Tag vorauseilt, der jedesmal nach diesem Zeitraum ausgeglichen werden müßte. Inbesonnen genügt der gregorianische Kalender für eine so ferne Zukunft, daß wir uns vorläufig die Kopfe unserer Urenkel in der zehnten Generation nicht zu zerbrechen brauchen.

Die an sich so vernünftige Reform stieß bei den protestantischen Völkern auf den heftigsten Widerstand aus keinem anderen Grunde, als weil sie vom Träger der Aara ausging. Es verging über ein Jahrhundert, ehe die evangelischen Stände des Deutschen Reiches im Jahre 1699 den neuen Kalender annahmen, in Folge dessen wurde im Jahre 1700 im protestantischen Teile Deutschlands auf den 18. Februar gleich der 1. März gezählt. Einzelne Kantone der Schweiz, z. B. der Kanton Graubünden, bequamen sich der neuen Ordnung gar erst 1798 an.

Rußland und andere slavische Staaten sowie die mohamedanischen Wüstenbewohner von Fezzan und Tuat haben, wie schon erwähnt, bis heutigen Tages am julianischen Kalender festgehalten, der nun vom nächsten Jahre an wiederum einen Tag mehr, also um 13 Tage, nachhinken wird. Die vielseitigen Verkehrsbeziehungen haben nun zwar dahin geführt, daß unsere stlichen Nachbarn sich der Erkenntnis nicht mehr verschließen können, daß der alte Poff endlich einmal abgesehen werden muß. Aber statt den Uebergang zu unserer Rechnung durch Eliminierung von 12 bzw. vom Jahre 1900 ab von 13 Tagen zu finden, schlagen die neunmal Weissen, denen sich der Poff in einen Hundeschwanz verwandelt zu haben scheint, vor, damit es nicht so wehe thut, stückweise abzuschneiden. In Bulgarien wenigstens will man den Zweck dadurch erreichen, daß man in 12 hintereinander folgenden Schaltjahren den Schalttag anläßt — eine recht angenehme Aussicht für alle diejenigen, welche mit diesem Land in Verbindung stehen und durch ein halbes Jahrhundert alle 4 Jahre mit einer anderen Zeitdifferenz zu rechnen haben werden.

Im vorangegangenen war immer nur von der Vergangenheit oder von den Verhältnissen der slavischen Welt die Rede; aber unser eigener Kalender zeigt noch vielfache Absurditäten. Am 21. Dezember erreicht für die nördliche Erdhalbkugel die Sonne ihren niedrigsten Stand; von da an wendet sie sich wieder gegen Norden. Nichtsdestoweniger feiern wir aber Weihnachten, welches in Anlehnung an die altgermanische heidnische Religion gleichzeitig auch das Fest der Winter Sonnenwende ist, am 25. Dezember. Wir zerlegen das Jahr in die naturgemäßen 4 Abschnitte: Frühling, Sommer, Herbst und Winter und lassen diese jeweilig mit dem 21.

März, Juni, September und Dezember beginnen, fast so zu rechnen, daß die Winter-sonnenwende in die Mitte des Winters, die Frühlingstag- und Nachtgleiche in die Mitte des Frühlings, die Sommer-sonnenwende in die Mitte des Winters u. s. w. oder alle diese Termine wenigstens auf den Beginn der entsprechenden Jahreszeit fielen. Wir zählen die Jahre von der Geburt Christi an, und obwohl niemand den genauen Termin derselben weiß, ist doch die stillschweigende Annahme vorhanden, daß am 31. Dezember des laufenden Kalenderjahres 1899 Jahre verfloßen sind. Danach wäre Christus also in der Neujahrsmorgen des Jahres 1 geboren; die Kirche aber feiert seine Geburt schon eine Woche früher, also am 26. Dezember des Jahres minus -1. Auf diesen Umstand ist zum großen Teil die jetzt vielfach diskutierte Konfusion über den Anfang des 20. Jahrhunderts zurückzuführen.

Aber gehen wir weiter zum Osterfest, bei welchem die Verhältnisse noch viel verwirrter liegen. Das nicänische Konzil im Jahre 325 bestimmte, daß das Osterfest stets an dem 1. Frühjahrsvollmond gefeiert werden solle und falls der Tag selbst ein Sonntag sei, am nächstfolgenden Sonntag zu feiern sei. Dank dieser Bestimmungen schwankt der Termin der Ostern in den verschiedenen Jahren zwischen dem 22. März, an welchem Tage es im Jahre 1818 gefeiert wurde, und dem 25. April, auf welchen Termin es 1886 fiel, und im Jahre 1943 wieder fallen wird. Am meisten empfinden wohl diese Nebelstadien die Schulen, welche ihren Lehrstoff sehr ungleich verteilen müssen, je nachdem sie ein längeres oder kürzeres Sommerhalbjahr vor sich haben; aber auch andere bürgerliche Verhältnisse haben darunter zu leiden und die ganze Gefolgschaft der sommerlichen Kirchenfeste (Himmelfahrt, Pfingsten, Frohnleichnam) macht die Sprünge des Osterfestes getrennt mit.

Ein wurmtätiges Nonens ist ferner der Februar mit seinen 28 bzw. 29 Tagen, der beispielsweise einem Kaufmann, der am Ultimo Wechsel einzulösen hat, un bequem schnell ablaufen kann. Warum nicht statt sieben Monaten mit 31 Tagen, 4 Monaten mit 30 Tagen und einem Monat mit 28 Tagen lieber 5 Monate von je 31 und 7 Monate von je 30 Tagen?

Biel weniger notwendig erscheint die schon mehrfach vorgeschlagene Einteilung des Tages in 20 Stunden zu je 100 Minuten und 100 Sekunden. Die Zahl 12, welche der Tages-einteilung zu Grunde liegt, bietet durch ihre vielfache Teilbarkeit so wesentliche Vorteile, daß ein Abgehen von der bisherigen Ordnung nicht praktisch erscheint, und nicht einmal die Astronomen und Mathematiker hätten einen Vorteil davon, da die Einteilung des Kreises ebenfalls auf einem vielfachen der Zwölf beruht.

Eher diskutierbar ist die Frage, ob man nicht die Stunden des Tages von Mitternacht zu Mitternacht von 1 bis zu 24 zählen soll. Die Eisenbahnen bedienen sich im internen Verkehr, namentlich zur Feststellung der Fahrpläne nach dem graphischen Verfahren, schon jetzt vielfach dieser Einteilung, und der Reisende, der sich beim Betreten Italiens ein dortiges Kursbuch, ein „orario delle strade ferrate“ kauft, wird zu seinem Erstaunen auch in diesem dem Publikum dienenden Buche die Stunden-zählung bis 24 finden. Ein Blick auf eine Turmuhr wird ihn sodann belehren, daß auch diese bis 24 zeigt. Groß ist freilich das Bedürfnis, von unseren 12 Stunden abzugehen, nicht.

Beller Wahnsinn ist es vollends, wenn, wie es früher in Italien der Fall war, die Uhr von stetig variierenden Sonnenuntergang an zu zählen anfängt, eine denkbar ungeschickte Einrichtung, über welche man nur in Goethes italienischer Reise seine Bemerkungen d. d. Verona den 17. September 1786 nachzulesen braucht.

Biel einfacher hat sich die Menschheit über-

die Frage des sogenannten Datumwechsels fortgeholfen. Wenn es in Deutschland am 1. Januar Mittags 12 Uhr ist (nach mittel-europäischer Zeit), so muß es 180° östlich von dem dieser Zeit zu Grunde liegenden Meridiane von Stargard bereits Mitternacht des Abends vom Neujahrstage auf den 2. Januar sein; 180° westlich vom Stargarder Meridian aber würden die Glocken gerade erst das neue Jahr einläuten. Die 180. Meridiane westlich und östlich sind aber derselbe, und es kam dort nicht gleichzeitig Mitternacht des 31. Dezembers und 1. Januars sein. Man hat daher kurzer Hand eine allerdings sehr willkürliche Linie über den Erdenglobus gezogen, an welcher das Datum wechselt, und welche von der Vehringsstraße östlich von Japan mit Vermeidung größerer Inselgruppen in großen Kurven gen Süden zieht. Die Schiffer zählen auf der Fahrt von Westen nach Osten den Tag, wo sie diese Linie passieren, doppelt, während sie in umgekehrter Richtung einfach einen Tag weglassen.

Der Sylvesterpatient.

Sumoroste von Friedrich T. i. e. m. e.

Die Wahrheit ist oft seltsamer als die Dichtung — daher mögen die geehrten Leser mich nicht ohne weiteres der Ausrufweidei bezeichnigen, wenn ich ihnen die allerdings etwas ungläubhaft klingende Mitteilung mache, daß sich der Held unserer Geschichte, der stud. jur. Gustav Knorr, an dem Sylvesterabend, mit dem unsere Erzählung beginnt, auf der Kneipe in geistigen Getränken ein wenig übernommen hatte. Bei dem weiterbreiteten Rufe strengster Abstinenz, in dem unsere Musensöhne stehen, dürfte diese Behauptung — ich bin es überzeugt — auf Widerspruch stoßen, aber die Tatsache steht nun einmal fest, und selbst die geharnischteste Berichtigung auf Grund des § 11 — all meine des Freigeistes, nicht des allgemeinen Bierkommens — könnte mich nicht zu einem Widerruf be-wegen.

Gustav Knorr befand sich also, als er in jener Sylvesterabend den Nachhauseweg antrat, in der vom Dichter so ergreifend geschilderten Verfassung, in welcher die Stroge uns wunderbar und der Mond mit einem schiefen Gesicht begabt erscheint. Inbessen — um gerecht zu sein — unser Student war durchaus kein Herkules Pöbs, sondern eine zwar lustige, aber solide Haut, und wenn ihn heute der Sylvesterpunsch etwas „unterge-krigt“ hatte, so brauchen wir nicht gleich das schlechteste von ihm zu denken.

Gustav glaubte sich höchst mäßig gehalten zu haben, aber Punsch ist eben ein außerordentlich heimtückisches Getränk — als daher unser Freund aus der heißen, dunstigen Stube hinaus in die eifig kalte Nachluft trat, fühlte er plötzlich das bis dahin so frisch erhaltene Bewußtsein seiner geistigen Persönlichkeit sich in seinem Gehirn verwirren und verflüchtigen, der Boden gestaltete sich unter seinen Füßen seltsam beweglich, die Gegenstände flohen vor einem Blick in nebelhafte Ferne und im Kopfe etablierte sich ihm eine Art imaginärer Mühle, deren Umdrehungen in ihrer Zahl und Schnelligkeit sich der Berechnungskunst des berühmtesten Mathematikers entzogen hätten.

Keine Ursache ohne Wirkung: als Gustav sich nach längerer Zeit allgemach zu verwundern anfing, warum er noch nicht in seiner kaum 200 Schritte vom Bierlokal belegenen Junggesellenkneipe eingetroffen sei und die Augen mit aller Macht aufsch, um einen Versuch der Orientierung zu nehmen, erblickte er zu seinem Erstaunen Bäume und Sträucher und vor sich staketumschlossenes, hell erleuchtetes Haus. Kopfschüttelnd wollte unser Held, der gar nicht begriff, wie er hierher kam, kehrt machen — da knallte plötzlich ein Schuß, und einen Schrei des Schreckens ausstößend, sank er zu Boden. Nicht etwa, daß er getroffen gewesen wäre, nein, nur der Schreck in Verbindung mit übergroßer Mü-

digkeit und durch den Punsch erzeugter Unsicherheit brachten ihn zu Falle, und leider so unglücklich, daß er mit der Schulter gegen einen Stein schlug und sich eine, wenn auch unbedeutende, so doch schmerzhaft Verletzung zuzog.

Sofort machte sich im Garten des Hauses eine lebhaft Bewegung bemerkbar. Dastige Fußtritte erkalteten, Rufe wurden laut, und eine Männerstimme rief in dem Tone des Schreckens:

„Allmächtiger Himmel, ich habe einen Menschen getroffen statt des Fuchses!“

„Einen Menschen?“ rief eine zweite Stimme bestürzt.

„Ja — hörst Du nicht den Schrei?“

„Einen Schrei?“

„Gewiß o, ich Unglücklicher? Joseph, schnell eine Laterne — laß uns nach ihm suchen!“

Der Angerufene verschwand eifertig im Hause, wo sich gleich darauf das Geräusch vieler Stimmen hören ließ. In dem hinteren Partierreale war eine fröhliche Neujahrsgesellschaft versammelt — die Nachricht von dem Vorfalle wirkte wie eine zerplagende Bombe. Man riß die Fenster auf, warf die Türen — eben erdient der Eigentümer, Oberst Morbell, im Rahmen der Thür, begleitet von seiner jugendlichen Tochter Alice, einem reizenden Geschöpf, dem das Entsetzen aus den blauen Augen sprang.

„Was ist geschehen?“ fragte Oberst Morbell erregt.

Der Gärtner Werner näherte sich kleinlaut. „Der Oberst, der Fuchs, der seit drei Nächten unseren Säuerfall heimsucht — ich lauerte ihm auf, um ihm eins auf den Pelz zu brennen.“

„Ich weiß, ich weiß,“ rief der Oberst kurz.

„Sie haben jemand verwundet?“

„Ich fürchte es — ein Schrei!“

Sofort sprang der Oberst in den Garten hinab, seine Tochter und die meisten Gäste folgten ihm. Lichter wurden gebracht, man begab sich auf die Straße und forschte nach. „Ach Gott, da liegt er,“ schrie der Gärtner, auf eine dunkle Gestalt deutend, die am Rande des an die Villa grenzenden Waldchens lag.

„Ist er tot?“ fragte Alice zitternd.

„Ich weiß nicht — ich glaube —“

Gustav lag in der That unbeweglich wie ein Toter. Seine Verwunde, sich zu erheben und nach Hause zu gehen, waren ihm bisher aus Gründen, für die allein der Sylvesterpunsch verantwortlich gemacht werden muß, nicht gelungen; sobald er daher die Annäherung der Willenswahrer wahrnahm, rührte er sich nicht, in der Hoffnung, unbemerkt zu bleiben, er schämte sich, so gefunden zu werden.

Als man ihn jedoch ansah, stieß er einen schmerzlichen Seufzer aus — der Gärtner hatte ihn gerade an der verletzten Stelle gepackt.

„Gott sei Dank, er ist nicht tot,“ rief der Oberst erfreut. „Bringt ihn hinauf ins Fremdenzimmer — und Sie Ziemer, holen den Dr. Ambach!“

Gustav versuchte in dem allgemeinen Getummel vergeblich, sich bemerkbar zu machen. Man hielt seine mit fallender Zunge gesprochenen Worte für Schmerzensäußerungen, und ehe er's sich versah, lag er schon auf dem Bett des Fremdenzimmers, und der Oberst beugte sich besorgt über ihn mit der Frage, ob er verwundet sei.

„Ich glaube, an der Schulter,“ stotterte Gustav mit schwerer Zunge.

„Der Schuß ist hoffentlich nicht in die Lunge gedrungen — bleiben Sie ruhig liegen, bis der Arzt kommt, mein Herr — Ihr fahles Aussehen — die anfängliche Störung des Bewußtseins — alles deutet auf eine ernsthafte Wessur.“

Gustav wollte erwidern, daß er überhaupt nicht getroffen sei, da fiel sein Blick auf das liebliche Mädchen-gesicht — erdrückend schweig er still, er schämte sich, die Ursache seines Zustandes eingestehen.

Gleich darauf erschien der Arzt, ein junger, erst kürzlich etablierter Mediziner.

„Ah, Du bist's, Gustav,“ rief er, den Patienten erlickend, überaus. „Donnerwetter, was ist denn mit Dir vorgegangen? Wie kommst Du in diese Gegend, Unglückswensch? Bist Du schwer verwundet?“

„Ich hoffe nicht,“ antwortete der Blessierte mit schwacher Stimme.

„Zeig mal her —“ Gustav schüttelte energisch den Kopf und zeigte auf die Anwesenden. Der Arzt verstand ihn und winkte ihnen das Zimmer zu verlassen. Beide blieben allein.

„Nun, Junge, wo bist Du getroffen?“ Gustav lachte verlegen und jagte leise: „Gar nicht, Doktor. Liebest, bester Freund, verrate mich nicht. Die Kleine ist entzückend, ich möchte um alles in der Welt nicht vor ihr blamiert sein.“

„Was ist denn passiert?“

Der Student erzählte kurz den Sachverhalt. Dr. Umbach, ein „alter Herr“ der Verbindung Gustavs und ein Freund des jungen Rechtsgelehrten, lachte, als ob er zerspringen wollte.

„Zum Teufel, Keel, halt's Maul — leise, Du verrätst mich.“

„Was soll ich denn aber sagen?“

„Die Wunde sei nicht gefährlich — ein paar Tage Erholung, dann sei alles gut — antworte ausweichend. Du kannst mir ja einen Verband anlegen — geblutet haben muß ich sowieso, wenn mein Gefühl mich nicht täuscht.“

Dr. Umbach willfahrte dem Wunsche des Freundes. Als er zu dem Oberst heruntersah, fragte ihn dieser nach dem Zustande des Patienten.

„D, nicht gefährlich — eine leichte Streifwunde, nichts weiter.“

„Gott sei Dank,“ stöhnte der unglückliche Wundtote erleichtert.

„So wird er nicht sterben?“ hauchte Alice.

„Nein, gnädiges Fräulein — nicht einmal besondere Schmerzen leiden.“

„Ist die Kugel noch in der Wunde?“ erkundigte sich einer der Gäste.

„Nein — es ist überhaupt keine Kugel drin gewesen. Meine Hilfe ist nicht weiter vorhanden. Gute Nacht.“

Der Oberst beugte sich, den Verwundeten aufzusuchen. Gustav stand eben im Begriffe, sich vollends anzukleiden, um nach Hause zu gehen.

„Wie, Sie wollen — nein, lieber Herr, das dulde ich nicht! Sie unterschätzen den Einfluß einer Schußwunde. Bleiben Sie hier über Nacht, morgen werden wir weiter sehen.“

„Unser Held ließ sich nicht lange bitten — zehn Minuten später schnarchte er wie ein Murmelthier. Doch schien es nicht der Schlaf der Bewusstlosigkeit zu sein, den er schlief, denn am Neujahrsmorgen erwachte er mit einem fürchterlich brummenden Kopfe, sodas er es vorzog, sich vorläufig der Familie seines Gastgebers lieber nicht zu präsentieren. Dieser stellte sich noch am Vormittag selbst ein, um nach seinem Befinden zu forschen.“

„Dacht ich's doch, Herr Knorr — denn Gustav hatte sich ihm nun in aller Form vorgestellt — Sie haben ziemlich starkes Wundfieber. Halten Sie sich lieber noch ruhig im Bett — überhaupt lasse ich Sie nicht eher wieder aus meinem Hause, bis Sie vollkommen genesen sind.“

„Nicht doch, Herr Oberst, ich — ich fühle mich ganz wohl —“

„Erlauben Sie mir Ihren Puls — ich bitte Sie, lieber Herr Knorr, der hat mindestens seine neunzig Schläge — und rot wie ein Krebs sind Sie auch — nein, nein, nur hübsch hier geblieben, Sie bleiben mein Gast, ich habe Ihr Uebel zu verantworten.“

Ein Viertelstunde später brachte ein Diener eine Tasse Chokolade vom gnädigen Fräulein. Gustav dankte gerührt, obgleich er sich nicht verhehlte, daß ihm ein simpler Gäring lieber gewesen wäre.

Am Nachmittag trat der Patient bereits

in das Stadium der Reconvalescenz — am Abend nahm er schon das Souper in Gesellschaft des Obersten und seiner Tochter ein. Vater und Tochter bemühten sich so liebevoll um ihn, daß sich Gustav ordentlich ergriffen fühlte; zehnmal schwebte ihm die Wahrheit auf den Lippen, zehnmal schluckte er sie mit einem halben Glase Wein oder einem guten Bißchen wieder hinunter, sobald er den Blicken der schönen Alice begegnete, deren Verachtung und Spott er fürchtete.

Drei Tage mußte Gustav Knorr im Hause des Obersten wohl oder übel den Patienten spielen — und, offengestanden, es gefiel ihm die neue Rolle so gut, daß er es fast dauerte, nicht wirklich verwundet worden zu sein, um die sorgsame Pflege des gastfreundlichen Hauses länger und mit besserem Gewissen genießen zu können. Erst am vierten Tage entließ man ihn als „geheilt“, mit der freundlichen Bitte, die Familie, die nur aus Vater und Tochter bestand, bald wieder heimzusuchen. Gustav hatte sich vorgenommen, in einem ausführlichen Briefe dem Oberst sofort alles zu entdecken — aber es ist doch ein sonderbares Ding um das Menschenherz: von Tag zu Tag verschob er das beschämende Geständnis.

Je öfter er jedoch in der Villa des Obersten vor sprach, je weiter trat seine Absicht in den Hintergrund. Zuletzt dachte er kaum mehr daran, oder wenn er einmal daran dachte, fand er ein Duzend Entschuldigungen für sein Schweigen. Der gute Jüngling bewunderte, ja vergötterte nämlich Alice — deshalb verriet er nichts, deshalb ging er immer öfter hinaus, deshalb studierte er gar so eifrig. Noch vor dem nächsten Sylvester küßte er sich eines Examens mit ausgezeichnetem Resultat; noch vor Ablauf wiederum eines Jahres nannte er sich mit Stolz Altes Verlobten.

Mit Widerwillen wies er nun den Gedanken an die unangenehme Verwechslung von sich. Als der Sylvester zum viertenmal wiederkehrte, sah Gustav Knorr bereits als Professor mit seiner jungen Frau im eigenen, schön geschmückten Heim; beim festlichen Punsch plauderten sie vom Papa Oberst, der morgen zu Besuch kommen werde, von alten Zeiten und dem Glück ihrer erst vier Wochen alten Ehe.

Küßlich sagte Alice holdselig lächelnd: „Ach, Gustav, zeig mir doch einmal die Narbe.“ — Welche Narbe?

„Die von dem unglücklichen — glücklichen Schuß, der unsere Bekanntschaft und unser Glück begründete. Ich möchte sie so gern einmal sehen.“

„Ach, daran siehst Du auch weiter nichts, Herzchen.“

„Doch — es interessiert mich.“

„Ich glaube, man sieht gar nichts mehr,“ meinte Gustav verlegen — da kam ihm der Gedanke, daß heute oder nie Gelegenheit sei, die Last von seiner Seele zu wälzen; er stellte sich vor das Fenster, mit dem Rücken gegen seine hübsche, junge Frau, blies mächtige Wolken aus seiner Peise und sagte schlichtern:

„Liebes Herz, guck mich einmal nicht an — ich will Dir etwas gestehen.“

„Was denn?“

„Ich bin ein ruchloser Betrüger, Alice, höre nur.“ Noch ein tiefer Seufzer — und in einer Minute war das Bekenntnis heraus. Gustav wagte gar nicht, sich nach ihr umzuwenden, auch sie sprach kein Wort — Totenstille herrschte im Zimmer.

Ich unglücklicher, dachte er, sie verzeiht mir nicht! Deshalb fügte er noch eine Aufzeichnung all der Böllensqualen bei, die er gelitten, sprach vom Hluch der bösen That, tiefer Reue und Herkinnung und wälzte alle Schuld auf seine große Liebe.

„Immer noch kein Wort — alles still! Da endlich schielte er nach ihr hin und fragte kleinlaut, ob sie ihm nichts zu sagen habe?“

Alice saß mit feierlicher Miene, offenbar

bemüht, ihrem Gesichtchen einen recht ernsten und strengen Ausdruck aufzuprägen. Als er aber jetzt reuevoll vor sie hintrat und um Vergebung flehte, da hielt sie nicht mehr an sich und lachte hell auf.

„Du lachst?“

Sie zog ihn innig an ihre Brust und sagte: „Ja, Gustav, ich lache, obwohl Du mir so leid thust. Was Du Armer ausgestanden hast — und so ganz umsonst.“

„Umsonst — warum umsonst?“

„Weil wir das alles schon längst wissen!“

„Wie — Ihr wißt es? Aber woher?“ stammelte er betroffen.

„Der Gärtner fand ein paar Tage später seine Kugel in einem Balken des Stadets. Da sie also nicht über den Garten hinausgekommen war, konnte sie doch niemand draußen verwundet haben. Noch am selben Tage erkundigte sich Papa bei dem gerade vorübergehenden Dr. Umbach, der ihm denn auch das große Geheimnis unter strengster Diskretion mitteilte.“

„Der Bösewicht — und Ihr — was habt Ihr gesagt?“

„Fürchtbar gelacht haben wir und Dich in der Folge nur nach mit Fragen nach Deiner Wunde geärgert.“

„Und ich Thor peinigte und kastrierte mich — o Alice,“ jubelte Gustav, „nun erst bin ich vollkommen glücklich! Und Dein Vater, wie auch er —“

„Hätte er sonst Ja zu unserer Verbindung gesagt?“

„Sehr richtig,“ rief der Oberst, der eben in Reifestiefe und Lieberrock eintrat — der alte Herr hatte die Kinder noch heute zu überraschen gedacht und vor der Thür die letzten Sätze des Gesprächs gehört. Nachdem man sich allerseits herzlich begrüßt, setzten sich alle zum Punsch nieder und Gustav hat nochmals erröthend den Schwiegervater um Entschuldigung.

„Laß gut sein, mein Junge,“ versetzte der Oberst lächelnd. „Alles ist vergeben, wenn Du nur künftig Sorge trägst, nicht wieder so — in Schutz zu kommen — nicht alle Augen gehen daneben, Du — Du Sylvesterpatient!“

„Im Grunde genommen,“ erklärte Gustav, „bin ich damals ja wirklich getroffen worden.“

„Und wohnt denn, wenn man fragen darf?“

„Ins — Herz, lieber Vater, und dieser Schuß hat mich zum glücklichsten Menschen gemacht!“ Sie stießen lustig mit den Gläsern an, draußen läuteten die Glocken, fröhliche Stimmen schrien „Prosit Neujahr!“; die Glücklichen aber brachten ein Hoch aus auf St. Sylvester, der selbst Punsch und Hintertugeln in menschenbeglückende, ehestiftende Elzigere und Instrumente zu verwandeln weiß!

Sirgenkalender.

(Fortsetzung.)

amt. Nachmittags 6 Uhr Anbacht. Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.

Dienstag, 2. Januar. Makarius, † 394.

Mittwoch, 3. Januar. Genovefa, † 512.

Donnerstag, 4. Januar. Isabella, Titus, † 98.

Freitag, 5. Januar. Eduard, † 1106. St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr Segens-Anbacht. Karmelitenkloster: Herz-Jesu-Fest. Morgens 6^{1/2} Uhr hl. Messe; 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 5^{1/2} Uhr Predigt; darnach Herz-Jesu- und Armenjelen-Anbacht. Kapelle zu Stoffeln: 8 Uhr hl. Messe zu Ehren des göttl. Herzens Jesu.

Samstag, 6. Januar. Heilige drei Könige. Gedotener Feiertag. Evangelium Rathhaus 2, 1 12. Epistel Palais 60, 1-6. St. Lambertus. Titular-Fest der Sacraments-Bruderschaft. Morgens 7 Uhr gemeinschaftl. Kommunion der Wittlieben, 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1^{1/2} Uhr Rosenkranz-Anbacht, 5 Uhr Fest-Predigt, darnach feierliche Komplet. Zum Schluß Te Deum. Karmelitenkloster: Morgens 6^{1/2} Uhr hl. Messe; 8^{1/2} Uhr feierl. Hochamt. Nachmittags 4 Uhr Komplet. Ursulinenkloster: Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachmittags 6 Uhr Anbacht. Kapelle zu Stoffeln: Morgens 8 Uhr hl. Messe mit sakramentalem Segen.